

EDMUND KISS

Das  
gläserne  
Meer



---

---

DAS GLÄSERNE MEER

---

---



Gescannt von *c0y0te*.

Nicht seitenkonkordant.

Das Buch war ursprünglich in Fraktur gesetzt.

Dieses e-Buch ist eine Privatkopie und nicht zum Verkauf bestimmt!

Copyright 1930 by Koehler & Amelang, G.m.b.H., Leipzig

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig

Printed in Germany

**Dem Manne,  
der mir einen neuen Himmel  
und eine neue Erde gab,  
Hanns Hörbiger  
gewidmet vom Verfasser**

# **DAS GLÄSERNE MEER**

Ein Roman aus Urtagen

von

Edmund Kiß

3. Auflage

---

**v. Hase & Koehler Verlag  
Leipzig**



---

## DER EINSAME

Tausend Jahre waren vor ihm wie der Tag, der gestern vergangen, oder wie eine Nachtwache; und er wußte nicht, warum er Zeit und Raum trennen sollte, weil sie für ihn ohne Wesen waren. Wenn seine Hand die Saiten des flimmernden Sternbildes der Leier führte, klang der Ton ihres Lichtes durch die Weiten des Alls und erlosch, lange bevor er die grauenhaften Tiefen der Welt durchmessen und jenseits der Taube im Dunkel der Ewigkeit verhallte. Er wußte, daß der Lichtklang seiner Sterne nicht weiter reichte wie der einer trüben Laterne im dichten Nebel und lächelte, wenn er an seinen Freund Jochaan, den Menschen der winzigen Erde dachte, der einmal leben würde, wenn wieder einige Nachtwachen vergangen waren. Und er freute sich auf Jochaan, den Ausgestoßenen und Sklaven, den Auserwählten und Kameraden in seiner Weite des Gedankens, vielleicht weil er ein Künstler und Baumeister war wie er selbst; und es galt ihm der Maßstab gleich, der geringer war, weil erst die Menschen mit diesen Begriffen rechneten; er aber nicht. Denn er rechnete mit dem Geist, mit nichts sonst, und er war der Geist. Deshalb kannte er Jochaan

lange, ehe er geboren war, wie er alles kannte, was zwischen den Himmelspolen dem Hauche seines Wesens folgte, und war der Freund des Jochaan, schon ehe die Planeten ihren Ring um die kleine Sonne schlossen.

Der Freund des großen Geistes wurde geboren, als es keine Lust war, auf dem Erdensterne zu hausen, da das Geschlecht der Menschen, das seine Zeit nach Jahren mißt, und ein Geschlecht der Eintagsfliegen der kosmischen Rechnung ist, dem Aussterben nahe war. Viele Jahrzehntausende menschlicher Rechnung vor Jochaans Geburt lief ein kleiner Stern zwischen Erde und Mars seine Bahn um die Sonne und wurde von der starken Erde gefangen, wie viele Millionen Jahre später der Mond, die Luna, in ihren Fesseln sich fing. Diesen kleinen Stern nannten die Menschen das „Gläserne Meer“, weil er aussah wie flüssiges Glas oder wie gefrorener Schnee und weithin den Himmel bedeckte, denn er zog nahe der Erde. Und die Menschen wußten nicht, daß das „Gläserne Meer“ ihr Schicksal sei und auch als später Johannes von Patmos in seiner „Offenbarung“ warnend vom Gläsernen Meer und dem Untergang Babels sprach, verstanden sie ihn nicht.

Als der kleine Stern nahe an die Erde herangekommen war, unrettbar dem Flutzuge des größeren Balles verfallen, so nahe, daß es nur eine Frage kurzer Jahre war, da er zerrissen und zersprengt auf die große Schwester niederbrechen wurde; als die Flut des irdischen Ozeans hoch am Gleicher aufgetürmt stand wie ein Berg, und Eiseskälte fast den ganzen Rund mit Panzern aus weißem Stein umgab, da lächelte der Geist



des Alls abermals; denn er wußte, daß Jochaan geboren war, der Mann, der sein Bruder war und ein Meister des Schicksals werden würde auf der kleinen Erde, wie er selbst in den Weiten des Raumes. Klein und armselig war das Geschlecht der Menschen geworden, nachdem es im ewigen Frühling ungemessene Zeiten hindurch glücklich gewesen war. Als der kleine Stern von der Erde gefesselt wurde, ging die Not der Erde an. Sie stieg, je näher der Trabant heranschrumpfte in unmerklichem spiraligen Fluge. Ganze Völker starben in Eis und Nacht, und nur Wenige, die sich auf die himmelragenden Berge der gleichernahen Kontinente retten konnten, entgingen dem erdumspannenden Verderben, das die Menschen später die Sintflut nannten. Und weil Jochaan die Sintflut meisterte, das Schicksal der Erde, deshalb lächelte der Geist bei seiner Geburt, wie man sich freut, wenn das Echo, das man in unbekannte Nebelweiten sendet, deutlich wiederkommt.

Aber das Lächeln war zu gleicher Zeit ein schmerzliches, weil Jochaan einsam sein würde, wie er selbst, und weil die Einsamkeit für die Menschen schwer zu tragen ist, und nicht wie ein Vorzug und großes Glück, die man leicht tragt; der große Geist wußte, Jochaan würde diese Einsamkeit tragen müssen. Aber er wußte auch, daß nur so ein Bruder seiner selbst sein durfte, einsam und verlassen unter den Menschen, deren Blut er trug, aber dennoch reicher und glücklicher als alle Kreatur, die die kleine Erde auf ihrer Schale hütete.

Als Jochaan zum ersten Male die Augen aufschlug, bebte die Erde, wie sie es seit Menschengedenken getan

hatte, seit der kleine fremde Stern so nahe in rasendem Fluge den Ball seines Heimatsternes umkreiste. Dichte Nebelfetzen zogen im heulenden Sturm von Westen nach Osten, und Schneeflocken wirbelten in die Höhlenwohnung, in der ein Menschenrest der letzten Tage der alten Erde sich drängte.

Der große Geist aber stand bei ihm. Deshalb war es hell in der dunklen Höhle der Eltern Jochaans. Sie aber glaubten, das Feuer eines nahen Vulkans leuchtete mit unheimlichem Licht und fürchteten sich.

Da trat der Geist ins Freie und breitete die Arme aus über die alte vermorschte Erde.

---

## ERDBEBEN

„Ich verstehe Jochaan nicht,“ sagte der König. „Die Leute haben recht, wenn sie sagen, er sei toll. Was er treibt, ist unverständlich. Warum wirft er gefärbte Korkstücke ins Meer und läßt sie von der reißenden Hochflut ostwärts entführen, warum gräbt er auf dem heiligen Berge im harten Stein Höhlen und Grotten und stapelt Vorräte auf, die er in Firneis packt, damit sie nicht verderben, und was der verrückten Dinge mehr sind?“ Die Königin antwortete nicht.

Ihre Augen glitten kurz und abweisend über die gefurchten harten Züge ihres Mannes und kehrten zu ihrer Arbeit zurück, der mühseligen Stickerei auf grobem Wolltuch.

„Warum sprichst du nicht, Aramut?“ fragte der König ungeduldig.

„Jochaan ist nicht toll,“ entgegnete sie leise. Der Boden der Königshalle erbebt in diesem Augenblick in kurzen harten Stößen.

Dumpfes Rollen klang ans dem Schoß der Erde, während draußen der Regen herabrauschte und der Sturm um das niedrige hölzerne Dach pfiff, unermüdlich, und mit grausiger Gewalt.

Der König rückte auf seinem Schemel hin und her, um nicht umgeworfen zu werden, und legte den schweren, fellbekleideten Oberkörper fest auf den steinernen Tisch, der in der Mitte der düsteren Halle stand. Über sein Gesicht glitt es wie ein Lächeln; auch ein wenig Ärger stand darin.

„Die Stimmen der Tiefe geben dir recht, Aramut, als wollten sie Jochaan und seine Worte verteidigen,“ sagte er nach einer Weile, während Fußboden und Haus weiter schwankten in immer leichter werdenden kurzen Wellenstößen. „Er hat es vorausgesagt! Toller und wilder würden es die Geister des Abgrundes mit uns treiben, heftiger und gewaltiger wurden die Erdstöße das Land erschüttern und sichtbar höher würden die Fluten des dahinbrausenden Meeresstromes gegen die Felsenküsten meiner Inseln branden. – Es soll eine Zeit gegeben haben, Aramut, da waren Erde und Meer glatt und still, da war es am Tage hell und in der Nacht dunkel und der Himmel war rein und klar, daß man die Sonne und die Sterne sehen konnte, die daran hängen, und das gläserne Meer war noch ferne von der Erde und erleuchtete mit sanftem Schein die warmen Nächte. – Wann mag das gewesen sein?“

„Es ist sicher lange her,“ klang die ruhige Stimme der Frau vom düsteren Fensterplatz. „Aber die Zeit war und wird wieder werden, denn Jochaan hat es gesagt. Vorher aber muß das Schicksal seinen Lauf haben.“

„Jochaan, Jochaan!“ lachte der König. „Und wenn er dir sagt, die Sterne fallen vom Himmel dir mitten auf den Kopf, so wirst du ihm auch glauben!“

„Auch das Herr! Denn es wird dann wahr sein. In nicht so ferner Zeit wird es sein, sagt Jochaan, vielleicht so bald, daß wir es erleben; doch weiß er das nicht genau.“

Der König kreuzte die Arme auf dem Steinblock und legte den harten dicken Schädel auf diese weichere Unterlage.

Mit vergnügtem, listigem Auge schaute er seiner Frau zu, deren unermüdliche Hände die beinerne Nadel führten und in gleichmäßiger Bewegung wie dunkle Schattenfiguren vor dem Halblight des offenen Fensters auf und nieder gingen.

„Gleich wird das gläserne Meer die Sonne verfinstern, und es wird ganz dunkel sein, Herr,“ begann die Frau nach einer langen Pause. „Stelle mir die Lampe zurecht.“

„Die Lampe des Jochaan,“ erwiderte der König lächelnd. „Er ist eben doch nicht toll, sondern ein außerordentlicher Mann. Wer anders wie er wäre auf den einfachen Gedanken gekommen, das Öl in ein Tongefäß zu schütten und mit einem langen Stück gedrehter Wolle zur Flamme emporzusaugen. Ich sicher nicht, das wirst du mir zugeben. Er sagt zwar, das sei nichts Besonderes. In seiner Heimat flösse das Öl aus den Felsen und man kenne diese Art Tonlampen dort schon seit undenklichen Zeiten. Es sei also keine Erfindung, die von ihm stamme, sondern er habe nur angewandt, was er schon längst gewußt habe.“

Die Königin beugte sich tief über die Stickerei.

Ein munteres Leuchten huschte über die kraftvollen einfachen Linien des weißen Gesichts. „Nein, Tutmon,

du wärest nicht auf diesen Gedanken gekommen,“ bestätigte sie die Worte ihres Gebieters.

„Kann eben nicht jeder ein Zauberer und Gelehrter sein wie dieser Sklave Jochaan, zumal der König nicht,“ fuhr dieser gutmütig fort. „Es sähe schlimm aus auf unseren Inseln, wenn ich statt des Steinbeils den Schreibgriffel führen wollte, oder gar ich säße bei der Lampe des Jochaan und zählte an meinen Fingern Zahlen zusammen, wie du es tust, Zahlen, die so groß sind, daß ich sie doch nicht fassen könnte, wenn ich mich noch so sehr abmühte. Ich fürchte, der Feind von Nordland säße mir bald auf dem Hals, trotz oder gerade wegen meiner gelehrten Kunst.“

„Und bist doch klüger als alle anderen,“ lächelte die Königin, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen. „Wer schützte sonst Jochaan vor den Priestern und dem Obersten der Geistlichen, Nephath, wenn nicht du?“

Der König brummte.

„Vor allem möchte ich bemerken, daß ich der Oberste der Priester bin und nicht Nephath,“ sagte er ernst und richtete sich von dem Steinklotz auf. „Ich wäre ja ein Mammut an Dummheit, wenn ich den Mann verderben ließe! Wer mir seetüchtige Schiffe baut und Festungen auf dem weißen Stein gegen die weißen Männer von den Eisufeln des Nordens, wer mir Licht in die Wohnungen meines Volkes bringt, wer mir Wasser aus den Felsen schlägt an Stellen, da kein Mensch es vermutet, der kann von mir aus so verrückt sein wie es ihm Freude macht; vor den halte ich meinen Schild. Als König muß ich den Mann schützen, der mir

und meinem Lande Vorteil bringt, das ist doch klar.“

„Als ob du ihn nicht auch lieb hättest!“ sagte die Königin. Der Mann erhob sich und ging zum Herd, auf dem in steinerner Vertiefung unter der Asche ein Häufchen Holzkohle glimmte.

Tutmon blies in die magere Glut. Er zündete die Tonlampe des Jochaan an und setzte sie auf den Steinklotz, der als Tisch diente. Hell und steil brannte die kleine Flamme am schwarzen gedrehten Docht.

Draußen war es überraschend schnell dunkle Nacht geworden und die Königin rückte mit ihrer Arbeit zum künstlichen Licht.

Neue Erdstöße ließen die Halle und den steinernen Tisch erbeben, verklingendes Rollen wühlte tief im Grunde.

Der König fing, breitbeinig mitten in der Halle stehend, wie ein Seemann bei Wellengang die unregelmäßigen Schwankungen des lehmgestampften Fußbodens auf. Er und die Seinen waren an die furchtbaren Zuckungen der Erde gewohnt von früher Jugend an und wußten, daß es in den Tagen der Eltern und Großeltern nicht viel anders gewesen war; nur mochte es scheinen, daß diese Stöße in den letzten Jahren heftiger und häufiger geworden waren, und daß eine unerklärliche flatternde Unruhe in den Tiefen der Erdkruste zu wachsen strebte, als wolle sie ans Licht dringen, um Ruhe zu finden. Aber Wände und Dach des Königshauses waren aus festen und zähen Farrenstämmen gefugt, die sich bogen, statt zu brechen, und armdicke Seile verstreben den Bau nach allen Seiten, um ihn vor dem Zusammen-

bruch zu bewahren. Die Wälder in den fruchtbaren Tälern der Abessischen Inseln boten guten Baustoff in reicher Fülle.

Draußen steigerte sich der Sturm zum Orkan.

Gewitterböen heulten mit böartigem Fauchen und Klängen über das Dach der Königshalle, und der blaue Schein der gewaltigen Blitze erleuchtete minutenlang den Raum mit ungewohnter Tageshelle.

Die Königin arbeitete ohne aufzublicken an der Stickerei. Auch die täglichen unheimlich starken Gewitter störten diese Menschen nicht.

Der Fürst der Abessischen Inseln, breitschultrig und groß, grob und stark wie ein wildes Tier, sah ihr seelenruhig mit zufriedennem Lächeln zu.

Nerven kannten diese Menschen nicht, denn die Gewohnheit und das Wissen um ungeheuerliche alltägliche Geschehnisse stumpfte die Empfindung für die Gefahr ab. Erdbeben und Orkane waren Dinge, über die sich kein Mensch auf den Abessischen Inseln sonderlich aufregte, denn das Leben auf den tropennahen Eilanden war immer noch erträglicher als droben im Norden an der Grenze der ewigen Vereisung, wo vertierte Nomadenhorden ihr kümmerliches Leben in unfruchtbaren Schnee- und Eiswüsten fristen mußten, die in Eishöhlen wohnten, statt in holzgefügtten warmen Hütten und die sterben mußten, wenn ihnen einmal wegen Brennstoffmangel das Feuer am Herde ausging.

An diese Nomadenhorden dachte jetzt der König, ohne eigentliche Sorge, denn seine Sorge war immer die der Gegenwart, die der nächsten Stunde. Aber er wußte,



daß es anders werden wurde, wenn die Zeit des Regens und der langen Wolkennacht vorüber war und seine Inseln eine Brücke von festem Eis zum nordischen Tiefland erhielten.

Dann wurde es wieder so werden, wie jedesmal nach der Wolkennacht des Sonnenhochstandes; die weißen Männer würden kommen, von der unerbittlichen Kälte des nordischen Winters getrieben, um sich wärmeres Land zu suchen, und dann wurden die Steinhämmer und Speere an der Wand wieder blutige Arbeit bekommen; Arbeit und wenig Beute, denn die helläugigen Feinde waren arme kümmerliche Geschöpfe mit einfachen Waffen aus Knochen und Fischgräten, wenn sie auch als Gegner im Einzelkampf nicht zu verachten waren.

„Weshalb haben wir Jochaan nicht erschlagen, als meine kleine Schwester ihn damals am Meer fand?“ fragte der König nachdenklich. Diese Gedankenverbindung mit den Männern des Nordlandes lag nahe, denn die Abessen schlugen aus Selbsterhaltungstrieb fast jeden Eindringling in ihr Inselreich tot, nicht weil sie ihn besonders haßten, sondern weil es nötig war, sofern sie ihn nicht in seltenen Fällen als Sklaven oder als Schlachtopfer für die Götzen mit nach Hause nahmen.

Der König mußte seine Frage wiederholen, da der Donner des Gewitters stärker gewesen war als seine ganz beachtliche Stimme.

„Ja. – Warum haben wir es nicht getan?“ fragte Armut dagegen und sah kurze Zeit von ihrer Arbeit auf. „Weil er ganz allein war – vielleicht – oder weil ein guter Geist ihn schützte und ihn für uns erhielt, oder weil die

kleine Zista ihren königlichen Bruder und Herrn um sein Leben bat. Wenn die Königsschwester Tutmon um etwas bittet, so ist er weich wie Wachs, habe ich mir sagen lassen.“

Der König lächelte und machte eine abwehrende Handbewegung.

„Ich glaubte damals, er werde doch sterben, weil kaum ein Knochen an dem Manne heil geblieben war,“ sagte er nach einer Weile in dem Bestreben, seine Milde gegen den Fremden zu erklären. Er streckte den kräftigen Leib auf ein Bett von Bärenfellen, das an der Wand stand und fuhr fort.

„Also nicht weil er allein war, Aramut, oder weil die dumme kleine Schwester für ihn bat! Nachher hatte niemand mehr Lust, ihn zu erschlagen, zumal die Schwester des Königs sich dazu herbeigelassen hatte, den fremden Mann gesundzupflegen, als sei er ein leiblicher Verwandter der Familie.“

„Willst du es nicht noch tun?“ fragte die Königin und lächelte heimlich, erhob aber die Augen nicht, damit Tutmon das Lächeln nicht sehen könne.

Der Mann antwortete hierauf nicht.

Dafür dachte er: Du bist nicht ganz klar! Ich soll Jochaan jetzt noch totschiagen? Diese Frau redet zu törichte Worte. Vielleicht macht sie aber wieder einen dummen Scherz, wie sie es sich mitunter mit ihrem Herrn und König erlaubt.

Er wandte den kantigen Schädel zum Licht und sah seine Frau prüfend an.

Aber deren Augen waren aufmerksam auf das Woll-

tuch und ihre Stickerei gerichtet, und ihr weißes Gesicht war ernst und still wie gewöhnlich.

„Bist du klüger als ich?“ fragte der König und blinzelte mit dem einen Auge, dessen Lid aufgerissen und wieder vernarbt war und mit dem er blinzeln konnte, ohne daß er mehr oder weniger sehen konnte; denn dieses eine Auge war schon vor vielen Regenzeiten dem Knochenpfeil eines Nomaden aus dem eisigen Norden zum Opfer gefallen.

„So dumm ist keine Königin, daß sie klüger ist als der Herr,“ antwortete Aramut mit Würde, aber mit einem freundlichen spöttischen Lächeln.

„Du kannst lesen und schreiben, Aramut, sogar rechnen, daß es schon unheimlich ist! Wer kann das auf meinen Inseln außer den Priestern und dir?“

„Nun, Jochaan kann es noch viel viel besser als ich,“ sagte die Königin. „Er hat sich eine schreckliche Mühe mit mir gegeben, um mir seine Gelehrsamkeit beizubringen, und es hat so ziemlich drei Regenzeiten gedauert, bis ich einigermaßen gelernt habe, was er verlangte. Sehr klug kann ich darum nicht sein. – Aber du hättest es auch lernen können, Tutmon, und hättest es wahrscheinlich viel schneller begriffen, als deine Frau, doch du wolltest es nicht. Das war entweder dickköpfig oder – faul.“

„Ich wollte mich vor den Priestern nicht lächerlich machen,“ verteidigte sich Tutmon. „Und würde das Volk es erfahren haben, daß der König den Schreibgriffel statt des Steinbeiles führt, so kannst du sicher sein, daß ... daß ...“

„Was wäre gewesen, Herr?“ lachte Aramut. „Nichts! Nein, hoher Herr, du wolltest eben nicht, weil es dir besser gefiel, dem Mammut und dem Höhlentiger aufzulauern, statt mit mir und Jochaan Buchstaben aus Wolle zu knüpfen oder mit dem Griffel Worte in eine Wachstafel zu ritzen. Dazu gehört Geduld. Und Geduld hat der König höchstens mit seiner Frau, sonst aber nicht.“

„Ja, mit dir muß ich schon viel Geduld haben,“ bestätigte der Gatte mit einem Seufzer. „Es gibt sicher bequemere Frauen auf meinen Inseln als dich!“

„Und schönere und jüngere dazu,“ nickte Aramut eifrig und fügte lächelnd hinzu. „Hast du nicht Macht zu nehmen, Herr, was dir beliebt?“

Ein Erdstoß, gewaltiger und anhaltender als die vorigen, überhob den König der unbequemen Antwort.

Die Wände der Halle bogen sich knirschend in den starken Verbänden. Die Königin fiel mit ihrem Schemel um und saß lachend am Boden, obschon ihr Schreck nicht gering war. Tief im Schoß der Erde rauschte es mit durchdringendem Zischen auf, wie kochendes Wasser, das in ungeheurer Spannung nach dem Ausweg sucht.

Der König sprang von seinem Fellager auf und half Aramut auf die Beine. Er drehte sie wie ein Spielzeug vorsichtig nach allen Seiten herum, um festzustellen, ob sie sich verletzt hatte.

Da dies augenscheinlich nicht geschehen war, kroch er mit zufriedem Brummen wieder auf die Bärenfelle, weil man dort nicht umfallen konnte, wenn der Boden wankte.

Seine Frau setzte sich zu ihm auf den Rand des Bettes und nahm den kantigen Kopf des Gatten zwischen ihre breiten verarbeiteten Hände.

„Du bist ein guter Mann, Tutmon,“ sagte sie mit einer Stimme, in der Rührung und Lachen spielten. „Du bist stark und gut dabei. Das ist viel. Das ist eigentlich viel mehr, als eine Frau von deinen Inseln vertragen kann.“

„Rede keinen Unsinn, Aramut!“ entgegnete der König verlegen, denn er fühlte, daß er unbewußt zart gehandelt hatte, und das wollte er nicht gerne wahr haben. Diese Königin machte es ihm mitunter schwer, den Herrn zu spielen.

„So will ich Kluges reden, Herr,“ versprach Aramut.

„Hoffentlich verstehe ich es,“ erwiderte der König.

„Du mußt mir aber versprechen, nicht böse zu werden und mir ruhig zuzuhören, bis ich mit meiner Weisheit am Ende bin. Dann hat der König das Wort.“

„Staatsgeschäfte?“ forschte der Fürst mißtrauisch und schielte mit dem gesunden Auge nach der Frau.

„Noch schlimmer, Tutmon! – Religionsgeschäfte, die uns Weiber eigentlich gar nichts angehen.“

„Vielleicht empfiehlt es sich, Aramut, daß du von vornherein über diese Dinge schweigst,“ schlug der König vor. – Er machte sich heftig von ihren Händen los.

Dann aber, als die Königin tatsächlich schwieg, was er nicht erwartet hatte, erwachte seine Neugierde.

„Sagen kannst du ja schließlich, was du auf dem Herzen hast,“ lenkte er ein. „Nur darfst du natürlich nicht verlangen, daß ich mich nach deinen Worten richte. Was ist mit deinen Religionsgeschäften?“

Aramut fing sich den Kopf ihres Gatten wieder ein. Dann begann sie mit ernster Stimme:

„Gehe in den Tempel, Tutmon, den die Priester neu erbaut haben, drunten in der Stadt Tulma, und schlage den sonderbaren Drachen ganz tot, den du nur verwundet hast, als du ihn fingst. Es ist schon eine Schande, was die würdigen Herren mit dem halbtoten Tier für ein Wesen machen. Ich finde es geradezu lächerlich, für diesen Fleischklumpen, der nicht leben und nicht sterben kann, seit du ihm mit dem Beil den Kopf eingeschlagen hast, einen zweistöckigen Tempel zu bauen, der doch einstürzen wird: wenigstens meint das Jochaan, der ein Baumeister ist und es wissen muß. Warum gibst du zu, daß das Tier von deinem Volke angebetet wird, als sei es eine echte Gottheit? Siehst du denn nicht, daß das ganze unsaubere Spiel gegen dich persönlich gerichtet ist, um deinen Ruhm zu verkleinern, den Nephath nicht über die Macht der Priester wachsen lasten darf. Nephath ist dir unbedingt treu, das weiß ich selbst, aber als Überwinder des Drachen bist du ihm zu groß und mußt verkleinert werden auf das Maß, das der Priesterschaft genehm ist. Ich verstehe nicht, wie du es dulden kannst, wo dir Jochaan schon geraten hat, du sollst den Tempelbau zu Ehren des verwundeten Tieres untersagen und dafür dem großen Geiste, der die Welt regiert, einen Altar errichten! Was soll das todwunde Ungeheuer helfen oder schaden? Ich wollte, es stürbe recht bald, damit der tolle Spuk ein Ende hat.“

Dem König war bei diesen Worten seiner Frau unbehaglich zumute. Er wußte genau, daß die Königin,

wie so oft, so auch hier, recht hatte. Allein mit dem Rechthaben war es nicht immer geschehen, wenn die Mächte des Unrechtes stärker und schlauer waren als die schlichte Wahrheit.

Niemand haßte im Innern mehr als er selbst die verlogene Gesellschaft der Götzenpriesterschaft, er haßte sie mit der Inbrunst des edelgeborenen Herrn, dem Heuchelei, Falschheit und Feigheit von Natur unbekannte Dinge sind und deren Kenntniss ihm nur in seiner Herrschertätigkeit und seinem Amt als Oberster Geistlicher seines Volkes durch untergeordnete Naturen vermittelt worden war.

Er rechnete mit ihnen als mit leider gegebenen Größen, wußte sie aber, wie die meisten Soldatennaturen, nicht zu meistern. Obschon er anfangs die Absicht gehabt hatte seiner Frau nicht zu antworten, so entschloß er sich jetzt doch dazu, versuchte es aber mit einem, wie er glaubte, unmerklichen Answeichen vom Kern der Sache.

„Ich konnte unmöglich ahnen, daß das Tier solch zähes Leben hatte,“ sagte er leichthin. „Ich bekam beim besten Willen seinen horngepanzerten Kopf nicht herunter, so stark ich auch auf den geschuppten Hals loschlug. Schließlich war mir mein Beil zu schade, so daß ich es aufgab. Außerdem sind Tiger und Bär gefährlichere Gegner, als dieser Wasserriese es war, dessen einziger Schutz seine gepanzerte Riesengröße zu sein scheint und dessen einzige Waffe der mächtige Schwanz, mit dem er nach mir schlug. – Was haben die Menschen für ein Wesen mit meiner angeblichen

Heldentat gemacht! Du kannst es mir glauben, Aramut, ich habe im Stillen gelacht, obschon du weißt, daß ich mich ganz gerne loben lasse. Es ist schon mitunter vorteilhaft, wenn man den König für einen unbesieglischen Helden hält.“

Aramut schüttelte den Kopf.

So billig sollte ihr großer Mann nicht davonkommen, wenn er sich schon einmal dazu herbeigelassen hatte, mit seiner Frau über diese Dinge zu sprechen.

„Tutmon, du weichst mir aus,“ erklärte sie lachend und lenkte eigensinnig auf den Kern zurück. „Ich sprach doch von den Priestern, die das Tier wieder gesund gepflegt haben, so gut es eben ging, und die nun ihren Anbetungsunfug mit ihm machen, damit das dumme Volk einsieht, daß dem zu göttlichen Ehren verholfen wird, den des Königs Hand nicht hat überwinden können. Und du hilfst diesen Menschen noch dabei!“

„Ärgere mich nicht,“ bat der Mann, nun schon etwas unfreundlicher als bisher. „Was versteht denn eine Frau davon? Ich muß zu manchen Dingen ja sagen, die mir nicht gefallen. Dafür habe ich von den Priestern bei anderen Gelegenheiten Vorteile. Es gleicht sich so ziemlich aus und ich werde mein Auge schon offen halten. Du kannst überzeugt sein, ich kann mit ihm noch recht gut sehen.“

Die Königin seufzte und blickte nach dem Fenster, weil dort plötzlich wieder Tageshelle hineinflutete, und zwar viel heller, als sie gewöhnlich schien.

„Die Sonne!“ rief der König in freudiger Überraschung und sprang von seinen Bärenhäuten auf.



Das Paar ging rasch zum Fenster.

Durch einen Riß in den Wolken strahlte hell und weiß die Sonne für wenige kurze Sekunden auf die Erde hinab, dann aber verschwand sie wieder hinter dem dicken Wolkenvorhang, der mit unheimlicher Schnelligkeit von Westen nach Osten über den Himmel jagte. Den Anblick der Sonne genossen die Menschen der Abessischen Inseln nicht allzu oft, und es gab alte Leute, die sie überhaupt noch nicht gesehen hatten. Wolken und Zwielight waren die bekannten Himmelserscheinungen.

Prasselnd setzte erneut der Regen ein; neue Gewitterschauer zogen grollend über das verdunkelte Land, das im Nebel verhüllt, den Menschen niemals eine Fernsicht bot.

Im Osten glomm ein ungeheures trübgelbliches Licht im Wolkendunst und senkte sich mit deutlich sichtbarer Bewegung dem Horizonte zu. Dabei nahm es stetig an Helligkeit ab, bis es kurz vor dem Schwinden hinter der Kimme fast ganz verlosch.

„Das Licht des gläsernen Meeres?“ murmelte der König und hob die Hand in abergläubischer Scheu zur Stirne. „Fünfmal in einem Sonnenlauf schleudert der starke Geist den glänzenden Mühlstein ins Meer und reißt es mit sich in rasendem Lauf.“

„Jochaan sagt, es sei kein Mühlstein, sondern eine gewaltige Kugel, mit dickem Eis bedeckt wie unsere Berge und das ganze Land im Norden, wo die weißen Männer wohnen, und die kreisrunden Augen, die vorne und hinten auf ihr sitzen, seien keine Augen, sondern Berge und Ringgebirge, deren Ränder Schatten werfen,

wenn die Sonne von der Seite auf sie scheint, und die deshalb wie Augen aussehen,“ entgegnete die Königin.

„Er soll es nicht zu laut sagen.“ seufzte Tutmon. „Seine verrückte Wissenschaft soll er lieber für sich behalten, sonst geschieht eines Tages ein Unglück mit dem Manne. Du weißt selbst, Aramut, die Priester wollten ihn schon einmal wegen Gotteslästerung anklagen, weil er sagte, es gäbe keine bösen Geister, und die Götzen aus Holz, die die Priester in den Tempeln stehen hätten, seien wertloses Schnitzwerk, das nicht einmal großen Kunstwert besäße. Es gäbe nur einen großen Gott, der die Erde und die ganze Welt durchdringe, und in diesem seien alle anderen Götter überreichlich enthalten. Er soll sich hüten, dieser Jochaan! In diesen Dingen ist meine Macht begrenzt. Wenn die Priester das Volk toll machen, kann ich Jochaan nicht schützen, selbst wenn ich wollte. – Wieviel Sklaven hat ihm übrigens Galmon mit auf den heiligen Berg gegeben? Ich sah sie nicht abmarschieren. Es müssen aber sehr viele gewesen sein!“

„Zweimal hundert, Herr,“ antwortete die Königin. „Es waren nicht mehr, als Jochaan gefordert hat, und er wird sie dort oben schon nötig haben, wenn wir auch nicht verstehen, wozu seine sonderbare Arbeit gut ist.“

Der König versuchte an den Fingern die große Zahl nachzurechnen. Er wurde anfänglich nicht damit fertig, so große Mühe er sich gab, und begann beharrlich von vorne.

Aramut nahm hilfreich seine großen Hände in die ihren und zählte lächelnd mit.

„Zwei mal zehn mal zehn. – Hast du es jetzt?“ fragte sie. Tutmon rechnete zur Nachprüfung noch einmal selbständig nach und nickte.

„So viel! So viel!“ brummte er nach einer Weile betreten, als er begriffen hatte, wie groß die Zahl zweihundert sei. „Und alle für eine ganz verrückte und zwecklose Arbeit! Eine Höhle will er in den gewachsenen Felsen des heiligen Berges meißeln, weit oben auf der Ostseite des steilen Felsenhangs, inmitten der Wüste von Schnee und Eis, wo der Sturm die Luft absaugt, daß man fast erstickt, will er uns den rettenden Unterschlupf bauen! Für was? – Gegen welche Gefahr? Bebt der heilige Berg nicht ebenso unter den Stößen der bösen Geister unter der Erde wie hier unten in den warmen Tälern? Reißt dort oben das gläserne Meer, der ungeheure Mühlstein des starken Engels die Wolken langsamer über die Schroffen als hier über die grünen Matten? – Was schleppt er Lebensmittel und Fleisch hinauf und friert es mit Eis ein? Damit wir später zu essen haben, sagt Jochaan. Wann später? Denkt er, ich wurde jemals so verrückt sein, aus meiner warmen Halle in seinen Eiskeller zu ziehen? – Hätte ich gleich begriffen, daß er fast alle meine Sklaven wegführen wollte, ich hätte es ihm nicht erlaubt. Du hast aber unbedenklich zugestimmt, Aramut! Das hättest du nicht tun sollen. Auch dir ist es nicht klar, was der Höhlenbau auf dem eis- und schneestarrten Berge bedeuten soll, und doch hast du keinen Einspruch erhoben.“

„Deine Leibgarde ist geblieben, Herr,“ begütigte die Königin den erregten Gebieter. „Laß Jochaan gewähren.“

Er hat soviel Gutes getan, daß er auch einmal einen ausgemachten Unfug anrichten darf.“

Der König nickte lebhaft und erfreut. „Nicht wahr? Du hältst es auch für Tollheit, was er jetzt tut? Für eine ganz zwecklose ungeheuerliche Tollheit!“

„So ganz doch nicht, lieber Herr,“ seufzte Aramut. „Obschon ich es nicht begreife.“

„Hat doch schließlich etwas Gutes, diese Tollheit,“ sprach der König vor sich hin. „Er ist weg von hier, fern von meinem Hofe wohl den halben Winter hindurch oder gar noch länger, denn die Arbeit soll ja, wie er sagte, lange dauern und nicht einfach sein. Vielleicht vergißt ihn Nephath, der Oberpriester des heiligen Tieres, vielleicht vergessen ihn seine Feinde, wenn sie ihn nicht sehen; das wäre mir gar nicht unerwünscht. – Aber dein Bruder Araton ist mit ihm geritten! Es gefällt mir gar nicht, daß Araton bei ihm ist. Ich will dem Fürsten sagen lassen, er solle zurückkommen. Wir können einen Vorwand erfinden, Aramut, um Jochaan nicht wehe zu tun. Vielleicht den, er solle kommen, um meine Schwester Zista zu heiraten, die bei deiner Mutter auf deinem heimatlichen Berghofe weilt. – Was meinst du dazu?“

„Laß ihn bei Jochaan bleiben, Herr,“ bat die Königin. „Du weißt, er liebt ihn. Du wirst beide traurig machen, wenn du Araton zurückrufst. Und mit seiner Heirat mit deiner Schwester haben wir Zeit, bis der Winter kommt. und das dauert nicht mehr allzu lange. Laß ihnen deshalb die Freude, Tutmon!“

„Wenn ich wüßte, was das richtige ist,“ sagte der König bedrückt und unentschlossen. „Aratons Geist

liegt im Banne Jochaans, ich weiß es wohl. Dieser Sklave raubt mir die Liebe der Meinen Stück für Stück, ohne daß ich ihm deshalb böse sein kann, aber es ist mitunter bitter, Aramut, zu wissen, daß es so ist. Mir scheint fast, Jochaan ist König und nicht ich, und Araton geht es wie allen, die mit diesem sonderbaren Sklaven Jochaan in Berührung kommen, mit diesem unfreien Baumeister, der mit einer Sicherheit und überlegenen Ruhe über die Erde geht, als sei er der Herr und die anderen die Knechte.“

„Er ist König in seinem Reich, du in dem deinen, Herr,“ antwortete die Königin. „Eure Pfade kreuzen sich nicht, denn sein Reich ist das des Geistes, das deine aber das der Erde. Sieh, Tutmon, Jochaan ist doch schließlich nur ein armer Knecht, gönne ihm die Liebe, die ihn umgibt; sie ist sicher nicht an einen Unwürdigen verschwendet. Er hat dir nichts genommen, hat nur gegeben, hat mit gradezu königlicher Freigebigkeit gegeben, was sein reicher Geist uns bieten konnte. Nie hat er nach Lohn gefragt, den du selbst deinen anderen Sklaven nicht vorenthält, wenn sie dir treu dienen.“

Aramut schwieg eine kurze Zeit. Dann fuhr sie fort, und es klang wie geheime Angst in den Worten der Frau:

„Und glaubst du nicht auch, Tutmon, daß er einer der Treuesten deiner Diener ist, einer der wenigen, die nicht hinter deinem Rücken gegen dich wirken? Er ist ein Mann, der dir nicht dient wie ein Sklave seinem Herrn, der nur seine Pflicht tut, weil die Peitsche droht, sondern wie ein unabhängiger, freier Lehnsmann, der seine

Dienste aus warmer Teilnahme an deiner Sache leistet? Hat er dir nicht unendlichen Vorteil gebracht durch seine Geschicklichkeit und Kunst?“

„Jochaan hat einen guten Anwalt an der Königin,“ nickte Tutmon finster und drehte den Kopf zur Wand.

Eine dumpfe Stille lag nach diesen Worten des Königs in dem düsteren Raum. Doppelt laut und schneidend hörte man den Sturm um die Halle brausen.

Aramut suchte des Mannes Hand und wollte wieder beginnen.

In diesem Augenblick aber neigte sich das Hans sichtbar zur Seite, als sollte es umstürzen.

Aramut klammerte sich an den Bettpfosten, der in Decke und Fußboden der Halle wie der Mast eines Seeschiffes fest verankert war, denn das Erdbeben, gewaltiger und andauernder wie alle bisherigen, schleuderte das Königshaus auf und nieder wie einen Einbaum im Sturm. Dummer Donner rollte aus der Tiefe wie das ergrimnte Brüllen eines ungeheuren gefesselten Riesen und schwoll zu einem Krachen an, als wollte die Kruste der Erde unter übermächtigem Druck bersten. In der Ferne klang das gewaltige Prasseln niedergehender Steinlawinen, die das Erdbeben auf den Höhen der Berge vom Urgestein losbrach und vernichtend in die Täler schleuderte.

Der König erleichte bis in die Haarwurzeln und stierte wie ein verängstigtes Tier nach dem schwarzen steinernen Tisch, den die Gewalt des ersten Erdstoßes wie ein federleichtes Spielzeug aufgehoben und gedreht hatte, so daß er jetzt schief in der Halle stand.

Klirrend stürzte die Tonlampe des Jochaan zu Boden und barst auseinander.

Die Dachverbände des festen Hauses knirschten und stöhnten, und von der Wand fielen polternd Schild, Speer und Steinhammer des Königs der Abessischen Inseln.

„Galmon, Galmon!“ schrie Tutmon in plötzlich ausbrechendem jähen Entsetzen.

Er stieß seine Frau beiseite und rannte, die Hände schützend über dem Kopf erhoben, zum Ausgang.

Die Tür flog auf, in der Angel gebrochen, und fiel polternd zu Boden.

Im dunklen Vorraum hockten stumpfsinnig, Gebete murmelnd, die Männer der königlichen Leibgarde, starke tapfere Tiere eher als Menschen, gleichgültig manche, stieren Auges die meisten; dumpfes angstvolles Heulen klang vereinzelt aus schwarzen Ecken. Wie grünliche Lichtpunkte funkelten die Augen der Soldaten aus der Finsternis.

Galmon, der alte Führer allein, stand aufrecht an der Schwelle des Hauses, festgeklammert am Türholze, und sah in das Toben des Unwetters hinaus.

Als er die Stimme seines Gebieters hörte, drehte er sich vorsichtig herum und versuchte das Knie zu beugen, wurde aber von den wiederholten Erdstößen beinahe umgeworfen, so daß ihm die übliche Ehrenbezeugung nur schlecht gelang.

„Laß das jetzt, Galmon!“ schrie der Fürst, machtlos am Boden hockend wie die anderen. „Sieh die Seile nach, ob sie halten, und halte neue bereit, falls sie reißen.“

Schnell! Die Halle stürzt ein!“

Der König wankte in den strömenden, warmen Regen hinaus, geblendet von baumdicken rings niederfahrenden Blitzen, die wie ungeheure Lanzen vom nachtschwarzen Himmel auf die Erde zuckten. Blutroter gedämpfter Feuerschein stand flackernd im glostenden Nebelgrau, dröhnend hallte im Getöse des Unwetters der Donnerton auftobender Vulkane. Galmon taumelte hinter seinem Herrn her ins Freie.

Einige beherzte Männer der Leibwache folgten ihm wie treue Hunde, auf allen Vieren kriechend, die Steinmesser zwischen den weißen Raubtierzähnen.

Die Seile, die das Königshaus nach allen Seiten verstrebt hatten, waren zum Teil gerissen und flatterten wie dünne Fahnen im tosenden Weststurm. Unbekümmert um Erdbeben und Unwetter, machten sich die Soldaten an die Arbeit, sie durch neue zu ersetzen. Wie die Katzen kletterten die braunen Gestalten auf das Dach des Hauses und klammerten sich an der starken Traufe fest, um nicht heruntergeworfen zu werden.

Dumpfe Hammerschläge hallten durch den Nebel.

Tutmon atmete auf. Das Blut schoß wieder in seine Wangen. Beide Hände drückte er auf das schlagende Herz.

Hier unter dem freien Himmel war das Stoßen des Erdbebens leichter zu ertragen, als in der niedrigen Halle, die ihm beinahe auf den Kopf gefallen wäre!

Wie er das lähmende Entsetzen noch über seinen Rücken kriechen fühlte! Tutmon merkte, wie seine Kniee zitterten, daß er sich kaum aufrecht erhalten konnte.



Er lachte verlegen über sich selbst.

Seine liebe Königin hatte er in der Angst um sein eigenes kostbares Leben tatsächlich vergessen! Das war beschämend genug für einen Mann, dazu noch für einen König, der besser und tapferer sein sollte als alle anderen.

„Aramut!“ rief er in die Halle zurück. „Willst du nicht herauskommen, bis die Seile erneuert sind?“

Ein Lachen klang aus dem Dunkel des Hauses, etwas gewaltsam, aber doch munter und tröstend.

„Ich bleibe hier, Herr, wo es trocken ist!“

Der König brummte beschämt. War das noch eine Frau, die lachen konnte, wo das Entsetzen jeden Mann packte? Hatte sie diese Furchtlosigkeit auch von Jochaan gelernt?

„Die Frau ist tapferer als ihr Held von König!“ sagte er zu dem Führer seiner Leibwache. „Was meinst du, Galmon?“

„Die Königin ist sehr tapfer,“ antwortete der Soldat vorsichtig. Er hütete sich, etwas anderes zu meinen, als sein Herr und König.

Der alte Kriegsmann deutete aus den Feuerschein im Regendunst.

„Herr, die Berge brechen Feuer aus, toller als sonst! Das muß ganz nahe sein oder, wenn es nicht nahe ist, sehr schlimm! Ich will hinlaufen und nachsehen. Wenn der flüssige glühende Stein deine Stadt packt, Herr, so ist sie verloren mit allen Menschen, die in ihr wohnen. Aber selbst wenn dies Unglück nicht geschehen ist, wird es traurig genug in Tulma aussehen.“

„Ich komme mit dir, Galmon,“ sagte der Fürst.



---

## **DAS TIER**

Am Tor der Holzpfahlumwallung, die den Königshof in weitem Ring umschloß, hockte der Wächter unter seiner Wachhütte, deren Dach infolge des Erdbebens heruntergefallen war und auf ihm lag. Allzuschwer schien der Mann nicht beschädigt zu sein; er blutete aus der Nase und wagte sich nicht unter dem Haufen von zähen Blättern und Ästen zu rühren. Stumpfsinnig vor Schreck und Entsetzen glotzte er seine beiden obersten Herren und Meister an, ohne Miene zu machen, hervorzukriechen und das Tor zu öffnen.

Galmon half ihm mit einem Peitschenhieb auf die Beine und schien nicht übel Lust zu haben, den armen Burschen gehörig zu verprügeln, weil er in Gegenwart des Königs gewagt hatte, liegen zu bleiben.

Tutmon aber dachte an seine eigene unmännliche Angst beim Ausbruch des furchtbaren Erdbebens und winkte dem Führer der Leibgarde, er solle ihn ausnahmsweise ohne Strafe laufen lassen. Wo die Fassung des Königs versagte, konnte man sie von dem vertierten armen Kriegsknecht nicht verlangen. Außerdem hing das schwere kupferbeschlagene Tor nur noch in einer Angel und ließ sich ohne die Hilfe des Wächters mit

einem kräftigen Fußtritt öffnen.

Über den niedrigen Bergen im Westen stieg mit gelbem Lichte das gläserne Meer durch die Wolken auf, ungeheuer groß und in wunderlich schneller Bewegung. Durch einen Nebelschleier sah man für kurze Zeit die weiße, riesenhafte Sichel eines Mondes, fast über ein Drittel des Himmels emporragend, schnell hinter den jagenden Wolken verschwinden, nur ihr trübes Licht durch den Vorhang schickend, der den Menschen der Abessischen Inseln Himmel und Sterne fast immer verhüllte.

„Hast du die kreisrunden feurigen Augen der Tiere gesehen, Galmon?“ fragte der Fürst mit einem Schaudern. „Sie hocken auf der Sichel des kristallinen Meeres wie um einen riesigen Tisch und glotzen wie böse Geister auf uns hinab! Sie beraten über das Schicksal der Menschen, das ist sicher – selbst Jochaan hat nicht widersprochen, als es Nephath einmal sagte – und unter ihren Blicken bebt und zittert der Boden unter unseren Füßen, daß er nie Ruhe finden kann. Galmon, Galmon! Diese Tiere werden uns und meine Inseln noch verderben, wenn es so weiter geht wie bisher! Ich will mit den Priestern sprechen, Galmon, vielleicht wissen sie Rat, wenn ich auch nicht daran glaube. Aber man soll alles versuchen, Galmon. Wir wollen versuchen, die Tiere zu versöhnen, Galmon, wir wollen – was meinst du, Galmon?“

Der alte Feldherr zuckte die Achseln, doch so leicht, daß es dem König nicht auffiel. Er hatte wenig Zutrauen zu der Kunst der Priester.

„Schlachte einige Sklaven, Herr,“ schlug er seelenruhig vor. „Wenn es nichts nützt, so wird es auch nichts schaden, denke ich. Deinen Priestern kannst du keine größere Freude machen als mit so einem Schlachtfest. Wir Soldaten sind da anders. Auch wir schlachten die Menschen, aber doch nur, wenn es notwendig ist, diese Menschen aber aus Lust am Schlachten. Außerdem gefällt es dem Pöbel und das ist natürlich wichtig. – Du weißt, Herr, ich meine es nicht böse, wenn ich so über die Priester spreche. Du selbst bist ja der oberste Priester und meine Worte sind eigentlich auch eine Kränkung für dich. Aber du hast mich um meine Ansicht gefragt, und ich muß antworten.“

Der König brummte verlegen und warf einen scheuen Blick auf das wachsende trübe Licht am Himmel, das wenigstens den einen Vorzug hatte, eine gewisse Helligkeit zu erzeugen, so daß der Weg, den die Männer gingen, auf größere Entfernung mit hinreichender Deutlichkeit zu erkennen war.

„Die Priester, und namentlich natürlich Nephath, haben einmal von mir verlangt, ich solle ihnen Jochaan ausliefern, damit er den Göttern zur Versöhnung geopfert werden solle.“ sagte Tutmon nach einer Weile mit einem schrägen Seitenblick des schwarzen Auges auf seinen bärenhaften Begleiter.

Galmon deutete ein belustigtes Grinsen an, weil er dachte, sein König beliebe zu scherzen.

Jochaan war Galmons Freund, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er ihn gelehrt hatte, die Federn an den Pfeilen seiner Leibwache in leicht schräger

Stellung anzubringen, so daß die Treffsicherheit der Bogenschützen erheblich zugenommen hatte. Da die Belobigung des Königs bei dem Preisschießen Galmon zugefallen war, so trug der alte Soldat eine zärtliche Zuneigung zu dem gelehrten fremden Baumeister im Herzen.

Diesen wichtigen und wertvollen Mann den Priestern als Schlachtopfer auszuliefern, kam ihm als ungeheuerliche Dummheit vor, die der König unter keinen Umständen begehen durfte.

Wer hatte denn die Handelsflotte des Königs ausgebaut, die in den ruhigen östlichen Buchten der Abbesischen Inseln kreuzte, wer die starken, seetüchtigen Kriegsschiffe, die den kümmerlichen Kanus der nordländischen Gegner weit überlegen waren, wer hatte die Festungssperren auf dem weißen Stein in den vereisten Tälern des Nordlandes angelegt und mit reichen Vorräten versehen, um den fremden Eindringlingen den Weg zu verlegen? Jochaan war es gewesen, der fremde geniale Baumeister, den die aufopfernde Pflege der Königsschwester Zista den Abessen erhalten hatte.

„Jochaan schlachten?“ fragte der Feldherr und brach in ein leises Lachen aus. „Der Witz ist schlecht, Herr, wenn er nicht so blöde wäre, hatte ich ihn gerne gemacht. So stammt er nur von den Priestern, oder gar von Nephat selbst? Solche Scherze können nur die Priester machen; ist ja auch ihr Beruf, mehr können sie nicht, wenn ihnen der blasse Neid auf den krummen Nasen sitzt. Denn nur der Neid kann solche dumme Forderungen stellen.“

Auch der König lachte.

Die Kriegerkaste auf den Abessischen Inseln schien in dieser Hinsicht einer Meinung zu sein. Jedenfalls war die Liebe zu den Priestern in Tulma nicht groß, weder beim König, noch bei seinem General.

Der Feuerschein, auf den die Männer zuschritten, wurde langsam etwas heller, doch schien er immer noch sehr weit entfernt zu sein. Asche und Steine fielen aus der Luft zu Boden und bildeten im strömenden Regen einen zähen übelriechenden Schlamm, der Gras und Bäume bedeckte.

„Es ist doch weiter, als ich zuerst fürchtete,“ sagte der Führer der Leibwache mit einem Aufatmen. „Deine Stadt Tulma, Herr, scheint demnach von dem Feuer unversehrt geblieben zu sein. Wenn es dir aber recht ist, steigen wir hinab nach Tulma und sehen zu, was dort während des Erdbebens geschehen ist. Ich glaube, wir werden dort helfend eingreifen müssen, denn die Priester laufen sicher durcheinander wie eine Herde Bergziegen, wenn der Tiger zwischen sie gefahren ist.“

Die Männer wandten sich talwärts und ließen den roten Schein des feuerspeienden Berges Peri seitwärts liegen.

Sie beschleunigten ihre Schritte, um noch vor Beginn der ersten der beiden täglich zweimal eintretenden Sonnenfinsternisse ans Ziel zu gelangen. Die Verfinsterungen, die der riesige erdennahe Trabant erzeugte, waren sehr ausgiebig; es wurde jedesmal stockfinstere Nacht, so daß eine Wanderung unter allen Umständen unterbrochen werden mußte, sofern nicht Fackeln vorhanden waren, die den Weg erleuchteten.

Die Erde unter den Füßen der beiden Männer wankte wieder gemächlicher als vorher, in der Art, an die sie gewohnt waren seit Menschengedenken; nichts Neues war es für sie, über schwankenden, unsicheren Boden zu schreiten, denn es gab kaum eine Minute am Tage, da die Erde still war.

Auch an die Feuerausbrüche des Peris waren die Männer gewöhnt und hätten sich gewundert, wenn er plötzlich erloschen wäre.

Furcht und Grauen war von ihnen gewichen, denn diese tierhaft einfachen Menschen vergaßen schnell und mußten schnell vergessen, wenn sie leben wollten.

Daß der tropische Regen wie aus Eimern auf sie hinabflutete, störte sie nicht. Das war einmal nicht anders zur Zeit der Wolken. Heute allerdings war der warme Regen schmutzig und trübe und ließ grauschwarze Streifen an den groben, gefurchten Gesichtern herunterlaufen, die gelöste Asche aus den fernen Vulkanen.

Ein faustgroßer Stein prallte neben dem König ins Gras und kollerte ein Stück abwärts zu Tal, ehe er liegen blieb. Er war gelb wie Schwefel und dampfte unter dem Regen. Tutmon streifte einen Augenblick den rauhen Sendboten aus dem Inneren der Erde mit einem halben Blick und dachte, daß neben seinem Kopf doch recht viel Platz für derartige Geschosse sei und daß glücklicherweise nicht jede solche Kugel ihren Mann träfe.

Warme Nebelfetzen fegten, vom stürmischen Westwinde gepeitscht, über die Halde, vom gelblichen Lichte des gläsernen Meeres von Minute zu Minute schwächer



beleuchtet; denn der Mond, der uralte Vorgänger unserer heutigen nächtlichen Laterne, nahm auf seinem hurtigen Lauf um die Erde, den er Tag für Tag fünfmal vollführte, kurz bevor er sich vor die Sonne schob, rasch ab.

Ehe jedoch die rabenschwarze Dunkelheit der Sonnenfinsternis das Land bedeckte, waren die beiden Wanderer zwischen den ersten Häusern der Stadt Tulma, der einzigen Stadt der Abessischen Inseln und des Handelsmittelpunktes für die mannigfachen Völkerstämme und Rassen, die sich aus dem tropischen Inselasyl des heutigen abessinischen Hochlandes zusammendrängten.

Der rote Feuerschein des Vulkans beleuchtete den Weg zwischen den hölzernen niederen Hütten, an denen fleißige Hände beschäftigt waren, eingefallene Dächer und gebrochene Stützen wieder herzustellen oder durch neue zu ersetzen, denn auch hier hatten die furchtbaren Erdstöße ihre Vernichtungsarbeit getan, in noch größerem Ausmaße, wie an der festgefügt und verankerten Königshalle auf dem Berge.

Braune nackte Gestalten huschten wie sonderbare fremdartige Tiere über die Gassen. Kinder weinten in der Dunkelheit, irgendwo keifte ein Weib mit ihrem Mann.

Matter Feuerschein leuchtete durch den Regen, als König und Feldherr in die Nähe des neuerrichteten Tempels des verwundeten Tieres gelangten. Doch die Stelle, wo der stolze Bau gestanden hatte, war leer, nur ein wüster Trümmerhaufen zeigte den Ankommenden, daß das

Erdbeben das neue Heiligtum nicht verschont hatte.

„Den Priestern ist ihr Lieblingsbau eingefallen, und zwar gründlich,“ sagte Galmon mit einer Stimme, die deutlich die Zufriedenheit verriet, daß das Unglück hier ganze Arbeit gemacht hatte, an einer Stelle, die der alte Soldat in dem Aberglauben seiner Zeit zwar fürchtete, aber gleichzeitig mit tiefer Inbrunst haßte.

Der neue zweistöckige Tempel stand tatsächlich nicht mehr! Im Straßenschmutz lagen die Leichen zweier Tempeldiener, die beim Einsturz zu Tode gekommen waren, und am Tor des Tempelhofes wimmerten Verwundete, denen von ihren Kameraden die ersten Verbände angelegt wurden.

Gestalten in nassen, weißgrauen, aber verschmutzten Gewändern stiegen, mühselig brennende, rauchende Fackeln in den Händen zwischen den Trümmerhaufen umher, offenbar zweck- und ziellos, denn sie kümmernten sich nicht um die matten Hilferufe, die unter dem Gewirr von Baumstämmen und Lianenstricken hervor drangen. Es war, wie Galmon vermutet hatte; die Priesterschaft von Tulma lief durcheinander wie eine Herde Bergziegen.

Im Hofe stand unter breitfächrigen Palmen ein älterer würdiger Herr mit vor Nässe triefendem, schwarzem Vollbart inmitten einer kleinen Gruppe seiner geistlichen Brüder. Er lehnte gegen die steinerne Brüstung eines umfangreichen Wasserbeckens und leuchtete mit seiner harzgetränkten Fackel, die trotz des nieder rauschenden Regens noch nicht erloschen war, in die Tiefe hinab.

Andächtig und aufmerksam blickten auch die anderen Männer über die Brüstung, als gebe es dort in der schwarzen Höhlung etwas sehr Wichtiges zu sehen.

Unbemerkt traten Tutmon und Galmon hinter die Gruppe.

„Was tut ihr hier?“ fragte der König mit lauter Stimme in die schweigende Versammlung hinein.

Eine Antwort erfolgte zunächst noch nicht, denn die Stimme des Herrschers der Abessischen Inseln hatte die gewohnte niederbeugende Wirkung; die versammelte Priesterschaft drehte sich erschrocken herum und fiel vor ihrem Herrn und Meister auf die Kniee.

„Steht auf, würdige Herren,“ sagte der König in gewohnter hoheitsvoller Freundlichkeit, auf die die Tempelherren Anspruch hatten, und mit einer Handbewegung, die segnend und dankend im Kreise über die gesenkten, glattgeschorenen Schädel der Priester glitt. „Der große Geist hat, wie ich hoffe, seine schützende Hand über das Tier gehalten.“

Die Nennung des großen Geistes war eine kleine Bosheit. Den Begriff des „großen Geistes“ hatte Jochaan eingeführt, und der König nannte diesen Namen im bewußten Gegensatz zu dem des Tieres, das als Gottheit recht kläglich davongekommen zu sein schien.

Galmon hatte das Bedürfnis, über diese Bosheit seines Herrn zu lachen, doch hütete er sich, dies zu tun. Lachen an unrechter Stelle war im Kreise der Götzenpriesterschaft gefährlich und unangebracht.

Der Oberpriester Nephat erhob sich zuerst und ging auf den obersten Geistlichen des Abessischen Reiches

zu. Die Fackel nahm ihm ein Tempeldiener ab.

Auf einen Wink seiner Hand entfernten sich die niederen Diener des Heiligtums außer Hörweite.

In den gepflegten glatten Zügen des Oberpriesters standen Zorn und Furcht geschrieben; die Erwähnung des großen Geistes als des Beschützers des Tieres hatte ihn schwer getroffen und geärgert. Aber er war schlau genug, dem König nicht zu widersprechen. Seine klugen, schwarzen Augen blickten unsicher in das eine klare Auge des Königs, das mit verhaltener Schadenfreude auf ihm ruhte.

„Was ist mit dem Tier geschehen, Nephath?“ fragte Tutmon mit einer wegweisenden Handbewegung an den Führer seiner Leibgarde. Galmon entfernte sich augenblicklich, obschon er gerne gehört hatte, ob der geschuppte Wasserriese endlich das Zeitliche gesegnet hatte oder nicht.

„Ich weiß es noch nicht, Herr,“ entgegnete der Oberpriester in einem Ton, der deutlich die Sorge verriet, dem neuen Götzentier möge ein Unglück zugestoßen sein. „Ich horchte gerade in den Wasserkäfig hinab, als du kamst, um festzustellen, ob sich unten noch etwas regt, aber es blieb totenstill.“

„So steige hinab in den Behälter des Drachens und sieh selbst zu, ob er lebt,“ schlug der König vor.

In dieser Aufforderung lag wieder eine kleine Bosheit; Tutmon wußte genau, daß ein Hinabsteigen zu dem gepanzerten Wasserdrachen selbst für einen Oberpriester von Tulma nicht zu den Annehmlichkeiten seines Berufes gehörte, und daß diese Forderung von

Nephat ein gewisses Maß von Mut verlangte, den er wahrscheinlich nicht hatte.

„Oder schicke den Wärter hinab,“ lenkte der König ein, als er sah, daß Nephat ein geradezu verzweifertes Gesicht machte. Schließlich war es nicht geraten, es mit dem mächtigen und einflußreichen Manne zu verderben.

„Gil, der fromme Wärter des Tieres, liegt mit gebrochener Schulter in seiner Hütte, Herr.“ erwiderte der Geistliche mit einem Aufatmen. „Es wird deshalb nicht möglich sein, ihn hinabzuschicken.“

„So laß mir eine Fackel bringen, aber eine trockene, die gut brennt,“ sagte Tutmon gutmütig. „Ich will als oberster Priester meines Volkes selbst zusehen, ob dem gottgesandten Tiere ein Unheil widerfahren ist.“

Es schien dem König, als sei eine schwere Last von Nephat genommen. Ein stilles Lachen rann durch des einäugigen Kriegsmannes Herz. Was war das für ein kümmerlicher Geselle gegen ihn, den König! Ordentlich blaß war er geworden hinter seinem kohlschwarzen Bart. Und wie er sich jetzt wieder in die Brust warf, nachdem der Druck von ihm genommen war.

Tutmon nahm einem herbeieilenden Diener die glotende Fackel aus der Hand und stieg die steinernen Stufen in den Wasserbehälter hinab.

Hinter sich hörte er vorsichtige Schritte in die Tiefe tasten. Er drehte sich überrascht um. Sollte Nephat sich besonnen haben und mit ihm in die Unterwelt steigen?

Nein, es war nicht der Oberpriester des heiligen Tieres. Galmon, der Treue, kam mit! – Natürlich, wie

hatte es auch anders sein können! Ein Kamerad läßt den Kameraden nicht im Stich.

„Nimm mein Steinbeil, Herr,“ flüsterte die rauhe Stimme des alten Feldherrn. „Vielleicht versuchst du es noch einmal, falls das Tier noch immer nicht gestorben ist, und haust kräftig zu, selbst wenn das Beil zerspringt.“

Der König hielt im Niedersteigen inne.

Dies geschah gerade zur rechten Zeit, denn die leichten Steinstufen waren durch das Erdbeben eingestürzt und lagen zertrümmert auf der Sohle des Behälters, dessen Fliesenbelag an mehreren Stellen auseinandergeborsten war. Das Wasser war infolgedessen durch tiefgehende Risse in das Innere der Erde ausgelaufen. Der König spähte, ohne das angebotene Beil anzunehmen, durch das fackelerleuchtete Halbdunkel. Grün schimmerten die nassen Wände des Käfigs von angewachsenen Algen und modrigem Schlamm.

Bewegungslos lag eine unförmige Riesenmasse auf der einen Seite des Behälters in einem trüben Wasserrest, grünlich bewachsen wie die Wände und trotz der Größe nur schwer zu erkennen. Doch zeigte das böse Funkeln eines kleinen gelben Auges, daß der Drachen nicht tot war.

Sein langer geschuppter Hals ruhte matt auf den Boden hingestreckt im stinkenden Schlamm. Der Kopf war auf der einen Seite unförmig aufgetrieben. Dort hatte das Steinbeil des Königs vergeblich versucht, das Leben zu treffen.

Leise bewegte sich jetzt der horngepanzerte dicke

Schwanz des Riesen, und die Flanken des mächtigen Bauches begannen zu zittern. Langsam und unbeholfen tastete ein kurzer krallenbewehrter Fuß im Schlamm. Galmon drängte sich neben seinen Herrn und starrte ebenfalls neugierig auf das wunderliche seltene Tier, für das ein ganzer Tempel mit zwei Stockwerken aufgeführt worden war!

„Ich glaube, es hat Angst, Herr!“ lachte der Alte leise. „Soll ich ihm einen Stein vor den Leib werfen, damit es munter wird? Anders werden wir es aus seiner langweiligen Ruhe nicht herausbringen.“

Der König schüttelte den Kopf. Unmerklich deutete er nach oben, wo im kreisrunden Lichtfleck des düsteren brandroten Himmels ein schwarzer Schatten über das Geländer hing. „Siehst du nicht, daß Nephath dort oben über die Brüstung schaut?“ flüsterte der König an Galmons Ohr.

Der alte Soldat lugte vorsichtig nach oben.

„Dann wollen wir das Tier zufrieden lassen,“ sagte er, aber man hörte es seiner Stimme an, daß ihm dieser Verzicht schwer fiel. „Das ist eigentlich eine dumme Geschichte,“ fuhr er leise fort. „Die Treppe ist entzwei. Wenn wir in den Behälter hinabspringen, stehen wir bis an die Kniee im faulen Schlamm, und der Rückzug wird nicht allzu leicht sein, zumal, wenn dem Drachen einfallen sollte, sich den Besuch des Königs und seines Dieners zu verbitten. In gutem Andenken wird er uns nicht haben, denn sein Kopf sieht aus wie der aufgetriebene Bauch eines Großkaufmanns aus Tulma, der seine Winde nicht los werden kann. Ich schlage vor,

Herr, ich steige wieder hinauf und hole eine Leiter, denn auf andere Weise ...“

Die launigen Ausführungen des alten Kriegsmannes wurden leider unterbrochen, denn in diesem Augenblick sauste eine schwere Masse wie eine riesige Peitsche durch die Luft und prallte mit klatschendem Schlag dicht neben den Männern gegen die Treppenwange.

König und Feldherr setzten sich ziemlich unsanft und sehr schnell auf die steinernen Stufen nieder.

Der Drache hatte den Angriff auf seinen Überwinder mit dem wuchtigen Stachelschwanz eröffnet, lag aber gleich wieder still. Nur das gelbliche Auge funkelte drohend und angriffslustig aus der Dunkelheit, in der die Fackel auf dem Schlammgrunde des Wasserbeckens verzichtete.

„So ein Vieh!“ sagte Galmon erschreckt.

Tutmon lachte. Die Sache war noch einmal glimpflich abgegangen, hatte aber leicht schlimm werden können. Das Tier hatte scheinbar nach dem ungewohnten Feuerchein der Fackel geschlagen und war zufrieden, daß er erloschen war.

„Ich will ihm das Beil auf den Schwanz hauen!“ fuhr Galmon wütend fort, denn die Schwanzspitze lag sehr verlockend in Reichweite auf der untersten Treppenstufe.

Ehe der König seinen alten General hindern konnte, sauste die wuchtige Streitaxt des Soldaten auf die empfindliche Schwanzspitze des Drachen nieder, daß es dumpf knallte.

Glücklicherweise sprangen beide Männer sofort die Stufen in die Höhe, denn das Tier wurde nach dieser



Anregung tatsächlich sehr munter und begann den mißhandelten Schwanz unaufhörlich in das schmale Treppenloch hineinzuhauen, in dem seine Peiniger soeben noch gestanden hatten.

Galmon setzte sich in sicherer Entfernung auf eine der oberen Stufen und lachte, daß ihm die Tränen die Backen hinunter liefen.

Sein König und Herr stand ärgerlich daneben, und wußte nicht, ob er mitlachen sollte.

Oben trat der Oberpriester des heiligen Tieres an den Eingang der Treppe. In seinem Gesicht stand deutlich der Zorn über die ruchlose Tat des alten Soldaten geschrieben.

Er sparte deshalb nicht mit Vorwürfen wegen der Missetat an dem heiligen Drachen.

„Ich wollte nur wissen, wie lebendig das Tier noch ist,“ verteidigte sich Galmon schnell gefaßt. „Wenn du mich mit dem Steinbeil auf den Hintern gehauen hättest, würdiger Nephath, hättest du an mir Ähnliches erleben können.“

Der König lachte belustigt auf.

Der Versuch des Oberpriesters, die Sache ernsthaft aufzufassen, scheiterte an den Worten des alten Kriegers. Diesen Mann konnte niemand ernst nehmen, denn er spielte meisterhaft den dummen, harmlosen Kriegsknecht, der sich des Ungehörigen seiner Tat gar nicht bewußt ist. Es war nur gut, daß keine weiteren Zeugen zugegen gewesen waren. So dämpfte der Priester seine ungewollt ausbrechende Heiterkeit in ein mildes Lächeln.

In der schwarzen Tiefe des Behälters peitschte der gehürnte Schwanz des Wasserriesen noch eine Weile in blinder Wut die Steinwände der Treppe. Dann wurde es wieder totenstill wie vorher.

Die Männer standen in schwarzer Finsternis, die nur von dem düsteren Rot der schwelenden Fackeln und dem gedämpften Leuchten der feuerspeienden Berge gemildert wurde.

Die Erde bebte unaufhörlich unter ihren Füßen, polternd stürzten nun auch die oberen Stufen der schmalen Steintreppe und ein Teil der Brüstung in das Gefängnis des heiligen Drachens hinab. Sichtbar hob und senkte sich der Tempelhof in kurzen harten Stößen. Knisternd ruckte der Trümmerhaufen des Heiligtumes zusammen.

Der König wurde einen Schein blasser und sah seinen treuen Galmon bedeutungsvoll an.

Es war doch die höchste Zeit gewesen, daß sie wieder an die Oberwelt gestiegen waren, sonst säßen sie jetzt beide entweder gefangen bei dem Saurier oder lagen mit zerschmetterten Gliedern auf den geborstenen Steinplatten im Schlamm des Wasserkäfigs. Tutmon konnte seinem Untergebenen nur dankbar sein, daß der leichtsinnige Hieb mit dem Steinbeil erfolgt war!

Das gefangene Tier in der schwarzen Tiefe heulte grauenerregend auf, daß die Männer unwillkürlich einen Schritt zurücktraten. Der Oberpriester griff beschwörend an seine Stirn und neigte sich furchtsam nach der Richtung, aus der der Urlaut des angst- und schmerzgequälten Riesen kam. Aus Nephats braunem

Gesicht war alles Blut gewichen, und sein bärtiges Kinn hing schlotternd herab.

Mit verhaltenem Atem horchten die Männer auf das Brausen und Donnern unter ihren Füßen, wo riesenhafte Dampfexplosionen sich Raum schafften und die Erdkruste emporschleuderten, wie eine leichte Decke.

In der verdunkelten Stadt hallten die gellenden Schreie verängstigter Frauen, die in den Gassen umherirrten. Trotz des niederrauschenden Regens hatten einige Hütten Feuer gefangen, und der Flammenschein flackerte unheilverkündend durch die Finsternis. Tatenlos, gelähmt von Entsetzen, standen die Männer inmitten des Tempelhofes, als ein Blitz, dicker wie ein Baum, unter unerträglichem Krachen in die Trümmer des Tempels schlug, so daß eine haushohe Flammengarbe prasselnd emporschloß.

Nephat fiel zu Boden und verbarg sein Gesicht heulend in der weißen verschmutzten Kutte.

Auch der König und Galmon wurden niedergeworfen, standen aber schnell wieder auf den Beinen. Sie heulten nicht, wenn ihnen vielleicht auch darnach zumute war, sondern klammerten sich aneinander, daß ihre Gesichter sich fast berührten, keuchend vor Schreck und Entsetzen.

Stieren Blickes sahen sich die beiden Soldaten an.

Galmon fand zuerst sein sorgloses Lachen wieder, als er sah, daß sein König und er gesund geblieben waren.

„Ich bin fast taub geworden, so hat der Blitz gekracht, Herr!“ meinte er aufatmend und ließ seinen König beschämt los, obschon dieser sich ebenso an ihn geklammert hatte, wie er an den König.

„Kannst du mich verstehen?“ Tutmon verstand seinen Feldherrn wohl, doch klang seine Stimme, als rief sie aus weiter, weiter Ferne.

„Der Donnerschlag hat meine Ohren eingeschlagen,“ erwiderte Tutmon betreten und verwirrt. „Ich habe es deutlich gefühlt.“

„Doch nicht so ganz, lieber Herr,“ lachte Galmon. „Sonst würdest du gar nichts mehr hören! Aber es ist schrecklich, wie die Erde tanzt, als sei sie verrückt geworden gleich Jochaan, deinem Baumeister auf dem heiligen Berge! Wie mögen ihn dort oben die Blitze umwettern! Ob er heute auch lacht, wenn die anderen sich fürchten? Ob er ruhig bleibt, wenn die Felsen auf- und niederschaukeln wie die Wellen auf der See? Jetzt mochte ich tatsächlich bei ihm sein, um zu sehen, ob seine Weisheit Stich halt, oder ob er auch klein wird, wie wir. – Da! Nun geht uns die letzte Fackel aus! Ein Glück, daß der neue Tempel ein wenig brennt; ein Wunder übrigens, bei dem nassen frischen Holz, das die Priester zu dem Bau verwendet haben.“

„Sie hatten nicht zweistöckig bauen sollen, diese Toren!“ sagte der König. „Jochaan hat es gleich für Unsinn erklärt, als ich ihm den Plan vorlegte. Ein solch hohes Gebäude müßte auf alle Falle einstürzen, wenn es überhaupt gebaut werden sollte, dann müsse die Anordnung eine ganz andere sein. Aber er habe keine Lust für solch einen Zweck die Risse zu zeichnen und zu berechnen, es sei denn, es wurde ihm von mir befohlen. Ich habe es ihm nicht befohlen und freue mich jetzt fast darüber, denn die Königin hat wohl recht, der ganze

Unfug mit dem Wasserdrachen war gegen mich und meinen Ruhm gerichtet. Nun freut es mich doppelt, daß die Priester Jochaans Rat in den Wind geschlagen haben. Sie werden jetzt wissen, daß es nicht ratsam ist, dies in Zukunft wieder zu tun.“

„Nun, der Blitz wäre auch hineingefahren, wenn noch zehn weitere, von Jochaan berechnete Stockwerke darauf gewesen wären,“ erwiderte Galmon nachdenklich. „Die Herrlichkeit wäre dann auch dahin gewesen, mit und ohne Jochaans Hilfe. Die Priester hätten den ganzen Bau unterlassen sollen, das wäre jedenfalls klüger gewesen. Nun liegt der Holzhaufen, der solch schmähhches Geld gekostet hat, am Boden und brennt.“

Die Augen des alten Soldaten hafteten an dem auf dem Hofpflaster liegenden Oberpriester.

Ob der Mann tot war? Oder verstellte er sich nur?

Galmon hatte plötzlich den dringenden Wunsch, dies auf seine Art festzustellen und den geistlichen Herrn mit der Peitsche aus gedrehter Mammuthaut sanft auf die Rückseite zu schlagen. Vielleicht wurde er dann so schnell lebendig werden wie das faule Drachentier im Wasserbecken, als er es mit der Axt auf den Schwanz klopfte!

Die Versuchung, diesen schönen Gedanken auszuführen, war so groß, daß Galmon, um ihr nicht zu unterliegen, mehrere Schritte zurücktreten und die Augen von der Stelle seiner Sehnsucht abwenden mußte.

Es mochte wohl auch zur Zeit der herannahenden Sintflut Gedankenübertragung oder Ähnliches gegeben haben, denn Nephath faßte unbegreiflicherweise nach seiner Rückseite und drehte sich sehr schnell um. Seine

Augen waren unfreundlich und mißtrauisch auf den Alten gerichtet.

„Ich habe es ja nur gedacht!“ sagte dieser schuld-  
bewußt, aber mit freundlichem Lächeln.

„Was hast du gedacht?“ fragte Tutmon überrascht.

Galmon stotterte und war fast froh, daß Nephath infolge eines neuen Erdstoßes das Gleichgewicht verlor und umgeworfen wurde. Dadurch war der Kriegsmann der Erklärung seiner nur ihm selbst verständlichen Worte überhoben.

Es wurde wieder Tag.

Der eilende Mond war an der Sonne vorübergezogen und hatte sie für wenige Stunden freigegeben, während deren er seinen gehetzten Weg um die Erde laufen mußte. Mit wachsendem Lichte schienen sich auch die heftigen Bewegungen des Bodens zu beruhigen. Wieder schien die Gefahr vorüber gegangen zu sein!

Wer nicht von der Vernichtung gepackt war, atmete frei und beglückt auf.

Von allen Seiten kamen langsam und scheu die Priester herbei, die der Blitzschlag und das Erdbeben in wilder Flucht in die Ferne gejagt hatten. Kleinlaut und trübsinnig drängten sie sich auf dem Hofe des Heiligtums zusammen. Die Würde war von ihnen gefallen, wie eine Maske.

Tutmon winkte mit der Hand.

Da schlichen sie herbei wie geprügelte Hunde. Nur ihr Oberpriester Nephath hatte sich gefaßt und stand aufrecht und stolz neben seinem obersten geistlichen und weltlichen Herrn.

Galmons gefurchtes, altes Gesicht war von einem höhnischen Grinsen verzerrt. Er freute sich dieses kläglichen Anblickes der hochmütigen Priester, die ihn, den alten verdienten Soldaten, früher gerne mit freundlicher Verachtung beehrt hatten.

„Nehmt Verbandzeug, würdige Herren, und folgt mir in die Stadt,“ befahl der König. „Ich fürchte, eure ärztliche Kunst wird in mancher Hütte nötig sein.“

„Und der zerstörte Tempel, Herr?“ fragte Nephath rasch.

Der König wollte ärgerlich auffahren und etwas Unfreundliches antworten, besann sich aber eines Besseren und Klügeren, denn er wußte, daß vielleicht die Zeit kommen konnte, da er den Einfluß der Priesterschaft auf das verstörte Volk noch würde brauchen können.

„Wir bauen ihn wieder auf, natürlich!“ sagte er ruhig.

„Allerdings darf es nicht wieder in zwei Stockwerken geschehen, dafür ist mir mein Geld zu lieb, sondern nur in einem, wie Jochaan gesagt hat. Ich würde mich überhaupt freuen, edle und würdige Herren, wenn die Worte dieses fremden Gelehrten in Zukunft mehr Beachtung fänden. Wir hätten uns diesen Verlust leicht ersparen können.“

Die Priesterschaft kniete vor dem König am Boden und hielt die Köpfe gesenkt.

Galmon bückte sich, so tief er konnte, um die Mienen der Männer zu beobachten, denn er wußte, daß die Erinnerung an Jochaaus Überlegenheit in technischen Dingen den Priestern unwillkommen war.

„Ich glaube, Herr, da hinten hat sich so ein glatz-

köpfiger Bursche erlaubt, über die Worte des Königs zu lachen!“ flüsterte er seinem Gebieter zu.

Tutmon machte eine abweisende Handbewegung, aber sein vernarbttes Auge zuckte vor Heiterkeit.

Man konnte den Führer seiner Leibgarde wirklich nicht mit in diese Umgebung nehmen; er brachte es fertig, und verdarb die besten Ansprachen des Fürsten durch seine unangebrachten Bemerkungen.

Galmon wich mit bestürztem Gesicht zurück.

Die Handbewegung seines königlichen Herrn kannte er gut. Sie war ernst gemeint! Er hatte eben etwas gesagt, was man viele hunderttausend Jahre später einen *faux pas* nannte. Aber zugleich wußte er auch, daß es weder der erste noch der letzte sein würde, zumal sein Benehmen, tollpatschig und grob, wie immer, so auch hier, bewußte Verstellung war.



---

## ZISTA

Zista, des Königs kleine zierliche Schwester, saß in ihrer Grotte am Ufer des Meeres, geschützt vor den niederflutenden Regenmassen, und sah nachdenklich den großen gelben Schein des gläsernen Meeres im Westen emportauchen. Fast ein Drittel des Himmels glühte trotz Wolken und Nebelschwaden unter dem Licht des erdenahen Trabanten. Schaukelnd und stoßend bewegten sich Wände und Boden der Höhle unter dem unerträglichen Zug der Mondesschwere, der Festland und Meer nicht zur Ruhe kommen ließ.

Denn Flieh- und Zugkräfte bogen, zerrten und drückten Kruste und Eingeweide des Erdensternes bei dem täglich fünfmal erfolgenden Mondesumlauf nach allen Seiten, daß durch geborstene Spalten der festen Oberfläche das Grundwasser auf das Feurig-flüssige stieß und in gewaltigen Dampfexplosionen die zermürbte Erdrinde in dauernder stoßender Bewegung erhielt.

In ungeheurer Brandung prallten die trüben Fluten des Weltmeeres, das in mondgetürmter Riesenhochflut den größten Teil des heutigen Afrikas und den Länder-

block von Zentralamerika im schnellen Laufe überspülte, gegen die felsigen Ufer, schossen fast bis zur Grotte empor, in der das Mädchen saß, und glitten auf schräger glattpolierter Steinfläche wieder in ihr tiefes, aufgewühltes Bett zurück. Schmutzig gelb rollten die schaumgekrönten Wasserberge vor dem Weststurm aus Wolken und dichtem Nebel heran, kilometerhoch die Tiefebene und die Terrassenländer der heutigen Wüste Sahara überdeckend.

Zistas blanke braune Glieder ruhten weich auf einem Pantherfell. Die schönen schlanken Arme unter dem kleinen Kopf verschränkt, lag sie behaglich blinzelnd und faul wie ein sattes geschmeidiges Raubtier, den Rücken an den Leib eines prächtigen Wolfshundes gelehnt, und dachte an Jochaan, den Fremden, Unfaßlichen, an Jochaan, den Sklaven des Königs, der nur lebte, weil sie, die kleine Zista dagewesen war, ihn zu retten.

Vor sehr langer Zeit war es gewesen, als dies geschah. Fünfmal war die Zeit der Wolken inzwischen gegangen und die Sonnenzeit des Winters gekommen, als sie aus ihrer Grotte auf das damals noch tiefer unter ihr brausende Meer gesehen.

Damals hatte der Winter gerade begonnen und es regnete nicht wie heute, unablässig, sondern nur einige Male am Tage, daß es eine Freude war, im Freien zu sein.

Da sah sie ein wunderliches, langgestrecktes Fahrzeug in der schäumenden Brandung auf und nieder tauchen, einen Baumstamm von riesenhafter Dicke und Größe,

wie auf den Abessischen Inseln keine wuchsen. Daß es kein gewöhnlicher Baum sein konnte, erkannte die kleine Königsschwester sofort, denn vorne auf dem Fahrzeug war deutlich ein kurzer Maststumpf zu erkennen, und am Heck hing ein halbzertümmertes Ruder.

Sie stieg an den Strand hinab, um das Wunder näher zu beschauen, doch mußte sie lange warten, ehe eine Woge den Baum endlich zwischen die Felsen warf, und, ihrer Fracht ledig, zurückrollte.

Vorn am Bug war in der Nähe des Maststumpfes an einem starken kupfernen Ring ein Seil angebracht, das im abflutenden Wasser nachschleifte.

Zista ergriff es und klemmte es schnell unter einen Felsblock, den die Brandung hierher geworfen hatte, damit die nächste Welle das Fahrzeug nicht wieder mit sich nähme.

Dann setzte sie sich in den feuchten Sand, der zwischen den Klippen dampfte, und wartete geduldig, bis die kurze Ebbe kam und das Boot trocken legte.

Es war ein schönes Schiff, das sie da gefunden hatte, so schön, wie ihr königlicher Bruder nicht ein einziges in seiner Flotte hatte, die im Hafen von Tulma lag oder in den Meerengen im Norden und Osten der Inseln kreuzte. Bootsrumpf und Verdeck dieses Fahrzeuges waren massiv aus einem Stück geschnitten und gebeilt, offenbar war es im Innern durch Feuer ausgehöhlt und am Boden mit Metall beschwert, damit es nicht kentern konnte, denn es hatte sich in der überstürzenden Brandung immer wieder allein aufgerichtet.

Nur in der Mitte war ein Loch in das Verdeck eingearbeitet, so groß, daß gerade ein ausgewachsener Mann bequem hineinschlüpfen konnte.

Das Loch aber war fest verschlossen.

Ein harzgetränktes, mehrfach aufeinander genähtes Tuch schloß den kleinen Eingang wasserdicht ab, und die Enden der Schnüre, die das Tuch um eine niedrige Reling zusammenhielten, gingen durch Ösen in das Innere des Schiffes.

Mit dem scharfen Steinmesser, das sie im Hüfttuch trug, schnitt Zista ein rundes Stück aus der zähen Hülle heraus, denn sie ahnte, daß darinnen jemand säße, der die Schnurenden festgezogen und zugebunden hatte.

Da fand sie den Mann, an den sie jetzt dachte, Jochaan, den Baumeister des Königs, den fremden, unfreiwilligen Zuwanderer in das Abesissche Reich, den das eilig dahinbrausende Meer hier unter ihrer Grotte an die Küste geworfen hatte.

Sein mageres Gesicht war mit Blut bedeckt, der Körper zerschunden und beide Arme böß gebrochen, daß die Knochen herausstanden. Das Mädchen hielt den Mann zunächst für tot, bis ein leises Zittern der Augenlider ihr verriet, daß das Leben noch nicht erloschen sei.

Ihre Neugierde und ihr weibliches Mitleid mit dem hilflosen Fremden waren erwacht. Sie versuchte, den schweren Mann aus seinem Fahrzeug herauszuziehen, doch reichten ihre jungen Kräfte dazu nicht aus. Immer wieder sank der leblose Körper zurück, wenn sie ihn ein Stück über die Reling gezogen hatte.

Verzweifelt hielt sie inne.

Schon wollte sie nach Hause laufen, um Hilfe herbeizuholen, als der Fremde, wohl vor Schmerzen, die er unter den ungeübten Griffen des Kindes erlitt, erwachte und langsam hervorkroch. Zista war sehr glücklich darüber, denn sie fürchtete sich, wenn sie daran dachte, was geschehen wäre, wenn sie ihren Bruder benachrichtigt hätte; wahrscheinlich hatte man den Fremden gleich erschlagen, weil er doch schon halb tot war, oder man hatte ihn mitgenommen und den Götzen geopfert.

Nun kroch der verwundete Mann mit Zistas Hilfe langsam die Felsen in die Höhe, aber es dauerte unendlich lange, ehe der Fremde in der Grotte lag, den bleichen, blutigen Kopf in den Schoß des Mädchens gebettet.

Seine großen, zwingenden Augen lächelten, als er das blumentumrahmte braune Gesicht der kleinen Zista über sich erblickte. Seine Lippen bewegten sich leise, und in einer Sprache, die dem Mädchen völlig unbekannt und fremd klang, versuchte er, seinen Dank auszusprechen. Das gute Lächeln seiner Augen hatte dem fremden Baumeister das Leben gerettet, denn Zista vergaß es nicht mehr und war sofort entschlossen, ihren Fund zu schützen und gegen Bruder und Priesterschaft zu verteidigen.

Sie half dem Schiffbrüchigen, die zerschlagenen Arme richten, und wunderte sich, daß er nicht vor Schmerzen schrie, sondern sogar ein wenig lachte, als sie die Knochen in das Fleisch zurückschob. Bald aber schlief er erschöpft ein.

In den nächsten Tagen und Nächten sorgte die Schwester des Königs für den wunden Mann, schlich sich, wenn sie nur konnte, mit ihrem Wolfshunde Sperr ans Meer zu ihrer Grotte, schiente die gebrochenen Arme, so gut sie es konnte, verband die Wunden und pflegte und fütterte ihn wie ein Kind, weil er ja seine Arme nicht gebrauchen konnte.

Ihrem Bruder wagte sie den sonderbaren lebendigen Fund nicht zu beichten, denn sie fürchtete immer noch, er möge den Fremden totschiagen oder ihn den Priestern überliefern, die ihn als willkommenes Schlachtopfer betrachten würden, und sie wußte doch nicht, ob ihr Einspruch gehört werden würde.

Wenn sie auch sonst ganz gerne zusah, wenn die Priester Menschen schlachteten, in diesem Falle fürchtete sie sich, daß es Jochaan ebenso gehen konnte, denn sie hatte den Mann mit den wundervollen klugen Augen liebgewonnen.

Dann aber kam die Zeit, da Zista ihren geretteten Freund nicht mehr verbergen konnte, denn ihre häufige Abwesenheit wurde schließlich doch bemerkt, wenn man sich auch sonst wenig um das Kind kümmerte, und das schöne Geheimnis war entdeckt.

Der König selbst überraschte die beiden in der Grotte, zum heftigen Schrecken des Mädchens, das ihren Pflegling gerade mit gewärmter Suppe fütterte, die noch vor kaum einer Stunde auf der königlichen Tafel gedampft hatte.

Was Zista gefürchtet hatte, geschah nicht. Jochaan wurde weder totgeschlagen noch geschlachtet, sondern

er wurde einfach der Diener des Königs, wie die anderen Sklaven es auch waren.

Niemand verstand seine Sprache, keiner wußte, woher er gekommen war, denn über die reißende Ringflut des Weltmeeres war noch kein lebendes Wesen an den Strand der Abessischen Inseln gespült worden.

Eines Tages hatte Nephath, der Oberpriester von Tuma, den Fremden als Schlachtopfer gefordert. Das war eine schlimme Zeit für Zista, bis die Entscheidung in ihrem Sinne gefällt war.

Um der Königsschwester einen Gefallen zu erweisen, weigerte sich Tutmon, den fremden Mann opfern zu lassen. Er behielt ihn an seinem Hofe wie ein wunderliches fremdes Tier, das man aus Liebhaberei pflegte, obschon man seine Laute, die vielleicht eine Sprache waren, zunächst nicht einmal erraten konnte.

Aber schneller als die einfachen Menschen auf Tutmons Königshof geglaubt hatten, erlernte Jochaan die Landessprache. Er freundete sich sogar mit dem Oberpriester Nephath an, der ihn hatte schlachten wollen, stöberte in dessen uralten in Steinplatten geritzten Schriften und wußte, zum Staunen der Priesterschaft, bald mit ihren einfachen Schriftzeichen besser Bescheid, als mancher Tempeldiener.

Auch seine eigene Sprache schrieb Jochaan in der Weise seiner amerikanischen Heimat in wollegeknüpften Buchstaben nieder und erfand eine neue Art zu schreiben, nämlich mit einem Steingriffel auf Wachs.

Zista sah mit dem wehmütigen Schmerz eines kindlichen Herzens, wie sich Jochaan von Jahr zu Jahr weni-

ger um sie, seine Retterin kümmerte. Anfangs, als sie noch fast ein Kind war, nahm er sie mitunter auf die wieder erstarkten Arme und küßte ihre braunen glatten Backen und die ringgeschmückten schmalen Hände. Dann aber, als sie größer und immer schöner wurde, nickte er ihr nur freundlich zu, wenn er in die Königshalle trat, streichelte wohl auch gutmütig ihr dunkles Haar, und saß dann bei der Königin und lehrte diese schreiben und lesen.

Warum kümmerte sich Jochaan soviel um Aramut?

War denn die Königin schöner und jünger wie sie, das schönste, blühendste Mädchen auf den Inseln ihres Bruders, um die sich selbst Araton, der stolze Bruder der Königin, bewarb?

Zista war sich ihrer körperlichen Vorzüge wohl bewußt und nutzte sie weidlich aus, den fremden Mann zu fesseln.

Aber die Gelegenheit fehlte. Außerdem war Jochaan ein Sklave, ein einfacher Diener, wenn er auch der Baumeister des Königs wurde und frei und unbehelligt mit großen Vollmachten nach Nordland reiste, um irgendwelche Absichten zu verwirklichen, die entweder seinem oder dem Kopfe des Königs entsprungen waren. Dennoch blieb die Tatsache bestehen: Jochaan war ein Sklave.

Sie aber, die Königsschwester aus dem alten Hause Tutmon, durfte nur in der eigenen oder in einer ebenbürtigen Familie heiraten.

Nun hatte der König bestimmt, sie solle, wenn die Zeit der Wolken gegangen sei, den Bruder der Königin,



den jungen Fürsten Araton, heiraten. Es kam ja auch kein anderer für sie in Betracht. Den Sommerbesuch bei der Schwiegermutter hatte sie schon hinter sich, und sie dachte nicht mit großem Vergnügen an diese Zeit, denn es war langweilig aus dem Berghofe der Arer, und die zukünftige Schwiegermutter eine strenge Frau.

Zista mochte den Bruder Aramuts gerne leiden, denn er war ritterlich, vornehm und gut, eigentlich viel viel schöner und prächtiger als der Baumeister des Königs mit seinem grauen Bart und dem schmalen, scharfen Mund.

Also würde sie Araton heiraten und eine Fürstin des Arergeschlechtes werden. Sie konnte mit diesem Schicksal zufrieden sein. – Wenn nur Jochaan nicht gewesen wäre!

Zista stieß mit dem Ellbogen unwillig gegen den Brustkasten ihres lebendigen Kopfkissens, des Wolfshundes Sperr.

Der aber, an gröbere Behandlung gewöhnt von Jugend an, wedelte mit seiner Rute und brummte behaglich, weil er auf keinen Fall einen ernstlichen Mißton in das Idyll bringen wollte, das seine kleine Herrin scheinbar zu unterbrechen bestrebt war. Zista ärgerte sich über die Auffassung der Sache durch Sperr und fügte noch einen kleinen Faustschlag hinzu, so daß der treue Spielkamerad sich bewußt wurde, es sei doch ernst gemeint, gleichzeitig aber immer noch fest entschlossen war, diese unbegreifliche Laune seiner kleinen Herrin gutmütig und still zu tragen.

So verdrehte er nur mit gut gespielmtem Schuld-

bewußtsein seine hellgelben Augen und legte mit einem tiefen Seufzer den mächtigen Raubtierkopf zwischen die Pfoten.

Die Wogenberge des Weltmeeres, verschmutzt und vom rasenden Laufe rund um die Erde bis in die äußersten Tiefen aufgewühlt, schäumten herauf und hinab, in ewig gleichem Wechsel, Tang und klein geriebenes und gebrochenes Holz auf den schaumigen steilen Kronen.

Draußen am Vorgebirge, wo die Welt der Abessischen Inseln zu Ende war und das quirlende, tückische Meer in unheimlicher Geschwindigkeit mit dem gläsernen Meer und den sturmgepeitschten Wolken um die Wette von Westen nach Osten vorüberschoß, schäumten die Wasserfluten an den glatt geschliffenen Sandsteinfelsen turmhoch empor.

Wie ferner, ununterbrochener Donnerhall klang der Laut der Riesenbrandung an des Mädchens Ohr.

Kein Schiff konnte es wagen, dort um die Spitze zu segeln; es wäre unwiederbringlich fortgerissen worden, dorthin, wo kein Wiederkommen möglich war, wo die kleine weiße Sonne auf- und das riesige glühende, gläserne Meer, das Meer aus Kristall mit Feuer gemischt, untergingen, und es wäre fortgetrieben worden wohin - wohin?

Jochaan hatte öfters lächelnd behauptet, unter Umständen könne es dennoch glücken, daß so ein Schiff wiederkäme, allerdings von der anderen Seite her, von Westen, wo das gläserne Meer fünfmal während Tag und Nacht über den Horizont emportauchte. Doch sei dies so unwahrscheinlich, daß es fast unmöglich ge-

nannt werden müsse. Wahrscheinlicher sei es, daß es vorher an irgendeiner Klippe zerschellte, oder gar an die Küste seiner Heimat geworfen wurde, denn er selbst habe es ja auch versucht, wenn auch nicht ganz freiwillig, als er aus Tihuanaku abfuhr. Die kleine Zista habe ihm zwar damals das Leben gerettet, ihn aber gleichzeitig um einen wissenschaftlichen Gewinn betrogen, und das sei nun nicht wieder gutzumachen, es sei denn, er versuche es noch einmal auf dem Wege nach Osten.

Wie der wunderbare Mann lachen konnte, wenn er so sprach! Als sei ihm im Grunde sein Leben weniger wert als der wissenschaftliche Gewinn, von dem er geheimnisvoll sprach.

Zista umarmte in Ermangelung des Jochaan den zottigen Hals ihres Sperr, der die Unfreundlichkeit von vorhin in seinem ritterlichen Hundeherzen längst vergessen hatte; immerhin blieb ihm für kurze Augenblicke die Luft aus, so daß er mit gurgelndem Laut gegen zuviel Liebe Einspruch erhob, zumal sie eigentlich nicht ihm galt.

Die Leute sagten mitunter, Jochaan sei toll und seine Erlebnisse in dem strudelnden Meeresstrom hatten ihm den Verstand geraubt.

Zista wußte nicht, ob die Menschen damit recht hatten; es war ihr auch gleichgültig, was die anderen sagten. Sie glaubte es nicht, und liebte ihn trotzdem mit der ganzen tierhaften Glut ihres einfachen, heißen Herzens, sie liebte diesen gewaltigen Mann, daß sie manchmal nicht wußte, ob es nicht Haß sei, was sie empfände.

„Warte – warte!“ stieß sie hervor und zog an Sperrs Ohren, daß er leise aufjaulte.

Dann lag sie wieder still, blickte über das tosende Meer und lauschte auf die ferne donnernde Brandung am Vorgebirge, das der dichte strömende Regen fast den Blicken verbarg.

Dort auf den Felsen, hoch über dem vorüberschießenden Meeresstrom, stand Jochaan oft Tag für Tag und warf geheimnisvolle farbige Korkstücke aus gewebten Säcken ins Meer. Die Königin hatte ihm Sklaven gegeben, die rot gefärbtes Harz in Kesseln kochen mußten und die Korkstücke damit tränkten, bis sie durch und durch gefärbt waren.

Warum tat er das? Alle Menschen hielten es für Tollheit, dieses zwecklose Spiel mit roten Korkstücken, die in Windeseile davonschwammen, kaum daß er sie ins Meer geworfen hatte.

Sie hatte ihn einmal gefragt.

„Kleine schöne Zista,“ hatte er geantwortet. „Ich will sehen, ob die Erde so rund ist, wie dein kleiner schwarzer Kopf und ob das Meer so schnell darüber fließt, wie die Tränen über deine glatten Backen, wenn ich einmal vergessen habe, sie zu streicheln. Und wenn die Korkstückchen von Westen wiederkommen, obschon sie jetzt nach Osten davonschießen mit Windeseile, so küsse ich dich mitten aus den Mund, weil es ein Festtag für mich ist, vorausgesetzt, daß die gnädige Prinzessin dies einem armen Sklaven gestattet. Bis dahin aber mußt du warten.“

„Wirst du es ganz gewiß tun?“ hatte sie mißtrauisch

gefragt, denn ihr war es ernst mit dem Kuß.

„Ich küsse dich dann so oft du willst,“ antwortete Jochaan und wandte den Blick von ihr ab.

Ach! Er konnte unbedenklich solche Späße mit ihr treiben; er wußte wohl ganz genau, daß die Korkstücke nie wieder kamen; wie sollte es auch möglich sein, wo sie nach Osten schwammen! Wie sollten sie je von Westen wiederkommen?

„Möglich ist es schon,“ hatte Jochaan auf ihre Frage geantwortet. „Ebenso möglich wie das Wiederkommen eines Schiffes, denn auch in meiner Heimat Tihuanaku, weit weit von hier, fließt das Meer in reißendem Strome vorbei, und ich glaube, daß es dasselbe Meer ist, wie hier. Es folgt, wie mir scheint, dem unwiderstehlichen Zuge des gläsernen Meeres dort hinter den Wolken und kommt auf seinem Wege wohl auch an den Abessischen Inseln vorüber, denn sonst wäre es nicht denkbar gewesen, daß ich auf meinem Einbaum hier gelandet wäre. Deshalb vermute ich auch, man müsse auch wieder nach Tihuanaku gelangen, wenn man das Wagnis unternimmt und nach Osten weiterfährt.“

Alles das hatte Zista nicht verstanden, dafür reichte ihr Verstand nicht aus, doch hatte sich in ihrem Herzen die ebenso geheime wie geheimnisvolle Hoffnung festgesetzt, daß eines Tages die Korkstückchen von Westen angeschwommen kommen würden, eines hinter dem andern, wie kleine Enten und rot wie ihr junger Mund, und jedes einzelne bedeutete – oh, es war zu dumm, auf ein solches Wunder zu hoffen!

Sie hatte den geistlichen Berater der königlichen

Familie, den Oberpriester Nephath gefragt, ob es möglich sei, was Jochaan behauptete und hoffte, allerdings nicht verraten, was er ihr versprochen hatte, wenn es einträfe; denn sie konnte dem Priester doch nicht eingestehen, daß sie sich darauf freute, von einem Sklaven ihres Bruders geküßt zu werden!

Nephath aber war nicht so dumm. Er ahnte, was im Spiele war; ein junges Mädchen war durchsichtig wie Glas, wenn es verliebt war, und niemand verstand sich auf die Beurteilung von Frauenherzen besser, wie der Götzenpriester des heiligen Drachen.

Nein, möglich sei so etwas nicht! Aber wenn sie Jochaan einen Gefallen erweisen wolle, und er sei ja ein Mann, der es verdiente, wenn die Prinzessin ihm freundlich gesinnt sei, so solle sie einige gefärbte Korkstücke nehmen und sie westwärts in eine Meeresbucht werfen, die möglichst geschützt sei, damit sie nicht weggetrieben würden. Dorthin könne sie den fremden Gelehrten führen und ihm das Wunder zeigen. Er würde dann sicher tun, was sie wünsche.

Aber dem König und der Königin dürfe sie nichts davon erzählen, obschon der Betrug eigentlich harmlos sei und ohne böse Folgen. Zufällig hatte Zista bei diesen Worten den Kopf gehoben und sah ein böses Leuchten in des Priesters schwarzen Augen. Das hatte sie gewarnt. Ihr kam der Gedanke, daß mit diesem Betrage vielleicht eine Falle für Jochaan gestellt werden könne. Sie wußte auch, daß die anfängliche Freundschaft des Nephath zu Jochaan in bittere Feindschaft umgeschlagen war, seit der geistige Einfluß des fremden Gelehrten am

Hofe Tutmons wuchs und die Priesterschaft von Tulma zu überschatten drohte. Nein, betrügen wollte sie Jochaan nicht!

Sie hätte den Blick seiner wunderbaren, klaren Augen nicht ertragen, die ihr wie zwei Sterne durch alle Träume leuchteten.

In Gedanken versunken blinzelte sie durch das Felsentor ihrer Grotte in die dunstverschleierte Ferne.

Unter ihr brandeten die Wellen schwächer und schwächer gegen die scharfen glatten Sandsteinklippen, zogen sich überraschend schnell vom Strande zurück wie furchtbare böse Raubtiere, die zum tödlichen Sprung ansetzten. Das Felsmassiv, in dem die Grotte lag, erbebte unter einem gewaltigen Erdstoß, so daß Zista, obschon von Kindheit an derartige heftige Äußerungen der wilden Natur gewohnt, erschrocken aufsprang und in den Eingang ihrer Höhle trat. Sperr heulte kläglich auf und sah seine kleine Herrin mit dringender Bitte an, als wolle er sie warnen vor etwas, was hinter Dunst und Wolken unheilverkündend nahte.

Angestrengt spähte das braune Kind über die See. Es schien ihr, als nahte von draußen eine turmhohe dunkle Masse durch Regen und Nebel und rolle mit großer Schnelligkeit vernichtend heran. Zista wußte sofort, um was es sich handelte!

Das tückische Meer wälzte eine Springflut heran, wie es oft geschah. Sie wußte zwar nicht, daß der Ausbruch eines unterseeischen Vulkans schuld an dieser Erscheinung war, und daß die Dampfentladung des an den feuerflüssigen Kern der Erde dringenden Wassers diese

Flutwelle aufwarf, sie war sich aber sofort bewußt, daß es jetzt nötig sei, hoch in die Berge zu klettern, wohin ihr die Flutwelle nicht nachsteigen konnte. Einen kurzen Blick warf sie noch prüfend auf die heranrollende Riesenmasse. Dann klomm das Mädchen in sicherer Eile mit ihrem vierbeinigen Begleiter die steilen Felsen empor.

Das hatte sie bei ähnlichen Gelegenheiten schon oft getan. Ihre Grotte an der See war in dieser Beziehung stets mit Vorsicht zu benutzen. Sie krallte sich mit ihrer kleinen braunen Hand in das dichte Fell Sperrs und ließ sich ziehen. Dafür war Sperr da, und er tat es gerne.

Mehrere Male wollte Zista innehalten, weil sie glaubte, es sei nun hoch genug, der Hund aber wußte es besser und zog unablässig an, daß sie ihm fast ärgerlich folgte.

Weit oben legte sich endlich die Schwester des Königs auf einer Klippe nieder und ließ sich die warmen dicken Tropfen des tropischen Regens behaglich über die glänzenden Glieder prallen und rieseln.

Unten aber brandete die erste Flutwelle mit majestätischer Langsamkeit heran, hatte in kurzem Anlauf ihre Grotte zugedeckt und leckte weit an dem Berge hinauf, auf dem die Kleine lag und die überlisteten Naturkräfte zu ihren Füßen auslachte. Donnernd stürzte die Flutwelle zurück.

Dahinter aber kam gleich darauf die zweite Woge, größer und furchtbarer als die erste; aber auch diese konnte das Kind auf seiner sicheren Höhe nicht erreichen und sank machtlos zurück, in ihren Armen tote



Felstrümmen und abgerissene Bäume in tollem Strudel in die Tiefe reißend.

Nach einer kurzen Pause kam die dritte Welle, klein zu nennen gegen ihre Schwestern, die verrauscht waren, und lief kleinlaut in ihr Bett zurück.

Neugierig spähte Zista nach Jochaans Felsenspitze.

Dort am Vorgebirge brandete jetzt erst die zweite Woge heran und überschüttete den ragenden Felskegel des fremden Baumeisters unter gewaltigem, donnerartigem Krachen.

Zista freute sich darüber, denn sie wußte Jochaan weit von hier, hoch auf dem heiligen Berge inmitten starrendem Firneis und toten kahlen Felsen, sicher vor der Wut der Flutwelle. Ob die Gefahr nun vorüber war?

Ein wenig wollte sie noch warten, ehe sie wieder in die Grotte hinabstieg, denn dem Meere war nicht zu trauen. Leider verfinsterte sich gerade die Sonne, weil das gläserne Meer sich vor die wolkenverhüllte Tagesleuchte schob. Stockdunkel wurde es dadurch am Strande, da hier der Feuerschein der brennenden Vulkane durch das Randgebirge der Insel verdeckt war.

Das Mädchen mußte also warten, bis die Finsternis wieder vergangen war, und das dauerte nur kurze Zeit, wie sie wußte. Die Wartezeit konnte sie schon mit ihren Gedanken an Jochaan ausfüllen!

Sie streichelte daher des Hundes nasses Fell und dachte an den Baumeister des Königs und an die Korkstückchen, die nie daherschwimmen würden aus Westen, und dachte an den verlockenden Vorschlag des Nephath, Jochaan zu betrügen.

In der Dunkelheit verlor der Gedanke des harmlosen Betrugers viel von seinem Schrecken.

Vielleicht betrog sie ihn doch!

Dann mußte er einlösen, was er versprochen hatte, und mußte sie so oft auf den Mund küssen, wie sie es wünschte. Das würde eine schwere Arbeit für ihn werden, denn sie wünschte sich keine bescheidene Zahl Küsse, und wenn sie auch nicht in Zahlen denken konnte, so wußte sie doch, daß die Erledigung sehr lange dauern würde.

Nachher würde sie ihn auslachen, weil ein armes dummes Mädchen schlauer gewesen sei als der große kluge Berater ihres Bruders! In der Liebe und im Kriege mußte eben jedes Mittel recht und erlaubt sein, soweit es nur zum Erfolge führte.

Aber Jochaan hatte jedes seiner Korkstückchen mit einem Brandstempel versehen, mit einem Zeichen, das nur er kannte. Den Metallstempel trug er stets bei sich und zeigte ihn niemandem; vielleicht hielt er es selbst für möglich, daß ihm jemand einen Streich spielen würde, zumal man über sein zweckloses Beginnen lachte und ihn mitunter damit neckte.

Daß sie das Zeichen nicht kannte, war schlimm. So dumm war der Fremde nicht!

Wenn ich nur das Zeichen wüßte! dachte Zista. Jochaan brannte es aber erst auf die Korke, ehe er sie in den Sack steckte, um sie zum Meere zu bringen, und stets trug er den Sack selbst. Mit dem Betrügen war es doch nicht so einfach, wie es sich der schlaue Nephath vorgestellt hatte. Sie mußte schon aus die Küsse warten,

bis sie ganz alt und häßlich war, wie die alten Frauen in Tulma, die auf den Schwellen der Hütten saßen und die Vorübergehenden angrinsten. Dann aber wurde Jochaan sich hüten, sie zu küssen, und wenn doppelt so viele Korken angeschwommen kämen wie er im Osten ins Meer geworfen hatte. Die Regenzeit war bald vorüber. Schon gab es ganze Stunden am Tage, da es draußen trocken war, und die Sonne und das gläserne Meer heller durch die Wolkenschleier leuchteten.

Bald mußte sie Araton in seinen einsamen Berghof folgen, und dann war es vorbei mit Jochaan und seinem schmalen, großen Mund, den er immer so fest verschlossen hielt, als wolle er die Worte und all den gutmütigen Spott zurückhalten, den er stets bereit hatte, für sie, für den alten Galmon, für die dicken Kaufleute in Tulma, namentlich aber für die Priester und ihren zwei-stöckigen Tempel des heiligen Drachen und über die Torheit, anderen Göttern zu opfern als nur dem einen großen Geiste, der die Welt mit seinen unabänderlichen Gesetzen regiere.

Ob in seiner Heimat Tihuanaku denn keine Menschenopfer für die Götzen gebracht wurden? fragte sie einmal, als er nach einer Opferfeier im Tempel zum König befohlen worden war, um ihm eine Hebe-  
maschine zu erklären, die Jochaan bei den Festungs-  
bauten im Norden des Reiches verwendete und für deren Herstellung der König das Geld bewilligen sollte.

Über Jochaans mächtige Züge glitt ein trüber Hauch.

„Ja leider, kleine Zista,“ sagte er leise und sah über sie hinweg in die Ferne. „Deshalb bin ich ja hier auf den

Inseln deines Bruders. Ich hatte wegen dieser Dinge in meiner Heimat Streit mit einem guten König, der aber zu schwach war, mich gegen den Zorn der Priester zu schützen, und ich segelte fort, um dem Tode zu ent-rinnen, dem ich wahrscheinlich verfallen gewesen wäre, hatte ich nicht widerrufen. Und ich war so töricht, nicht zu widerrufen. – Ja, und nun bin ich bei euch und kann nie wieder zurück,“ fügte er mit einem schmerzlichen Lächeln hinzu.

Zista lag unter den dunklen jagenden Wolken ihrer Inseln und spähte, wenn ein Blitz die Landschaft für Sekunden erhellte, aufs Meer hinaus.

Auch am Vorgebirge hatte sich die Flutwelle ver-laufen, und die Brandung schäumte in altgewohnter Weise gegen den äußersten Vorposten des festen Lan-des, das der erdennahe Trabant, das gläserne Meer, den Menschen als letztes Lebensasyl zwischen beragehoher Vereisung und getürmter Ringhochflut gelassen hatte.

„Sieh, Sperr! Es wird schon wieder hell!“ lachte das Kind und sprang von seiner Felsenplatte auf. „Nun wollen wir nachsehen, wie das Wasser in unserer Grotte gehaust hat.“

Sie nahm das triefende Pantherfell unter den Arm und stieg wieder zu Tal, vorsichtig und mißtrauisch über die See hinlugend, ob sich in der Ferne die zurückkommen-den niedrigen Flutwellen zeigten, die mitunter heran-rollten, ehe sie endgültig verebhten. Diese Wellen konn-ten noch tückischer sein als die ersten, weil man dachte, die Gefahr sei vorüber und man brauche deshalb weniger aufmerksam zu sein. Jahr für Jahr forderte die

See ihre Opfer unter denen, die zu früh und zu vertrauensselig an den Strand hinabstiegen.

Es schien alles sicher zu sein. Nur wenig bebte der Felsboden mit leisem Zittern und Stößen, weiter drang der Blick über das Meer, weil der Regen nachließ und den Schleier der Wolken in größere Entfernung rückte.

Wie eine Katze huschte das schlanke Mädchen um die salzwassertriefenden Klippen, kletterte gewandt und sicher von Fels zu Fels hinab und betrat mit neugierigen Augen ihre Grotte.

An einigen Stellen standen auf dem Fußboden noch trübschmutzige Lachen bitteren Seewassers, die die Flutwellen zurückgelassen hatten, Tang und Seegras hingen an den Wänden, und auf dem Boden lagen braune zerfetzte Quallen, die den Anschluß an ihr nasses Element versäumt hatten.

Suchend glitten ihre Augen durch den kleinen Raum. Nicht einmal eine schöne Muschel oder ein dicker Krebs waren zurückgeblieben! Und sie hatte doch auf eine solche Beute gehofft, die ihr das Meer schon öfters zurückgelassen hatte.

Diesmal war es also nichts.

Plötzlich drückte Zista beide Hände vor die kleine Brust und hielt den Atem an. Das Herz schien ihr still zu stehen, wenigstens setzte es einen Schlag ans, um dann wie toll anzufangen, gegen seine schönen Wände zu pochen, als ob es durchaus herauspringen wollte.

Dort auf der trüben Wasserlache schwamm etwas Rotes!

Nein, es war etwas verblichen Rotes, als habe es lange

Zeit im Salzwasser gelegen und sei sehr ausgelaugt. Ganz still und lustig trieb es da unter dem Windhauch, der sich in der Grotte stieß. Es schwamm, fast ohne die Oberfläche der Pfütze zu berühren, wie ein Bällchen, wie eine muntere kleine Ente, wie ein Bällchen aus – – Kork!

Andächtig verfolgte die Königsschwester die Segelfahrt des roten Wunders, Tränen stürzten dem Kinde ans den Augen, aber es wagte noch nicht, sich zu bücken und das Stückchen gefärbte Baumrinde zu untersuchen, ob es die Brandmarke des Jochaan trüge.

Ganz langsam, auf den Zehenspitzen, schlich Zista zu dem roten Etwas hin, als könne sie es durch lautes Auftreten ihrer nackten Füßchen vertreiben.

Sie bückte sich, nahm das Ding behutsam zwischen Daumen und Zeigefinger und suchte atemlos nach dem Brandstempel des Jochaan. Nun hinderten die dummen Tränen sie am Sehen!

Aber schließlich erkannte sie den Stempel doch.

Wohl verwaschen, zerstoßen und zerrieben, aber deutlich sichtbar fand sie den Brandstempel Jochaans, einen tief eingedruckten kleinen Kreis in dem harzgetränkten Korke, der die weite Reise um die Erde – wer weiß wie oft – gemacht hatte, um endlich in der Grotte des liebenden Mädchens an ein Versprechen zu erinnern, daß Jochaan gegeben hatte, ohne zu ahnen, daß er es einmal werde einlösen müssen. Zista hielt den bündigen Beweis der Behauptung des fremden Baumeisters in der Hand, daß die Erde eine Kugel sei.

Zista aber war die Kugelgestalt der Erde gänzlich gleichgültig. Sie konnte sich auch nicht vorstellen,

warum sie rund sein müsse, bloß weil ein kleiner roter Korken von Westen wiederkam, obschon man ihn im Osten ins Meer geworfen hatte.

Ihr galt der Korken mehr als solche Erkenntnis, die sie gerne anderen überließ. Ihr war dies Stückchen Baumrinde Glück und jubelnde Erfüllung!

„Warte Jochaan! Warte!“ rief sie laut in die Höhle hinein, als säße der gelehrte Mann dort hinten an der Wand und warte tatsächlich auf die kleine Königsschwester wie ein verliebter Kater auf die Katze.

Wie oft Zista den Korken geküßt hat, meldet keine Überlieferung, aber es geschah sehr oft, so daß Sperr sich verlegen abwandte und die Schnauze leckte.

Als das Mädchen anfing, sich wie ein brauner quirliger Kreisel um sich selbst zu drehen, daß die Wasserpfüten aufspritzen, räumte der Hund mit einem schiefen Seitenblick auf die kleine Herrin das Feld und setzte sich abwartend vor die Höhle. Seine Ohren gingen peinlich berührt hin und her, auf und nieder, denn die Königsschwester sang eine jubelnde Melodie zu ihrem Tanz, eine Weise, die Hundeohren nicht liegt. Gequält reckte sich Sperrs mächtiger Raubtierkopf zum Himmel empor, die Schnauze wurde wunderlich rund, und schließlich sang Sperr mit; nicht so schön wie Zista, das war sicher, aber bedeutend lauter.

Dann schüttelte sie den seinen Kopf und begann zu lachen, darauf zu weinen und wieder zu lachen.

Schließlich steckte sie den Wunderkorken in ihr Hüfttuch, knotete es sorgsam zu, damit der wichtige Fund nicht verloren ginge, und setzte sich ohne weitere

Förmlichkeit im Herrenreitsitz auf den breiten Rücken ihres Hundes.

„Wir reiten nach Hause, Sperr!“ befahl sie und gab ihm einen freundlichen Schlag auf den Kopf.

Sperr trabte an, langsam und vorsichtig, denn die Herrin war nicht ganz so leicht, wie sie aussah, und der Weg, ganz abgesehen davon, daß er in immerwährenden Stößen schwankte, nicht gerade gut zu nennen.

Immerhin war Sperr daran gewöhnt, wie ein Hund behandelt zu werden und außerdem - trug er das Kind sehr gerne.

Nun ließ auch der Regen fast ganz nach.

Zista lachte. Es meldete sich schon der Winter, und die Tage der Sonne konnten nicht mehr fern sein. Vielleicht war es diesmal sogar möglich, die glänzende Scheibe einmal selbst zu sehen! Ihr Bruder und die Königin hatten ihr erzählt, daß sie kurz vor dem großen Erdbeben das Glück gehabt hatten, die weiße grelle Scheibe zu erleben, wenn auch nur für wenige Sekunden. Lange kann also die Wolkenzeit und der Dauerregen nicht mehr währen, dachte das Mädchen, als es gemächlich auf dem Rücken seines vierbeinigen Gefährten dahinritt, um die Schultern das nasse Pantherfell geschlungen.

Dann mußte Araton bald vom heiligen Berge zurückkommen, wo er mit Jochaan Höhlenwohnungen in den Felsen baute!

Und wenn er zurückkam, dann war es so weit, sie mußte ihn heiraten, wie es der Bruder befohlen hatte. Dagegen war nichts zu machen!



Aber war das denn tatsächlich schon so bald?

Zista kannte keinen inneren Widerstand gegen das Gebot des Königs. Die Mädchen der Abessischen Inseln waren daran gewohnt, ihre Ehemänner zugeteilt zu erhalten, und waren im allgemeinen damit zufrieden.

Eines aber wußte die Königstochter gewiß, und dies würde sie sich unter keinen Umständen nehmen lassen.

Vorher mußte Jochaan sein Versprechen einlösen!

Oh, sie wollte es ihm schon nicht zu schwer machen, dies zu tun, im Gegenteil, leicht, sehr leicht wurde sie ihm die Erfüllung seines Vertrages machen.

Vielleicht wurde auch er ...?

Nun mußte sie plötzlich an die Königin denken.

Zistas Gesicht wurde hierbei böse und hart.

Die Königin gehörte ihrem Bruder! Was ging Jochaan die Königin an und die Königin Jochaan? Die Königin war verheiratet und an ihren Mann gefesselt.

Sie, die kleine Königsschwester, war noch frei und konnte tun und lassen, was sie wollte. Sie hatte noch das Recht, lieb zu haben, wer ihr gefiel!

Und wie sehr Jochaan ihr gefiel. Wenn er doch aus königlichem Hause wäre, daß sie ihn heiraten könnte! Aber er war nur ein Diener, ein armer Sklave des Königs, und in seiner amerikanischen Heimat war er auch nur ein einfacher Gelehrter in eines Königs Diensten gewesen, wie er selbst erzählt hatte, obschon es ihm jeder geglaubt hatte, wenn er sich einen König genannt hätte! Auch in Tihuanaku war er nur ein Baumeister gewesen, der gewaltige Stufenpyramiden zu Ehren der Gottheit aufgeführt hatte und der Dämme gebaut gegen

die Wasserfluten, die von den Bergen stürzten und die Ernte vernichteten, oder gegen die Wogen, die auch dort zur Zeit der vulkanischen Springfluten vom Meere kamen. Schiffe hatte er gebaut, die in schwerer See nicht kentern konnten, weil sie schweres Kupfer im Kiel trugen, und die jetzt ihrem Bruder die Oberherrschaft zur See nach Norden gegen die weißen Nomaden sicherten.

Das Mädchen hatte im Unterbewußtsein die Überzeugung, daß Jochaan mehr sei als alle Könige und Herrscher auf der Erde, ja, daß er der einzige sei, der einer Krone wert sei, weil er klüger und größer war wie die Fürsten, denen er diente und deren Sklave er war, doch wußte Zista nicht, wie sie diesen Gefühlen Ausdruck geben sollte, wenn ihr Bruder ihr gegenüberstand.

Überlieferung und Erziehung machten eine Verbindung mit Jochaan unmöglich, das war ihr völlig klar. Den Entschluß, sich dagegen aufzulehnen, hatte sie noch nicht gefaßt. Aber sie wollte wenigstens die Süßigkeit einer kurzen Liebe genießen, ehe sie zu Araton auf den einsamen Berghof zog, nach der Heimat der Königin Aramut.

Auch die Königin liebte Jochaan.

Wer liebte ihn denn nicht, der ihn sah und sprechen horte, der so einfach und ernst in seinem Benehmen war, so unendlich sicher im Auftreten wie ein Adliger, und der sich nicht wichtig in die Brust warf und die Augen spielen ließ, wenn ein Mädchen in der Nähe war. Und wie hätte er die Augen gebrauchen können, wenn er gewollt hätte! Solche Augen gab es in dem ganzen Inselreich nicht wieder, wie sie Jochaan hatte!

Aber wenn auch er die Königin liebte! Möglich war dies immerhin, denn die Königin war jung und ansehnlich, wenn auch nicht so schön und so glänzend braun wie die kleine Königsschwester. Zista fing unter diesem Gedanken an zu frieren, obschon er ihr nicht zum ersten Male kam.

Jochaan hatte sich in der Gewalt, wie selten ein Mann. Er wußte, daß er bei dem fremden Volke einsam war und ohne Anrecht auf die Liebe königlicher Frauen.

Wie oft hatte Zista aus düsterem Winkel im Königshofe Tutmons den Gelehrten und die Königin beobachtet, wie sie miteinander lernten, schrieben und rechneten, über die Wachstafeln gebeugt und mit dem Griffel wunderliche Zeichen in die weiche Schicht ritzend.

Nie war es dem Kinde gelungen, einen verräterischen Blick des Jochaan aufzufangen.

Nur einmal hatte die Königin hinter dem Baumeister des Königs hergesehen, als er ging. Den Blick hatte Zista nicht vergessen. Es hatte viel darin gelegen; Hochachtung, Bewunderung, Ehrfurcht, aber auch Liebe, unendliche Liebe zu einem großen Geist, der ein König der Geister ist und deshalb unwiderstehlich.

Sperr trabte über Berg und Tal, schnaufend, aber unermüdlich, und die rote Zunge hing ihm aus dem Hals wie eine Flamme. Zista merkte es nicht, weil sie zu sehr mit ihren freundlichen und unfreundlichen Gedanken beschäftigt war, und wunderte sich nur, als der brave Hund mit schlagenden Flanken von dem Tor des Königshofes anhielt.

„Was? Sperr? Wir sind schon zu Hause?“ rief sie

verwundert und stieg aufseufzend vom Rücken ihres Freundes hinunter. „O du armes Tier! Ich habe gar keine Pause gemacht! Warum tust du auch nicht den Schnabel auf?“

Sperr jappte und verdrehte ehrfurchtsvoll die gelben Augen als wolle er sagen, es sei ihm eine Ehre, für Eva und ihr Geschlecht die Lungenschwindsucht zu bekommen.

Er kroch augenblicklich in seine Hütte und trank den Wassernapf leer, der dort stand.

Zista schwippte leichtsinnig mit den Fingern, rief dem Wächter zu, er solle Sperr zu fressen geben, und drängte sich an Galmons Bärengestalt vorbei in das Haus.

---

## **DAS BRANDMAL**

Galmon lachte, obschon er einen Stoß vor den Leib bekommen hatte, voller Freude hinter der kleinen Schönheit her, die auf dem Königshofe die gewöhnlich fehlende Sonne ersetzte, trotz ihrer braunen Haut. Zista drehte sich im dunklen Vorraum noch einmal um und winkte dem Alten zu.

„Willst du ausreiten?“ fragte sie. Galmon nickte wichtig. Da kam die Kleine zurück und stellte sich vor ihn hin.

„Wohin willst du reiten?“ fragte sie dringend.

„Das sage ich nicht, kleine Prinzessin,“ erwiderte der Soldat mit schlaudem Blinzeln. Im selben Augenblick aber spürte er ein warmes Brennen auf seiner Backe, und die Königsschwester war im Haus verschwunden!

Das Kind hat mich hinter die Ohren geschlagen! dachte Galmon halb ärgerlich, halb erfreut. Ob sie schon ahnt, daß ich zu Araton reite, um ihn zur Hochzeit zu holen?

Der Alte schaute in den Himmel. Das Wetter hatte sich sichtlich gebessert. Es war auch die höchste Zeit! Nur der Boden unter den Füßen schien in ein dauerndes

Schwingeren geraten zu sein, das immer schlimmer statt besser wurde.

Der Führer der königlichen Leibwache hatte aber dafür gesorgt, daß ein Unglück, wie es vor wenigen Monaten geschehen war, nach menschlichem Ermessen nicht wieder vorkommen sollte. Das Haus des Königs war jetzt nach allen Seiten der Windrose drei- und vierfach derartig mit Hanfseilen verspannt, daß es sich nach Galmons Ansicht sogar getrost mit dem Dach nach unten stellen konnte, ohne aus den Fugen zu gehen.

Der alte Feldherr bestieg ein bereitstehendes Pferd, um zu Jochaan auf den heiligen Berg zu reiten.

Er hatte an Araton den Befehl zu überbringen, daß er sich baldigst nach Tulma zu begeben hatte, wo der König auf ihn warte. Galmon wußte, daß es sich nebenbei auch um die Verheiratung der kleinen Zista handelte. Aber die Verheiratung selbst der Schwester des Königs war keine besondere Sache auf den Abessischen Inseln. Der Grund lag tiefer.

Nephat war wiederholt beim König gewesen, und mußte ihn irgendwie mit Wahrheit und Lüge bearbeitet haben, wie er es meisterhaft konnte, da es ja sein Beruf war.

Der Priester hatte es auch erreicht, daß der König mißtrauisch gegen Jochaan wurde.

Der Oberpriester setzte den Hebel an der Stelle ein, die des Königs schwächste war, nämlich bei der Freundschaft des Fürsten Araton und des Knechtes Jochaan.

Araton stammte, wie sein Herr und Schwager, aus altem, angesehenem Geschlecht. Während Tutmons

Haus auf den Abessischen Inseln eingesessen war, waren die Arer vor vielen Menschenaltern eingewandert, hoch aus dem eisigen Norden.

Die Überlieferung erzählte, daß es dabei anfangs Mord und Totschlag gegeben hatte, daß man sich dann aber nach jahrelanger erbitterter Feindschaft notgedrungen schließlich vertragen habe. Bald daraus habe man sich gegenseitig geheiratet und die alte Feindschaft begraben.

So hatte Tutmon vor einigen Jahren Aramut aus dem Arerhause geheiratet, und nun sollte Araton die Schwester des Königs ehelichen, damit das Band, das die beiden vornehmsten Familien des Landes umschloß, noch stärker wurde.

Die Königskrone trugen aber nur Männer aus dem Geschlecht der Tutmons; erst nach dem Aussterben dieser Linie hatte das Haus der Arer Anspruch auf die Erbfolge. Beide Häuser waren dem Aussterben schon nahe. Krieg, Krankheit und Unglück hatten das ihre getan; nun hoffte Tutmon, daß Aramut ihm den Thronerben schenken sollte. Bisher war diese Hoffnung nicht erfüllt worden.

Wenn Tutmon kinderlos blieb, so war es möglich, daß Aratons Sohne einst zu Regierung kamen.

Nun hatte Nephath dem König einen Pfeil ins Fleisch getrieben, Aratons Verkehr mit dem fremden Baumeister könne schon vorzeitig eine Gefahr für den Bestand des Hauses Tutmon bilden, denn Jochaan lehre Araton alle seine Künste, damit ein Mann aus königlichem Geschlecht an geistigem Einfluß gewönne und -

wer weiß wann – ihn zu seiner Zeit ausnutzen würde.

Gewiß nicht heute oder morgen, denn Araton sei ein Ehrenmann und denke nicht daran, nach der Krone des Landes zu streben, aber man könne doch nicht wissen, zumal wenn Jochaan seinen Ehrgeiz zu wecken verstände. Einen König zum persönlichen Freund zu haben, mußte für den Sklaven Jochaan von nicht zu unterschätzendem Vorteil sein. Jochaan meine es wahrscheinlich auch nicht böse, aber der Erfolg des Umganges zwischen den beiden ungewöhnlich klugen Männern könne doch eines Tages zu unerwünschten Schwierigkeiten für das königliche Haus Tutmon führen, und da sei es besser, man beuge vor!

Es sei vielleicht auch anzunehmen, der fremde Gelehrte meine es nicht einmal ehrlich mit Araton, sonst würde er sich mehr zurückhalten – gegenüber Zista, der Königsschwester. Wenn es auch menschlich durchaus verständlich sei, daß der Baumeister des Königs in seinem Herzen das Gefühl der Dankbarkeit und Liebe zu seiner Retterin aus Todesgefahr hege – denn auch Jochaan sei ein Ehrenmann – so ...

„Dieser Nephath ist ein ausgemachter Halunke!“ urteilte Galmon, der zu dieser Unterredung zugezogen worden war, als er nun seinen Paßgänger durch das Tor des Königshofes trieb.

Das Urteil war etwas hart, traf auch nicht ganz den Kern, doch gab es die Stimmung wieder, in der sich der alte Soldat dem Götzenpriester gegenüber befand.

Daß der schlaue geistliche Würdenträger Nephath das mögliche Wachsen des alten Arerhauses fürchtete und



im Sinne des bestehenden Königshauses zu handeln glaubte, wollte Galmon absichtlich nicht einsehen, obschon er es hatte wissen müssen, wenn er ehrlich gegen sich selbst gewesen wäre.

Da aber sowohl gegen Liebe wie gegen Haß kein Kraut gewachsen ist, blieb Galmon bei seiner Ansicht, Nephath sei ein ausgemachter Halunke.

Hinter dem Führer trabten auf struppigen Gäulen mehrere dunkelhäutige Soldaten, die vertierten Gesichter stumpfsinnig gesenkt.

Auf dem unsicheren, schwankenden Boden ließen sie die Pferde allein gehen, weil sie den Weg durch Nebel und Wolken auf diese Weise besser fanden, als wenn die Reiter sie zu lenken suchten. Diese soldatische Begleitung auf dem Marsche zum heiligen Berge war durchaus nicht überflüssig, denn das tropische Inselasyl der vorsintflutlichen Zeit bot auch den Tieren, wilden und harmlosen, den letzten Unterschlupf vor nördlicher Eiseskälte und südlicher Hochflut des Meeres, und es waren Tiere dabei, gegen die ein einzelner Mann mit seinen einfachen Steinwaffen nicht viel ausrichten konnte. Gerade am geschützten Osthange des heiligen Berges lagen die bevorzugten Weideplätze des urigen Wildes, das dort noch Nahrung in reicher Fülle fand und Schutz gegen die gewaltigen Stürme, die unablässig über die Inseln brausten.

Der letzte Reiter verließ den Hof, als der König und Nephath aus dem Haufe traten.

Dieser Reiter drehte sich im Sattel um und beugte den wolligen Kopf gegen den Oberpriester. Nephath grüßte

mit den Augen, unmerklich für den König, aber wohlverstanden von dem Reiter der Leibgarde. Nephath hielt sich bezahlte Späher in der Leibgarde des Königs. Immerhin ahnte auch der schlaue Priester nicht, daß man sich mit Sklavenseelen manchmal verrechnen kann, wenn der Geist eines Stärkeren sich ihrer schon bemächtigt hat.

Tutmon war krank.

Er litt an dem Übel, das in Tulma seit längerer Zeit heimisch geworden war und das die ärztliche Kunst der Priesterschaft bisher nicht zu meistern gewußt hatte, nämlich an schmerzhaften geschwollenen Drüsen. Der Hals des Herrschers der Abessischen Inseln war dick umwickelt und sein Gang schlaff und gebeugt. Man sah, wie er litt, und daß seine Laune nicht die beste war.

„Das verdreckte giftige Wasser ist daran schuld,“ zürnte der König. „Es ist bitter wie Wermut und hat uns die scheußliche Krankheit gebracht. Hätten wir die Wasserleitung ans den Bergen weitergebaut, wie uns Jochaan vor seinem Weggange riet, so wäre das alles nicht möglich gewesen und wir und das Volk wären gesund geblieben. Du aber rietest mir ab, weil die Arbeit unnötig Geld verschlänge und außerdem zu schwierig sei. Du warst der Ansicht, daß Tulma vorzügliches Wasser besitze und daß die Heranleitung einer neuen Quelle nicht nötig sei.“

„Das Wasser in Tulma war gut, als Jochaan zum heiligen Berge ging,“ entgegnete der Oberpriester schuldbeußt und mit bescheidenem Ton. „Erst seit dem Ausbruch des Pest und nach dem schrecklichen Erdbeben ist

es bitter geworden. Ich konnte das nicht wissen, die Götter hatten mir kein Zeichen gegeben, sonst hatte ich nicht abgeraten, Herr.“

„Aber Jochaan hat es gewußt oder doch mindestens gefürchtet, daß es so kommen werde!“ sagte Tutmon ungnädig. „Warum rätst du mir immer das Gegenteil von dem, was dieser Mann sagt? Du mußt dich schon daran gewöhnen, daß er klüger ist als wir alle zusammen. Schon als im letzten Winter, da der feuerspeiende Berg Kisau zusammen stürzte, die Quellen in den südlichen Gauen versiegten oder bitter wurden, warnte er uns, da es der Stadt Tulma ebenso gehen konnte, weil sie in der Nähe des Peri läge. Nun ist seine Weissagung eingetroffen, völlig wörtlich! Der Peri hat seine Arbeit getan, und die Stadt hat vergiftetes Wasser. Hätten wir jetzt die neue Leitung aus den gesunden Quellen der Felsenberge, so wäre das Leid nicht über uns gekommen.“

Nephat war schlau genug, hierzu zu schweigen.

In dieser Stimmung war es doch nicht ratsam, mit dem jähzornigen Soldaten zu rechten. Außerdem sah er zu seinem nicht geringen Ärger ein, daß Jochaan wieder die Wahrheit gesagt hatte. Auch in seiner fernen Heimat auf der Hochebene von Peru, hatte er, wie er erzählte, Ähnliches erlebt und daraus seine Schlüsse gezogen. Der Fremde hatte immer wieder gewarnt, aber geglaubt hatte es niemand.

„Wenn du es befiehlest, Herr, will ich alle Sklaven meines Tempels und die Bürger von Tulma an die Arbeit stellen, damit die Wasserleitung fertig wird,“ sagte

Nephat nach einer Weile unterwürfig, wie es sich in seiner Lage geziemte. „Es sind nur noch zwei Erddurchbrüche zu graben, dann fließt das gesunde klare Wasser aus der Felsenquelle am Fuße des heiligen Berges nach der Stadt. Ich glaube, wir können Versäumtes nachholen, und es wird dann auch mit der Krankheit schnell besser werden. Leider hat Jochaan deine Sklaven mit auf den heiligen Berg genommen, Herr. Wir könnten sie jetzt gut als Arbeiter gebrauchen. Dort oben werden sie sicher nicht so nötig sein, wie hier.“

„Ja, es war ein toller Unsinn, daß ich das erlaubt habe,“ antwortete der König zornig über sich selbst. „Ich habe wirklich Lust, sie alle zurückholen zu lassen!“

Über Nephats kluges Gesicht glitt ein Schimmer der Schadenfreude, doch wurde sein Gesicht augenblicklich wieder ernst. „Wenn es dein Wille ist, Herr, so möchte ich auch dazu raten,“ entgegnete er unterwürfig. „Du hast jedenfalls einen ausreichenden Grund zu diesem Befehl, und Jochaan wird, wie ich ihn kenne, vernünftig genug sein, dies einzusehen. Wenn selbst sein König und Wohltäter krank ist, weil er vergiftetes Wasser trinken muß, wird er für eine kurze Weile die Sklaven entbehren können, zumal die Arbeit auf dem heiligen Berge nicht von allzu großer Wichtigkeit zu sein scheint.“

„Ein ausgemachter Unsinn ist sie!“ polterte Tutmon los. „Du kannst es ruhig beim Namen nennen, Nephath. Wahnsinn und Vergeudung ist es, was Jochaan da oben treibt. Ich wollte, ich hätte es nie gestattet, aber Araton und die Königin ...“

Der Oberpriester hob begütigend die Hand.

„Ich erlaubte mir schon zu sagen, Herr: das ist kein Wunder. Araton liegt nun einmal im Banne des wunderbaren Mannes und mag es dabei verlernt haben, selbständig und richtig zu urteilen. Auch deine Frau Königin ist davon überzeugt, daß alles recht und gut ist, was Jochaan tut. Seine außergewöhnlichen Geistesgaben, die ich neidlos anerkenne, berechtigen ja auch zu dieser Ansicht. Klarblickenden Männern aber, wie du es bist, Herr, ist die Fähigkeit gegeben, zwischen Tollheit und Vernunft zu unterscheiden. Gerade dir muß das besonders möglich sein, der du Jochaan kennst, wie keiner im Reiche und weißt, Welch große Dienste er dir geleistet hat. Du wirst ohne weiteres erkennen, wenn seine Arbeit dir nicht mehr recht dienlich ist.“

Der König schielte mit dem gesunden Auge mißtrauisch aus das glatte gepflegte Gesicht seines geistlichen Ratgebers; denn die letzte Schmeichelei des Priesters erinnerte ihn plötzlich an Jochaans belustigtes Lächeln, als dieser einmal Zeuge einer ähnlichen liebenswürdigen Äußerung Nephats war. Das Lächeln des fremden Baumeisters war dem königlichen Soldaten damals sofort aufgefallen, so daß er nachher den Jochaan nach dem Grunde fragte.

„Lieber Herr,“ hatte der Baumeister des Königs geantwortet. „Die freundliche Beurteilung deiner Geistesgaben durch den Oberpriester Nephath erinnerte mich an einen Vorfall in meiner Heimat fern im Westen, jenseits der dahinbrausenden See. An ihn dachte ich, und deshalb mußte ich lächeln. Auch dort liebte mich ein König, weil ich ihm nützlich war und weil er mir – vielleicht –

auch als Mensch gewogen war. Ein solches Wort, ähnlich wie Nephath es dir soeben sagte, angenehm zu hören wie köstliche Musik der Harfe, raubte mir damals die königliche Gunst, weil ich im Gegensatz dazu der Ansicht war, der König handle falsch und unklug, und weil ich die Torheit beging, ihm dies offen zu sagen. Deshalb lächelte ich, Herr, als ich Nephath hörte, weil ich Menschen und Könige kenne und weil ich weiß, daß sich auch deine Gunst zu deinem Diener Jochaan vielleicht einmal wenden wird, wenn er dir sagt, du handeltest falsch, Nephath aber, du handeltest klug und richtig. Ich wünschte, du dächtest an meine Worte, wenn es einmal so weit kommt, wie es mir in meiner Heimat geschah.“

Jetzt dachte Tutmon an Jochaans Worte.

Aber da er krank und böse gelaunt war, jagte er den unbequemen Gedanken fort.

Immerhin ging er zunächst auf den Vorschlag des Priesters, die Sklaven vom heiligen Berge zurückzurufen, nicht ein, sondern griff die böse Andeutung auf, die Nephath einmal wegen Jochaan und der Königsschwester Zista gemacht hatte.

„Was ist mit meiner Schwester und Jochaan?“ fragte er kurz und hart.

Der Oberpriester des heiligen Tieres hob leicht die Schultern an, als wisse er nicht, was er sagen sollte.

„Es entsprang mehr einer wohl unbegründeten Sorge, Herr, als einer beobachteten Tatsache,“ erwiderte er langsam und vorsichtig, gleich als zögere er, dem König eine unangenehme Wahrheit zu sagen. „Du weißt,

König, daß ich mit Eifersucht über des Hauses Tutmon Ehre und Wohl wache. Mir kann es nicht gleichgültig sein, wenn ein fremder, hochbegabter Mann niedriger Geburt das Glück hat – ob gewollt oder ungewollt – die Neigung einer Prinzessin aus deinem erlauchten Hause zu gewinnen. Es ist mir natürlich, daß Jochaan der Schützling und Liebling deiner hohen Schwester ist, und es zeugt von königlicher Hochherzigkeit, daß Zista den Menschen, den sie gerettet, erhalten wissen will. Ich bin überzeugt, daß sie es mit einem ertrinkenden Tier, etwa mit einem Hunde, nicht anders gemacht haben würde. Das alles ist menschlich, und ich kann es wohl verstehen. Pflicht ist es auch für Jochaan, dankbar zu sein und seine Retterin zu lieben. Doch scheint mir zwischen Liebe und Liebe ein Unterschied zu sein.“

Der König machte eine wegwerfende Handbewegung. Dann brach er in ein verärgertes Lachen aus.

„Du sagst mir nichts Unangenehmes, Nephath,“ erklärte er mit einem Aufatmen und dachte an seine Königin und den Gelehrten. Wenn sich je ein Verdacht in seinem Herzen geregt hatte, so bezog er sich auf das vertraute Verhältnis zwischen Aramut und Jochaan, nicht aber zwischen Zista und dem armen Baumeister vom heiligen Berge.

„Das ist mir lieb, Herr,“ sagte der Priester betreten, denn er hatte auf eine andere Wirkung seiner Worte gerechnet und zerbrach sich den Kopf, warum dem König seine Andeutungen lieb sein konnten!

„Ich habe zwar nur ein Auge,“ fuhr der König lächelnd fort. „Aber mit dem einen kann ich vorzüglich

sehen. Wegen der kleinen Zista vermag ich dich zu beruhigen, Nephath. Auch ich bin überzeugt, daß Jochaan sie lieb hat, und wenn ich Jochaan wäre und nicht ihr Bruder, so würde ich mich ebenfalls wie ein Urhahn in diesen kleinen Teufel verlieben. Du kannst aber beruhigt sein, dieser Jochaan liebt sie nur wie ein Diener seine Herrin lieben darf, nicht mehr und nicht weniger. Und was Zista selbst betrifft! – Sie ist ein kindisches Mädchen, mag ihn meinetwegen auch lieben, was weiß ich! So wichtig ist das nicht. Solche Schwärmereien für einen älteren, bedeutenden Mann hat wohl jedes junge Mädchen einmal in seinem Leben oder öfter, je nach Veranlagung. Diese Sorge ist bald behoben, mein Nephath, denn Zista wird in Kürze den Fürsten Araton heiraten, der ein Freund des Gelehrten ist. Die Kluft wird also größer statt kleiner. An Aratons Seite wird die Kleine, wie ich sie kenne, bald die Liebe zu dem armen Baumeister vergessen haben. Aber ich danke dir für deine Sorgen um Schmerzen, die ich nicht habe. Lieber wäre es mir, du brachtest mir meine giftigen Drüsen wieder in Ordnung oder vertriebest durch deine Gebete die Feinde von der nordischen Grenze, wo sie bald in Massen stehen werden, weil sie die dünne, eisige Luft nicht atmen können und in unser Land hinein müssen, um zu leben, sofern es uns nicht gelingt, sie totzuschlagen. Oder du schafftest die fehlende Ernte herbei, die durch den giftigen Aschehauch aus dem Feuerberge Peri und seiner kleinen Bruder über ganze Tagereisen hinweg vernichtet ist. Die Nachrichten aus dem Reiche lauten geradezu trostlos. Ich soll helfen und kann es nicht,



denn die Not ist auch hier in Tulma eingekehrt, wo man sie seit Menschengedenken nicht kannte, wo die Bürger dick und fett wurden vor Reichtum und die Schiffsherren buchstäblich nicht wußten, wohin sie ihn verschleudern sollten. Denke darüber nach, wie der Teuerung zu begegnen ist, die mit dem Beginn des Winters, mit der Zeit der Sonne eintreten wird, ohne daß wir es hindern können.“

Nephat ging sofort mit der geistigen Beweglichkeit des Höflings auf die Herrschersorgen seines Königs ein. Er wußte zwar, daß die Lage ernst sei, glaubte aber nicht an einen Zusammenbruch, wie ihn der kranke König in seiner trüben Laune vorauszusehen schien.

„Die Krankheit der Drüsen zu bekämpfen und zu heilen steht nicht in meiner Macht, obschon ich nicht unerfahren in der Behandlung mancher Krankheiten bin,“ entgegnete er mit Würde. „Du weißt, Herr, daß ich täglich und stündlich zu den Göttern für deine und deines Hauses Gesundheit beten lasse. Ich hoffe auch, daß die schmerzhafteste Seuche bald erlöschen wird, wenn erst der Kanal fertig gebaut ist, der das gesunde Wasser aus den Bergen nach Tulma leiten soll. Den Feind an der Nordgrenze vertreibt dein starker Arm, und die Eiskälte wird dir dabei helfen, wie in den letzten Jahren. Was soll Nephat dabei tun, der nur ein einfacher Priester ist, und kein gewaltiger Held wie du? Auch die Götter könnten nicht mehr leisten, wie du in den vergangenen Jahren. Und wegen der kommenden Teuerung habe ich einen Vorschlag, der hoffentlich deine Billigung finden wird, so sonderbar er zunächst klingen wird. Die Sorge,

wie einer Teuerung zu begegnen sei, bewegt auch mich schon seit geraumer Zeit. Du mußt zu verhindern suchen, daß die Kaufleute die Lebensmittel willkürlich verteuern, weil zu wenig da ist. Du mußt die Herren für die Zeit der Not ein wenig beschränken, denn sie haben ja gute Jahre unter deiner gütigen Herrschaft gehabt und können nun in der Notzeit auch einmal zeigen, ob sie dich und das Volk lieben. Außerdem wird dir der heilige Drachen dabei helfen.“

Tutmon sah seinen Oberpriester an, als ob er an dessen gesundem Menschenverstand zweifele.

„Was soll der heilige Drachen gegen die Hungersnot nutzen, Nephath?“ fragte der König ärgerlich. „Ich wüßte allerdings einen Rat. Lange leben wird er vermutlich nicht mehr, das habe ich neulich gesehen, denn sein Kopf war schauderhaft zugerichtet. So könnten wir ihn vielleicht schlachten und dem Volke zu essen geben. Wenn du das meinst, so ist in deinem Vorschlag sogar ein gewisser Sinn. Der Drache hilft uns gegen die Hungersnot!“

Der König brach in ein gutmütiges Lachen ans. Der Oberpriester aber lachte nicht über die Bemerkung seines Herrn, sondern fuhr in tiefem Ernst fort.

„Gegen die Hungersnot soll er uns auch nicht helfen, Herr, wohl aber gegen die Teuerung, die fast ebenso schlimm ist, weil für das mittellose Volk Teuerung und Hungersnot dasselbe ist. Du darfst nur befehlen, Herr, und die Teuerung wird nicht eintreten.“

„Sprich nicht in Rätseln, Priester!“ antwortete der König schlechtgelaunt. „Ich bin nicht in der Stimmung,

mich verhöhnen zu lassen, auch von dir nicht. Dem dummen Volke magst du meinetwegen vorreden, der Drache helfe gegen die Teuerung, mir aber bitte nicht! Mache den guten Eindruck, den du vorhin mit deiner Schmeichelei hinterlassen hast, nicht durch die Grobheit zunichte, daß du sagst, ich sei ein Dummkopf, der an die Macht des halbtoten Tieres glaubt, das meine eigene Hand bezwungen hat.“

„Ich kann meine Ansicht über deine außergewöhnlichen Geistesgaben nicht ändern, lieber Herr. In diesem einen Punkt würde ich sogar einem Befehl nicht gehorchen,“ erklärte der Oberpriester mit einer demütigen Neigung des schmalen, klugen Kopfes. „Ich weiß auch, daß der Glaube an die Macht des Drachens von dir nicht gefordert werden kann, wenigstens nicht in dem Sinne, in dem du es meinst. In übertragenem Sinne aber – so wirst du bald einsehen – wird dieser Drache Wunder wirken. – Ich bin der Ansicht: wenn nur wenige Kaufleute in deinem Reiche das Recht haben, Handel zu treiben, so wenige nur, daß du sie mit Leichtigkeit überwachen kannst, wird eine Teuerung nicht eintreten können. Viele werden sich bei dir bewerben, unter deiner Aufsicht Handel treiben zu dürfen, aber nur wenigen wird es gelingen, dieses zu tun, obschon du es allen erlauben wirst.“

„Dann wird der alte Zustand wieder da sein,“ lachte Tutmon. „Wie soll ich alle überwachen?“

Der Priester zog ein Stück Kupfer ans der Tasche und reichte es seinem König hin, der den Stempel aufmerksam betrachtete. Er trug auf der Brennfläche das erhabene

geschnittene Bild eines Wassersauriers, eines Drachens mit dreimal geringeltem Schwanz.

Der König gab den Stempel mit zweifelndem Gesicht seinem Oberpriester zurück.

„Was soll das Stück Kupfer mit dem Bild des Tieres?“ fragte er kopfschüttelnd.

„Jochaan hat mich auf diesen Gedanken gebracht,“ lächelte Nephat. „Jochaan brennt seine Korkstücke, die er in seinem Irrwahn in die tosende See wirft und glaubt, sie kamen wieder, ebenfalls mit einem Kupferstempel, damit er sie erkenne, wenn sie tatsächlich wiederkommen! Du aber brennst die Kaufleute, die sich bei dir um das Handelsrecht bewerben, mit dem Malzeichen des heiligen Drachen auf die Stirne oder in die Hand, daß niemand Handel treiben kann denn der, der das Malzeichen des Tieres auf der Stirne oder in der Hand trägt. – Sei gewiß, Herr, nicht jeder wird sich der schmerzhaften Zeichnung unterziehen. Die meisten werden versuchen, sie zu vermeiden und entgegen deinem Verbot Handel treiben. Wenn sie dies aber tun, so ist ihr Vermögen dir, dem König, verfallen und jeder, der Sorge um billige Nahrung hat, also die Armen, der Pöbel von Tulma, wird dich loben, daß es so ist, weil du der Teuerung steuerst und dem Volke das wenige Brot, das da ist, wenigstens zu billigem Preise verschaffst. Die wenigen Kaufleute aber, die sich mit dem Bild des heiligen Drachen brandmarken lassen, wirst du mit Leichtigkeit überwachen können. So, König, wird dir das verwundete Tier helfen, das deine Hand schlug und das dein Wille zu göttlichen Ehren erhoben hat.“

Der König sah überrascht in des Priesters schwarze, kluge Augen. Was Nephath da vorgeschlagen hatte, war nicht dumm, zumal es mit offensichtlichem Vorteil für die königliche Kasse verbunden war.

„Das Tier, das aus dem Meere kam und das dein Arm schlug, wird dir helfen,“ fuhr der Oberpriester mit Wärme fort. „Deine Hand, die seine Wunde schlug, wird Segen über dein Volk bringen. Meine Sache wird es sein, die Menschen von der gottgewollten Notwendigkeit dieser Maßnahme zu überzeugen.“

„Du bist selbst ein Tier, Nephath!“ sagte der König mit gelindem Entsetzen. „Aber ein gefährliches Tier und ein kluges zugleich, obschon du nicht aus dem Meere gekommen bist, wie unser Wasserdrachen.“

„Wie du es befiehlst, Herr,“ antwortete der Oberpriester geschmeichelt. „Ich will ein Tier sein, das dem Wasserdrachen durch deine Hand die Macht gibt, die nötig ist, um das Unheil abzuwehren. Das Volk ist seit dem großen Erdbeben wie toll. Auf den Plätzen vor den Hütten tanzen Männer und nackte Frauen trotz Krankheit und Not, statt zu arbeiten und der Not entgegenzuwirken; wüste Orgien sind an der Tagesordnung, seit die Drüsenseuche ausgebrochen ist. Man will das Leben solange genießen, wie es möglich ist, und man glaubt nicht mehr an bessere Tage. Da ist es schon an sich nötig, durch geistliche Einflußnahme die Massen wieder fester in die Hand zu bekommen. Die eingerissene Zuchtlosigkeit kann dir als dem obersten Kriegsherrn nicht gleichgültig sein, denn der Einbruch der Nordvölker droht gefährlicher als in vergangenen Jahren, und

die furchtbaren Reiter Seuche, Krieg, Teuerung und Hungersnot reiten schon an deinen Grenzen.“

Tutmon sah starren Auges zu Boden.

Der Oberpriester hatte wohl recht. Es sah nicht gut aus in seinem Reich. Was Nephath von den vier Reitern gesagt hatte, die an den Grenzen der Abessischen Inseln ritten, war die Wahrheit. Sie ritten sogar nicht mehr an den Grenzen, sondern mitten in seinem Land! Und das alles mußte jetzt über ihn kommen, da er krank war und die Zeit einen ganzen Mann erforderte! Es wurde in diesem Jahre nicht einmal möglich sein, gegen die Nordmänner zu reiten; er mußte die Führung in diesem wichtigen Kriege dem Fürsten Araton überlassen. Galmon war auf dem Wege nach dem heiligen Berge, um ihn zu holen.

Der König schnappte nach Luft, und sein braunes Gesicht wurde fahl. Nephath schlang seine Arme um die Schulter seines Herrn und stützte ihn.

„Willst du dich nicht niederlegen?“ fragte er besorgt, und der Ton seiner Stimme verriet die ehrliche Angst um Leben und Gesundheit des Fürsten der Abessischen Inseln.

„Die Luft ist in der letzten Zeit so schrecklich dünn geworden, scheint mir,“ stöhnte der Kranke. „Ich kann kaum Atem holen. Das liegt nicht allein an meiner Krankheit, Nephath! Die Königin meint, das gläserne Meer, das dort neben dem Licht der Sonne untergeht, mit Feuer gemischt und furchtbar drohend, risse die Luft von der Erde weg, damit die Menschen nicht mehr atmen können und sterben müssen. Jochaan hat es ihr

gesagt, daß es so kommen könne. Warum weiß ich nicht, und auch Jochaan wußte es nicht genau. Aber ich sehe, daß er wieder recht hat. Dieser Mann kann mit den Augen eines Sehers in die Ferne schauen, und was immer er gesagt hat, ist eingetroffen, als sei er mit dem Schicksal verwandt und mit der Zukunft verschwägert. – Sieh', Nephath, wie die Wolken zerreißen! Sieh' das kristallene Meer! Früher war die Riesensichel kreisrund. Sieht es nicht so aus, als sei sie jetzt verzerrt? – Nun ist sie fort. Du kannst es nicht mehr sehen, wie verzerrt sie war, als wolle sie auseinanderbersten.“

„Du hast Fieber, lieber Herr,“ sagte Nephath leise und mitleidig. „Das gläserne Meer sieht aus wie immer, wie es ausgesehen hat, seit Menschen auf der Erde wohnen, schneeweiß wie das Eis im Nordland und kreisrund wie ein Mühlstein. Du irrst dich, Herr. Auch Jochaan sagt nicht die Wahrheit, König! Er ängstigt deine Fürstin unnötig, wenn er sagt, das gläserne Meer nähme die Luft von der Erde weg. Das ist wieder eine verhängnisvolle Torheit, die dieser Mann behauptet, dieser unbegreifliche Gelehrte, der Wahrheit und Lüge so geschickt zu verknüpfen weiß, daß ich zweifelhaft bin, ob er nicht unter die Verbrecher zu rechnen ist.“

„Wir wollen die Tiere mit den kreisrunden tiefen Augen versöhnen, Nephath,“ antwortete der König in ausbrechender Furcht.

„Jochaan sagt, es seien kreisrunde Ringgebirge und nicht Augen von Tieren,“ höhnte der Oberpriester. „Ringgebirge, die von weißem Eis starren, wie das Kristall, wie das Glas, wie der Schnee, der auf dem

heiligen Berge fällt! Wenn du Jochaan so sehr vertraust, Herr, so ist das Opfer, das du bringen willst, unnötig und zwecklos. Dein treuer Nephathat dir schon lange geraten, die Tiere zu versöhnen. Denn böse Tiere sind es in der Tat, die die zitternde Erde peitschen mit wuchtigen Stößen, die die Wolken ruhelos über den Himmel jagen, daß er entweicht wie ein aufgerolltes Buch, daß wir kaum wissen, wann Tag und wann Nacht ist. Tiere, die uns in grauenhaftem Wechsel von mattem Licht und schwarzer Finsternis wohnen lassen und die Völker peinigern und ängstigen. Aber Jochaan ist klüger als deine treue Priesterschaft. Dein Vertrauen hat sich von ihr abgewandt und hat sich dem landfremden Baumeister zugekehrt, der auf dem heiligen Berg zwecklose Löcher in den Felsen gräbt auf der Bergseite, die nach Osten weist, und der Lebensmittel in Vorratskammern von Firneis aufstapelt, die hier in Tulma viel nötiger waren. Vor Jahren schlug ich dir vor, Jochaan den Göttern zu opfern, ehe er Schaden anrichten konnte. Du aber hast es nicht gewollt. Vielleicht verschmähen die überirdischen andere Opfer, nachdem du ihnen den Fremdling vorenthalten hast.“

„Ja, ja! Ich weiß!“ stöhnte der König gequält. „Laß aber dennoch drei Sklaven schlachten, hörst du, Nephathat. Und die ganze lebendige Beute aus dem Norden, Menschen und Tiere, will ich zur Winterszeit den Göttern und dem heiligen Drachen opfern. Jeder Gott, jedes Tier am gläsernen Meer soll sein eigenes Schlachtopfer haben. Vielleicht bekommen wir dann Ruhe auf der Erde.“

Der König sank zusammen. Nephathat hielt ihn in seinen



Armen und sah besorgt auf das bleiche Gesicht seines Herrn.

Soldaten der Leibwache eilten herbei und trugen ihren kranken König in die Halle zu Aramut.

Bald nachdem Nephath gegangen war, erwachte Tutmon aus seiner Ohnmacht. Er war auf sein Lager aus Bärenfellen gebettet, und Aramut und Zista saßen bei ihm und legten Umschläge um Kopf und Hals des Herrn.

Auch die Königin war erkrankt, doch hielt sie sich aufrecht und sorgte ohne zu klagen für ihren Gatten.

Zista blickte verängstigt in das fahle Gesicht ihres Bruders, das im flackernden Schein der kleinen Tonlampe verfallen aussah. Sie hatte in der Vorhalle auf einem der Soldatentiere gegessen, wie sie es oft tat, wenn sie allein mit ihren Gedanken sein wollte, und hatte dabei einen Teil der Unterhaltung der beiden Männer belauscht. Wenn sie auch nur wenig gehört hatte, so wußte sie doch, daß sich eine dringende Gefahr um Jochoan zusammenzog.

Schweigend saßen die Franen um den kranken König.

Draußen setzte der Gewittersturm wieder ein, der mehrere Stunden geschwiegen hatte. Regen prasselte auf das dichte Dach der Fürstenhalle, und die Erde bebte unablässig, bald in leichten Wellen, bald zitternd und mit nervösem Rucken, bald stoßend und polternd, wie wenn böse unterirdische Geister ungeduldig gegen die starre Kruste von Stein schlugen, um sie zu durchbrechen.

Auch der donnernde Ton der Vulkane war plötzlich

wieder zu hören, so daß die Frauen einen besorgten Blick tauschten.

Der König verlangte nach Wasser.

Aramut reichte es ihm; er trank durstig in vollen Zügen ein ungewohntes, reines Quellwasser, das nicht bitter war wie das Wasser aus dem verschlammten Brunnen der Stadt Tulma.

„Was ist das für ein Wasser? Woher habt ihr das?“ fragte Tutmon angenehm überrascht.

„Ich habe es aus Jochaans Felsenquelle holen lassen,“ antwortete die Königin leise. „Er hat mir gesagt, dies Wasser wurde vermutlich noch am längsten trinkbar bleiben, wenn die anderen Quellen versiegten oder bitter würden. Ich habe mich an seine Worte erinnert und lasse von jetzt an unser Wasser von dort holen, wenn der Weg auch weit ist.“

„Wieder Jochaan,“ flüsterte Tutmon. „Wieder er! – Und was dann! Wenn auch diese Quelle versagt?“ fragte er hämisch.

„Jochaan sagt, alsdann müßten wir Firneis schmelzen und es trinken, müßten aber vorher etwas Kalk dazu mischen, damit es nicht schadet. Auch Jochaan kann nichts Unmögliches leisten. Er hat keinen Einfluß darauf, wenn das Wasser bitter wird.“

Der König sank zurück und schaute unruhig gegen die schwankende Decke seines Hauses.

„Galmon, Galmon!“ murmelte er gequält, und ein Hustenanfall erschütterte den kranken Leib des Herrschers.

Die Königin sah voller Sorge Zista an.

Die schüttelte den Kopf, obschon sie ahnte, was der König meinte. Sie hatte zwar selbst den alten Feldherrn gefragt, wohin er reite, aber keine Antwort bekommen, hatte deshalb vorhin in der Vorhalle hinter der Eingangstür auf einem Soldaten gesessen und dem Gespräch des Königs mit dem Oberpriester gelauscht, wußte aber doch nicht genau, was im Spiele war. Eines aber war ihr klar, daß es gegen Jochaan gerichtet war.

„Was ist mit Galmon, Herr?“ fragte Aramut.

Der König wendete sich ärgerlich ab und drehte sein Gesicht nach der Wand. Eine lange Zeit sagte er nichts.

Schließlich kam es mit mißgelauntem Knurren aus den Bärenfellen.

„Ich habe ihn nach dem heiligen Berg zu Jochaan geschickt, das ist alles.“

„So willst du Araton zurückholen lassen?“ fragte die Königin.

„Ja. Ich brauche ihn, da ich krank bin. Er muß statt meiner nach dem Norden aufbrechen und die Festungen gegen die weißen Männer besetzen; es ist die höchste Zeit, daß es geschieht. Wenn ich nicht krank wäre, säße ich längst im Sattel und ritte nach Nordland. So aber muß ich hierbleiben, so schwer es mir wird. Araton ist gesund und frisch. Er soll für die Sicherheit meines Reiches sorgen, da ich es diesmal nicht tun kann. Wenn er zurückkommt, mag er auch Zista heiraten, wie ich es bestimmt habe. Ich habe meine Gründe, daß dies beschleunigt wird.“

Die kleine Königsschwester verzog den Mund und streckte ihrem Bruder verstohlen die rote Zunge heraus.

Sie konnte das unbedenklich wagen, da Tutmon ihr seinen breiten Rücken zukehrte.

Aramut atmete aus. Sie sah die Notwendigkeit ein. Jochaan durfte also auf dem heiligen Berge bleiben, bis seine Arbeit vollendet war.

„Meine Sklaven will ich auch wiederhaben,“ fuhr der König mit harter, heiserer Stimme fort. „Sie haben sich lange genug bei zweckloser Arbeit da oben herumgetrieben. Sie sollen mir nun die angefangene Wasserleitung nach Tulma fertig graben. Die Sklaven des Tempels werden auch herangezogen und die Bürger von Tulma. Ich hoffe, daß wir dann bald fertig sind, und daß der Jammer mit dem vergifteten Wasser aufhört.“

„Warum hast du die Arbeiten eingestellt?“ fragte die Königin traurig. „Die Leitung konnte längst fertig sein. Hatte dir Jochaan nicht gesagt, ehe er ging, dies sei das Wichtigste, was hier unten zu tun sei?“

„Nephat hat mir geraten, die Arbeiten einzustellen, da sie zwecklos seien,“ antwortete Tutmon. „Jetzt mag er sie weiterführen; er zeigt plötzlich einen großen Eifer in dieser Sache. Vielleicht ist es nicht zu spät. Er braucht dazu meine Sklaven vom heiligen Berge, und ich habe keinen Grund, sie ihm zu versagen, da es sich um des Volkes Gesundheit handelt.“

Die Königin senkte den Kopf.

Das klang alles ganz vernünftig, und Jochaans Arbeit im Gebirge war wirklich zwecklos, das sah sie, wenn auch widerwillig ein. Die Wasserleitung war unter den gegenwärtigen Umständen wichtiger als die Felshöhlen, die der Baumeister des Königs graben ließ.

„Rufe mir einen Boten, Zista,“ befahl Tutmon kurz.

„Oder sage ihm gleich, er solle sofort hinter Galmon herreiten. – Araton erhalt von mir den Befehl, die Sklaven mitzubringen, und zwar alle, hörst du? Alle!“

„Soll Jochaan ganz allein in der Eiswüste zurückbleiben?“ wagte die kleine Königsschwester schüchtern einzuwenden.

„Tu', was ich dir sage, und kümmere dich nicht um Dinge, die Männer angehen,“ fuhr Tutmon gereizt auf. „Wenn dich um Jochaan so bangt, so laufe doch hinauf auf den Berg und leiste ihm Gesellschaft. Vielleicht ist es ihm und dir nicht unangenehm.“

Die Königsschwester wurde blaß vor Schreck und drückte eine Hand auf das schlagende Herz. Sie wollte antworten, doch die Königin winkte ihr mit der Hand und lächelte dabei.

Da verließ Zista die Halle und ging, den Auftrag ihres Bruders zu erfüllen.

„Warte Brüderchen!“ dachte sie dabei und hatte den Schreck schon überwunden. „Deinen Befehl zu Jochaan zu laufen, führe ich bestimmt aus, so wenig ernst er gemeint war. Dort oben sind wir allein und einsam, und ich bringe ihm den Korken, den er einlösen muß. Aber ich warte noch, his Araton mit den Sklaven hier ist, dann weiß ich sicher, daß ich Jochaan allein treffe. Wer wird mich nachher bei ihm suchen? – Was dann kommt? – Ich weiß es nicht. Jochaan wird es schon wissen.“



---

## AUFSTIEG

Der kristallene Mond tauchte in den riesigen Schattenkegel der Erde, den das Licht der Sonne von der Gegenseite in den Weltraum warf. Rabenschwarze Finsternis kroch über Felsen und Halden des heiligen Berges hoch über der Stadt Tulma. Wie aus dem Schlunde der Hölle brauste Sturmstoß auf Sturmstoß über den Reitertrupp, den Galmon zu den Höhlenneubauten am Osthange des Felsengebirges führte. Unsichtbarer feuchter Nebel und stinkender Qualm aus fernen feuerspeienden Bergen fegten mit unerhörter Schnelligkeit und unter gellendem Pfeifen und Brausen um Klippen und Schroffen durch die Nacht, aus der fern und matt die roten und blauen Flammen der brennenden Vulkane zuckten.

Wild, unablässig wankte die Erde, bald in kurzen heftigen Stößen, bald mit scharfem Rütteln, geknetet und zermürbt vom Flutzuge des gläsernen Meeres.

Stumpfsinnig und teilnahmslos lehnten die Reiter neben ihren Tieren an schützenden, ostwärts gerichteten Felswänden, Schnee und Hagel kreiselte im stoßenden

Winde um ihre Füße bis zu den Knien herauf, und in den schwarzen Bärten hing der Reif, daß ihnen fast die Nasen zufroren, und die braunen vertierten Gesichter wie Feuer brannten.

Immerwährend schwankte der ganze Berg unter den ruhelosen Erdstößen, daß man fast den Boden unter den Füßen verlor und sich bei der Finsternis nicht von der Stelle rühren konnte, wollte man nicht in den Abgrund stürzen.

An diesem immerhin noch etwas geschützten Platze sollten die Pferde zurückbleiben und der weitere Aufstieg zu Fuß fortgesetzt werden, sowie das gläserne Meer in glänzender Dreiviertelphase ans dem Schattenkegel der alten Erde auftauchen und den Pfad mit ungewissem Licht beleuchten wurde.

Galmon atmete mühsam und schwer.

Die Luft war hier oben noch viel dünner als unten in Tulma. Der Erdentrabant, das gläserne Meer, machte kurz vor seinem Zusammenbruch ganze Arbeit mit der gequälten Erde, er riß die auf dem Äquatorwulst angestaute Luft mit der ungeheuren Gewalt seiner Schwerkraft in einer Gasflutwelle zu sich empor, daß sie weit über den Wolken mit leuchtenden Geißlerbändern in den Weltraum hinaus entwich.

Vergebens schleuderten die Vulkane rings im Kreise unendliche Gasmassen empor, um den Verlust an atmosphärischer Luft zu ersetzen, vergebens quoll in ungeheuren Dampfblasen am Glutflüssigen zersetztes Wasser empor, um die Luftmengen, die der Mond raubte, wieder aufzufüllen, unablässig strömte das Gewonnene



in den höchsten Luftschichten unwiederbringlich in die kosmische Leere ab.

Der alte Soldat wußte von diesen Gründen der Luftverarmung seiner Heimat nichts, er trug die Unbilden mit dem Gleichmut des Kriegsknechtes, dem nichts überraschend kommt und dem Tod und Gefahr nicht viel bedeuten, und der an all dem Furchtbaren doch nichts ändern kann.

Daß Jochaan verrückt war mit seiner Liebhaberei auf dem heiligen Berge, wurde ihm hier besonders klar; denn welcher vernünftige Mensch suchte sich solch einen ungemütlichen Berg aus, um Wohnhöhlen zu bauen, in die doch niemand hineinziehen würde, es sei denn, er sei ebenso verrückt wie Jochaan.

Hier oben trat zu Erdbeben und Sturm, zu Regen und Gewitter, zu atemraubender Luftverdünnung und niederem Druck noch die Eiseskälte der im ewigen Schnee begrabenen Bergeshöhe.

Es war schade um den prächtigen Baumeister mit den spottlustigen mächtigen Augen, daß seine Vernunft so hoffnungslos verstört war.

Wie gerne hätte ihn Galmon in das Heer aufgenommen. Als Soldat hätte Jochaan Großes leisten können, und seine verrückten Liebhabereien hatte ihm der alte Feldherr in Güte und Ernst ausgetrieben. Solche furchtlosen Leute konnte er in seiner Truppe gebrauchen, Leute, die lachten, wenn die anderen vor Entsetzen schlotterten, die handelten, wenn andere mutlos die Hände sinken ließen.

Aber leider, leider war Jochaan nicht kriegs-

dienstfähig, denn die kleine Zista hatte bei ihrem Rettungswerk vor fünf Wolkenzeiten seine an sich starken Arme so wunderlich aneinandergeheilt, daß die Knochen schief und krumm wie sonderbare große Beulen unter dem Muskelfleisch standen, und nicht daran zu denken war, daß die Kraft, Schild und Steinbeil zu führen, je wiederkommen würde.

Immerhin mußte Jochaan eine gesunde Natur haben, wenn er die zwar liebevolle, aber ahnungslose Krankenpflege der kleinen Königsschwester so gut überstanden hatte. Galmon lachte in der Erinnerung an Zistas betretenes Gesicht, als der Mediziner des Oberpriesters Nephath damals die ärztlichen Fähigkeiten der jungen Prinzessin schonend besprach, und an das Urteil des Verletzten selbst, der seine Retterin gutmütig tröstete und meinte, sie habe die Bildung der Natur in der Herstellung seiner Arme weit übertroffen, und er sei sehr zufrieden, daß sie ihm nicht am Rücken angewachsen waren, sondern immer noch an der richtigen Stelle hingen.

Die Reiter hörten ihren Führer lachen und krochen in abergläubischer Scheu in sich zusammen.

Wer lachte denn im Dunkel der schrecklichen Mondfinsternis, die auf den eisigen Bergeshöhen doppelt unheimlich wirkte, in der grauenhaften Nacht, da böse Geister heulend in den Klippen riefen und ihren stinkenden Schwefelqualm hinter sich herzogen? Jäh und plötzlich tauchte das gläserne Meer aus der Finsternis heraus und leuchtete wie ein fahler feuriger Riesenschein fast kreisrund hoch über ihren Köpfen, den

dritten Teil des Himmels deckend wie eine verschwommene Scheibe aus glühendem Rauch. Wolkenfetzen und Nebelschleier huschten in eilemdem Fluge an ihr vorüber, Halblicht und düstere Schatten in ihren wilden zerflatternden Ballungen.

Unheimlich und riesenhaft verzerrt glitt der schicksalsschwere Schein hinter dem Vorhange von Schnee- und Graupelschauern seinen gewohnten gehetzten Weg zum Horizont, den er in vierundzwanzig Stunden fünfmal kreuzen mußte, um nicht auf die viel hundertmal stärker saugende und ziehende Erde niederzubrechen, der er doch einmal verfallen mußte, sei es heute oder morgen oder in einem Jahr.

Ahnungslos standen die Reiter unter ihrem Schicksal, das sich bald erfüllen sollte, damit eine neue Erde unter einem neuen Himmel wurde und die Erde wieder ein Paradies, wie sie es nach uralten Sagen gewesen war, ehe das gläserne Meer am Himmel erschien; damit neue Kulturen auf dem alten Planeten aus den Trümmern blühen sollten, die der niedergehende zerrissene Mond über die Länder und Meere streute, bis wieder in ferner Zeit im Ring des Weltgeschehens ein neuer Trabant in den Bannkreis der Erde geriet und als neues gläsernes Meer mit Feuer gemischt den Menschen der Zukunft eine größere, gewaltigere Sintflut bescherte, als die, die den Reitern am Rande des schwankenden Felsens drohte. –

Der Wächter der Pferde klemmte sich so behaglich wie es ihm möglich war in eine Spalte und hielt die frierenden struppigen Reittiere am Zügel, froh, daß er hier

an verhältnismäßig sicherer Stelle zurückbleiben durfte.

Galmon aber und die übrigen Soldaten stiegen in die Felsen empor, wo in eisiger Höhenluft die Sklaven des Jochaan die Höhlen in den harten Sandstein sprengten, die Grotten, in denen Jochaan mit Teilen des Abesischen Volkes das kommende Unheil abwarten wollte, dessen Kommen er mit dem geistigen Auge eines genialen Menschen ahnte und voraussah und dessen verheerenden Wirkungen zu begegnen er mit dem zielbewußten klaren Verstande des praktischen, nüchternen Gelehrten entschlossen war.

Dennoch hätte Jochaan kaum erklären können, warum er die Höhlen baue, so oft er auch darnach gefragt worden war. Wahrscheinlich wußte er es selbst nicht genau, oder er konnte die Gründe nicht angeben, aber mit unnachgiebiger Hartnäckigkeit trieb er immer wieder zum Bau, als wisse er die Gründe ganz genau. Er war fest davon überzeugt, daß das gläserne Meer eines Tages auf die Erde herunterstürzen würde, ohne den Beweis für diese Ansicht geben zu können. Wie und in welcher Form dieser Sturz vor sich gehen werde, konnte er nur aus uralten Sagen entnehmen, nach denen dies Unglück schon mehrere Male über unseren Heimatstern dahingegangen war, und darnach schien es ihm so, als sei es für die Menschen oder wenigstens für einen Teil der Menschen möglich, das weltumspannende Unglück, das den ganzen Erdkreis schonungslos traf, in gesicherten Höhlen auf Bergeshöhen zu überdauern oder vielleicht auch auf festgefügtten Schiffen und Wohnkasten abzuwettern.

Aufatmend hielt Galmon im Steigen inne.

Der alte Herr war trotz seiner Rüstigkeit schon ein wenig dämpfig, und das Herz, das durch mehr als sechzig Wolkenzeiten in guter und schwerer Zeit ruhelos geschlagen, nicht mehr so leistungsfähig, die dünne eiskalte Luft zu verarbeiten.

Polternd gingen Lawinen zu Tal, Felsbrocken und Geröll in sausendem Schwunge mit sich in den Abgrund reißend; Schneestaub wirbelte um die Wanderer in wunderlich gedrehten Tromben, kletterte an den Berghängen empor und stieß jäh hinab in neblige, unermessliche Tiefen.

Hoch in den Klippen heulte der Weststurm in hellen und dunklen Orgeltönen und riß lange flatternde Schneefahnen weit in die trübe Luft hinaus. Dennoch war der Aufstieg zum heiligen Berge nicht so mühselig wie Galmon gefürchtet hatte, denn der Soldatentrupp kletterte jetzt am östlichen Hange des Gebirges empor, der gegen den ewig von Westen brausenden Gewitterorkan den Schutz der stillen Leeseite bot.

Zwerghafte Eichenkrüppel klammerten sich hier mit zähen Wurzelstöcken in verwitternden Felsspalten in magerem Boden, Dornengestrüpp kletterte in Schluchten die Berge empor und verschwand im Dunst, grünes Moos sah freundlich unter zusammengewirbelten Schneehaufen hervor, und über graue magere Grashalden trabte in schneller Flucht ein Höhlenbär, um schemenhaft wie ein Spuk im wirbelnden Nebeltanz zu verschwinden. Tief im Tale klang das Brausen des vorüberschießenden Meeresstromes in immer gleicher

Melodie, schien plötzlich zu schweigen, wenn der Donnerton der Ausbrüche der fernen Vulkane die führende Stimme an sich riß. Galmon hielt an, um seinen Soldaten Ruhe zu gönnen, denn der Aufstieg in der dünnen Luft machte schnell müde.

Auf grünem Grasfleck lagerten sich die Menschen wie eine Herde schwarzer Pelztiere, eng aneinander gedrängt zum Schutze gegen die Kälte, die selbst den abgehärteten durchnässten Männern bis auf die Knochen ging.

Der mitgebrachte Feuerquirl kreischte im harten Holz, bis nach endlos langem Bemühen das erste Flämmchen hervorschoß und im qualmenden feuchten Bergholze ein kleines mageres Feuer zum Glimmen brachte, das trotz seiner geringen Heizkraft mit frohem Lachen begrüßt wurde.

Schweigsam und ernst lagen dann wieder die halbvertierten Reste der vorsintflutlichen Menschheit um den kleinen flackernden Reisighaufen, die schwarzen, in Schicksalsstürmen und äußerer Lebensnot seit vielen Geschlechtern traurig und stumpf gewordenen Augen auf die tröstende Flamme gerichtet.

Sie wußten nicht, daß es vor undenklich langen Zeiten glücklichere Menschen gegeben hatte, als sie es waren, Menschen, die unter strahlender Sonne gelebt hatten, und denen die Erde ein Paradies gewesen war. Nur uralte, kaum glaubliche Sagen erzählten geheimnisvoll von stillen, warmen Nächten unter flimmerndem Sternenhimmel, von einer Zeit, da es keine Zeit gab, weil ewiger Frühling den Wechsel der Jahreszeiten freundlich

verschleierte, so daß die Jahre im ewigen gleichmäßigen Wechsel von Tag und Nacht vergingen, von strahlendem Sonnenglanz und sternenleuchtenden stillen Nächten, und man wohl die Tage, nicht aber die Jahre zählen konnte, weil jedes Maß dazu fehlte, da es keinen Monat gab, weil der Mond fehlte, ihn zu messen. –

Das gläserne Meer tauchte rasch unter den östlichen Horizont. Nun war es für wenige Stunden wirklich Nacht.

Wehmütige eintönige Weisen klangen aus tierhaften, rauhen Kehlen wie eine uralte Klage gequälten Menschentums über die im Erdbeben wankenden Halden und Schroffen; ferner Donnerhall aus gluthauchenden Bergen brüllte dunkel und drohend die düstere Begleitung.

Mit grausamem Ruck hob und senkte sich der heilige Berg, als hätten die Mächte der Tiefe ihn wie ein Spielzeug emporgehoben und wieder fallen lassen. Das kleine Lagerfeuer verlosch, und der Gesang verstummte jäh.

Gelähmt hockten die Soldaten, aneinander geklammert in furchtbarer Angst.

„Der heilige Berg fängt an zu tanzen, Männer!“ versuchte Galmon zu scherzen, obschon auch ihm, dem Furchtlosen, das Entsetzen in der Kehle steckte wie ein häßlicher Kloß.

Kein Lachen seiner Männer antwortete ihm. Sie lauschten mit schlagendem Herzen auf den Donner der Explosionen, die unten im Schoße der Erde sich krachend befreien, und auf das unheimlich scharfe Zischen des kochenden Wassers in unergründlichen Erdentiefen.

Sie duckten sich, ergeben in das Furchtbare, und glotzten stieren Auges in die dichte Finsternis, aus der jetzt das nervenzerrüttende Krachen der niedergehenden Gesteinsmassen für kurze Zeit jedes andere Geräusch verschlang.

In der Ferne flammte der Blutschein der Vulkane heller aufzuckend durch den Wolkenflor, wie gedämpftes Brüllen klang das Donnern der einstürzenden Aschenkegel der Feuerberge.

Wie mit einem Schlage leuchtete der Nebel schmutzigrot auf. Der grauenhafte Erdstoß hatte nur wenige Sekunden gedauert. Nun lauerte eine unheimlich trügerische Stille in der Erde. Nur leise und zuckend vibrierten die Felsen.

„Im Ganzen hat der heilige Berg gehalten,“ begann der alte Feldherr wieder nach langem, gedrücktem Schweigen. Er versuchte es mit gewaltsamem Humor. „Er scheint wenigstens fest zu sein, wenn wir von den paar Steinklötzen absehen, die eben heruntergefallen sind. Jochaan hat sich eine dauerhafte Wiege auf der großen Schaukel Erde ausgesucht.“

Die Soldaten verstanden ihn kaum. Ihre gute Laune war vergangen. Wie mochte es jetzt unten im Tale aussehen, in der Königshalle? Sie war doch immerhin ihre Heimat, wenn sie auch Mann an Mann in dem engen Vorraum des Fürstenhofes hausen mußten wie die eingesperrten wilden Tiere. Aber es war wenigstens warm und traulich dort, ein Feuer brannte auf dem steinernen Herde, und die kleine schöne Königsschwester kam mitunter wie ein guter Geist und benutzte den einen



oder anderen von ihnen als Sitzkissen, weil das der Kleinen warm und bequem war, so wie man sich auf ein treues Haustier setzt.

„Die Welt wird bald untergehen,“ sagte jemand dumpf und ergeben in dem wilden Menschenhaufen. „Du bist verrückt wie Jochaan!“ lachte Galmon gezwungen und zerbrach sich den Kopf, wer von seinen Soldatentieren plötzlich philosophische Anwandlungen bekommen haben konnte.

„Das weiß ich nicht, Herr,“ antwortete dieselbe Stimme des Soldaten ans der Dunkelheit. „Es ist möglich, daß ich verrückt bin. Ich habe darüber noch nicht nachgedacht. Aber die Erde wird untergehen. Jochaan, der Fremde, der große Zauberer, der Freund der Sklaven weiß es, daß es so ist. Das gläserne Meer wird auf uns stürzen und dann ist es vorbei. Vielleicht ist es gut, wenn es so kommt, Herr, und ich wollte, es käme bald, damit diese Qual ein Ende hat.“

Galmon war sprachlos.

Eine so lange Rede hatte bisher noch keiner seiner Soldaten gehalten! Hatte der grauenhafte Erdstoß, der den heiligen Berg tanzen ließ wie einen Ball, die Zungen seiner tapferen Tiere gelöst, daß sie reden konnten wie gelehrte Männer?

Hatte etwa dieser ungewöhnliche Mann Jochaan die Geister geweckt, daß sie nachdachten über das, was die Zukunft bringen konnte, daß sie wach wurden aus ihrer trostlosen vertierten Stumpfheit? Es mußte wohl so sein! Einen Freund der Sklaven hatte der Soldat Jochaan genannt. Wie kam der Baumeister des Königs dazu, sich

mit Sklaven anzufreunden, wo er die Freundschaft von Fürsten genoß?

Nun ja, Jochaan war eigentlich selbst ein Sklave. Warum sollte er sich nicht mit seinesgleichen anfreunden? Das war mehr als selbstverständlich!

„Hat euch Nephath nicht gesagt, daß es ein Unsinn ist, was Jochaan vom gläsernen Meere sagt, und daß die Erde stehen bleiben wird, wie sie war und daß keine Sterne vom Himmel fallen können?“ fragte der Führer verwundert.

Eine andere Stimme klang rauh aus der Nacht.

„Es war Nephaths Vertrauter, der eben sprach. Ich sah, wie er dem heiligen Priester zunickte, als wir den Hof des Königs verließen. Wenn er so spricht und ein Vertrauter des Oberpriesters ist, kannst du dir denken, Herr, wie sehr er ihm glaubt.“ Galmon überlegte. Der Lump von Götzenpriester mischte sich offenbar wieder in seine soldatischen Angelegenheiten und hielt sich Vertraute unter den Söldnern, wahrscheinlich um ihn, den alten verketzerten Feldherrn zu überwachen. Solche Hinterlist war dem Mann schon zuzutrauen, zumal es nicht das erstemal war, daß Galmon diese Beobachtung machte. Glücklicherweise schien sich Nephath in der Zuverlässigkeit seiner Spione getäuscht zu haben, denn die Worte des Soldaten klangen nicht so, als ob er dem Priester großes Vertrauen entgegenbrächte.

Immerhin war es eine Unverschämtheit, daß sich ein Kerl aus seiner Truppe mit dem Priester eingelassen hatte.

„Was hat Nephath mit dir zu besprechen?“ fragte

Galmon drohend, und seine Hand tastete trotz der Dunkelheit nach der Peitsche aus Mammuthaut, um den Soldaten zu verprügeln, sowie das Licht des gläsernen Meeres aus dem Westen wieder auftauchte.

„Ich weiß, daß du mich schlagen wirst, Herr,“ sagte die erste Stimme teilnahmslos. „Du hast auch recht mich zu schlagen, denn ich hatte es dir gleich sagen sollen, daß Nephath mir Geld gegeben hat, um Jochaan auszuhorchen und dem heiligen Oberpriester zu berichten, was er gesagt und getan hat.“

Also ist die Schurkerei doch nicht gegen mich gerichtet! dachte der Alte und ließ die Hand von der Peitsche. Aber natürlich gegen Jochaan! Er hätte es sich denken können.

„Bist du Jochaans Feind?“ fragte er in die Schwarze, in der seine Soldaten kauerten.

„Das kann ich hier nicht sagen,“ kam es dumpf zurück.

Durch die Schar der Soldatentiere aber rann es wie rauhes Lachen.

„Unter uns ist keiner, der Jochaans Feind ist,“ sagte ein dritter und verstummte gleich wieder, als habe er schon zuviel gesagt.

Galmon brummte verwundert vor sich hin. Es schien fast so, als seien die Kerle stolz auf einen solchen Mitklaven wie Jochaan. Nun, auf solch einen Kameraden konnte man auch stolz sein! Der Feldherr mußte an den fremden Baumeister denken und an seine Auffassung, wie man Menschen behandeln solle.

„Schlage die Leute nicht so oft!“ hatte er einmal ge-

sagt, und es hatte fast wie eine Drohung geklungen. „Vielleicht wirst du ihre Liebe und Treue noch einmal gebrauchen. Du läßt sie um geringer Vergehen willen grausam peitschen. Behandelst du deine Wolfshunde je so hart wie diese Menschen? Und sind doch auch Menschen wie du und ich!“

Das war eine ganz ungeheuerliche Ansicht gewesen von diesem Jochaan! War dieser Baumeister nicht ein gefährlicher Neuerer und Umstürzler?

Und doch hatte er ihn nur selten mit den Soldaten sprechen sehen und dann waren es nur freundliche Scherzworte, die er mit ihnen tauschte, entschuldigbar für einen Mann, der schließlich nur ein Sklave und Tier seines Königs war wie diese Soldaten.

„Was hat Jochaan euch gesagt?“ forschte Galmon mißtrauisch weiter.

„Was soll er mit armen Soldaten sprechen, Herr?“ antwortete der erste. „Er hat uns nichts gesagt. Nur als er zum heiligen Berg ging, sagte er zu mir, wir sollten mit Weibern und Kindern zu ihm kommen, wenn die Zeit erfüllt sei.“

„Was soll das wieder heißen: Wenn die Zeit erfüllt sei?“ fragte der Alte ärgerlich, aber ein Grauen kroch bei diesen Worten, die er auch schon aus Jochaans Munde gehört hatte, über seinen Rücken.

„Wir wissen es nicht,“ antwortete es von mehreren Seiten. Galmon schwieg.

Wie eine dumpfe Ahnung packten ihn die unverständlichen Worte der vertierten Menschen um ihn, daß Jochaans Macht über die Herzen größer sei als er ver-

stehen konnte, daß diese Macht nicht auf die Beweiskraft der Mammutpeitsche aufgebaut sei, auf diese bewährte Macht, die Galmon mit großem Erfolge in Krieg und Frieden bei seinen Untergebenen geübt hatte, und die deshalb richtig und unumstößlich schien.

Gab es vielleicht eine andere Macht, die stärker war?

Gab es eine Macht des Herzens, die Menschen zum Gehorsam zwingen konnte, die wertlose Sklaven und Tiere waren und nicht von hoher Geburt wie Könige und Feldherren?

Hier in der Finsternis einer kurzen Nacht erkannte Galmon, daß er selbst von dieser unerklärlichen Macht des Jochaan schon lange gefesselt war und nicht mehr von ihr loskommen würde. Hier erkannte er auch, warum er Nephath für einen ausgemachten Halunken hielt und Jochaan für einen verehrungswürdigen Mann. Galmon war nichts anderes wie seine rauhen Soldaten, ein treuer ehrliebender Mann und nur eine Art Oberklave seines Königs Tutmon, einfältig und gerade im Grunde des primitiven Herzens, trotz seiner natürlichen und angelernten Schlauheit.

Der Oberpriester war der Gegenpol.

Verschlagen und hinterhältig von Natur und als Götzenpriester geradezu hierfür vorherbestimmt, war er ein unbedingter eifriger Anhänger des Königshauses Tutmon, weil der eigene Vorteil diese Anhänglichkeit gebot.

Dort auf dem heiligen Berge sitzt ein metallstarker Wille! fuhr es Galmon plötzlich durch den Sinn. Diese zähe unbeirrbar Art, seinen Willen durchzusetzen,

hatte etwas Großartiges. Bisher hatte sich dieser Wille zum Nutzen des Königs ausgewirkt. War es nicht auch denkbar, daß es einmal anders kommen könnte?

Wenn die Arbeiten des Jochaan hoch in den Felsen nun keine Torheiten waren? Aber was Waren sie dann?

Das gläserne Meer schoß in diesem Augenblick mit trübem Licht aus dem Westen empor, als ob es auf die Frage laute Antwort geben wollte, die der alte Soldat sich stellte, ohne sie selbst beantworten zu können.

Die dumpfe kurze Nacht war vergangen. Wachsendes Zwielflicht erschien erst bescheiden, dann immer stärker wachsend aus dem flatternden Nebel über den westlichen Steinriesen und zeigte wieder den rauhen Weg, den die Männer nach des Königs Befehl gehen mußten.

Die Grashalde, über die noch vor wenigen Stunden der Höhlenbär getraut war, um aus der unheimlichen Nähe der Menschen zu entkommen, war mit hochgetürmten Haufen weißer Sandsteinmassen verschüttet, die das Erdbeben von den Bergen hinabgeschleudert hatte; schon wirbelte emsig der Schnee um die Fremdlinge aus der Höhe des heiligen Berges und kreiste sie in ihre weiche Decke von schneeweißem Pulver ein.

Die Männer stiegen zögernd weiter, über Geröllhalden hinweg, die Blicke mißtrauisch und voller Sorge nach oben gerichtet, denn die Felsen schwankten wie Schiffe im Sturm und konnten jeden Augenblick einen neuen tödlichen Gruß zu Tal senden. Doch der heilige Berg des Jochaan schien fest zu stehen, eine sichere Wiege auf der großen Schaukel Erde, wie Galmon gesagt

hatte, tief mit seinem steinernen Kern in den heißen Schoß der Erde verankert.

Wohl brach hier und da ein vermorschter Brocken los und fuhr mit Krachen hinab, doch geschah dies weit von den Bergsteigern und das Verhängnis eilte an Stellen vorüber, an denen sie nicht waren.

Je weiter sie am östlichen Hange mit keuchenden Lungen emporkletterten, desto stiller wurde der Sturm.

Man hatte glauben können, es sei auf den Abessischen Inseln ein Wunder geschehen und der unablässige Westorkan sei es müde geworden, zu blasen. Hoch über ihren Köpfen aber zeigten den Männern die waagrecht in die freie Luft wehenden Schneefahnen, daß solche Wunder nicht eintraten und daß alles so geblieben war, wie bisher, daß nur die fast senkrechte Ostwand an dieser Stelle einen vollkommenen Windschutz bot.

Aber auch andere Lebewesen der Alpenwelt hatten diesen Naturschutz gefunden und starrten mit bösen verwunderten Augen auf den Trupp der menschlichen Feinde; wildes Getier von uriger Größe und Kraft, Höhlenbären und Säbeltiger und scheue Wölfe.

Galmon hemmte unwillkürlich seine Schritte und faßte mit der linken Faust den Lederschild fester. Die Rechte ergriff das Steinbeil, um gegen einen Angriff gerüstet zu sein. Die Soldaten hinter ihm taten desgleichen, Gebete murmelnd, die sie von den Priestern gelernt hatten, um die Gefahr abzuwenden. Dichter schloß sich die Kolonne zusammen.

Aber der Schrecken des Erdbebens schien auch den Tieren der Berge noch in den Knochen zu sitzen; sie star-

rten furchtsam mit flackernden Augen auf die fremden Eindringlinge in ihr Schutzgebiet am Osthange und dachten nicht an Angriff. Furchtsam schienen sie sich sogar zurückzuziehen, denn eines nach dem anderen klemmte den geschmeidigen Riesenleib so dicht es ging in das Gestrüpp oder unter Felsklötze, die Wölfe heulten schauerlich auf in tierischer Angst, und über das graue Moos eilte mit raschen furchtsamen Bewegungen eine krokodilgroße stachliche Eidechse mit glimmenden grünen Augen.

Vor den Männern huschte es schemenhaft im grauen Nebel von davonstürzenden sonderbaren Tiergestalten; hier und da polterte ein Stein in die Tiefe, den ein flüchtender Fuß hinabstieß.

In einem astverdeckten tiefen Loch bewegte es sich unter grünen mageren Blättern, wütendes Knurren und Fauchen drang aus der Erde, als die Soldaten vorüber-eilen wollten. Galmon hielt an, so sehr auch ihm darnach verlangte, an diesem unheimlichen Tierparadies vorüberzukommen, ohne gezwungen zu sein, sich seiner Haut zu wehren.

„Eine Falle!“ wunderte er sich und trat näher.

An einem Taleinschnitt hatte hier jemand eine Raubtierfalle angelegt, gut verdeckt und maskiert mit der Schlaueit, wie sie Naturmenschen anwenden mußten, um der Beute Herr zu werden.

„Sie ist gefüllt“ sagte einer der Soldaten mit glitzernen Augen, und die Jagdlust des menschlichen Raubtieres glühte auf in den stumpfen Gesichtern der Kriegsknechte.

Galmon zog vorsichtig einige Zweige von der Falle



weg und sah auf ein wunderliches Bild. Zwei Bergantilopen saßen in friedlicher Gemeinschaft mit einem ihrer größten Feinde darin gefangen, einem mächtigen Höhlentiger. In einer Ecke hockte sogar ergeben in sein Schicksal ein kleiner roter Fuchs, dessen Weisheit zu Ende war und der es scheinbar aufgegeben hatte, das Glück des Lebens zu meistern, seine schöne Standarte lag traurig zwischen den Hinterläufen, und die Lauscher waren auf die spitze Schnauze geklappt wie zwei große herbstbunte Blätter.

„Es ist Jochaans Vorratskammer!“ meinte Galmon lachend. „Das versteht also ein Baumeister auch, Fallen bauen wie ein gelernter Jäger! Ich habe mich schon immer gewundert, wo er die Lebensmittel für die vielen Arbeiter herbekommt. Zweimal zehn mal zehn Menschen wollen ernährt sein! – Eigentlich hatte ich es mir denken können. Dieser Mann ist ein Schlaukopf wie keiner in Tulma.“

Die einfache Falle gefiel in ihrer Zweckmäßigkeit dem alten Soldaten mehr als alles sonstige Wissen des fremden Baumeisters. Was er hier sah, schlug in sein Fach als Soldat und Jäger, und er mußte gestehen, daß alles gut war, was Jochaan gebaut hatte.

Weiter ging es den Osthang empor, fern klang nun das Brausen der Brandung des eilenden Weltmeeres, unsichtbar unter jagenden Wolkenmassen.

Ganz still war hier die dünne, kalte Luft, kaum daß sich eine wirbelnde Schneeflocke auf dem grasigen Hang verirrt. Eine steingehauene Treppe zweigte vom Bergpfade ab.

„Halte an, Galmon! Du bist an deinem Ziel, wenn du Jochaan suchst,“ hallte eine Stimme aus der Höhe. „Steige mit deinen Soldaten die Stufen empor und sei in meiner Bergeinsamkeit willkommen!“

„Jochaan!“ riefen einige Soldaten.

---

## JOCHAAN

Dort oben stand er in seinem Bärenfell der wunderliche Gelehrte und Felsenbaumeister, den Fuß am Rande des schwankenden Abgrundes und die verkrümmten Arme um einen niedrigen Baum geschlungen.

Sein braunes, bärtiges Gesicht strahlte vor unbekümmerter Freude über das Kommen Galmons, des alten komischen Feldherrn, dessen Zuneigung er sicher war und der keine unwillkommene Botschaft bringen würde, wenn - er nicht gezwungen worden war.

Neben dem fremden Gelehrten stand Araton, der Bruder der Königin. Sein helles Gesicht mit blauen Augen war erwartungsvoll und mißtrauisch den Gästen zugewandt, die ungesäumt die Stufen emporstiegen, richtige Treppenstufen, die, mit einem Handlauf aus geschmiedetem Kupfer versehen, zu den Felsenwohnungen des Jochaan hinaufführten. Dunkelhäutige Sklaven, Männer und Frauen, drängten sich neugierig am Höhleneingang, sonderbare Werkzeuge in den Händen, die aus schwarzem, glänzendem Metall bestanden; es fiel Galmon sofort auf, weil er es noch nie gesehen hatte. Die Augen des alten Kriegsmannes huschten suchend umher.

Mehrere Felsenlöcher saßen in der steinernen Wand, und aus allen lugten die Köpfe von Menschen hervor.

„Kommt herein, ihr armen, durchgefrorenen und durchgeschüttelten Männer!“ lachte Jochaan glücklich. „Seht euch die Behausung des verrückten Baumeisters des Königs Tutmon an und urteilt selbst, ob es nicht ganz behaglich ist auf der eisigen Bergeshöhe!“

Er legte seinen Arm leicht auf den des Galmon und führte ihn durch den schmalen Eingang der nächstliegenden Grotte in das Innere. Helle klingende Hammerschläge schallten ohrenbetäubend aus der Tiefe des düsteren Raumes, wo bei flackerndem Feuer Sklaven an der Arbeit waren, den massigen Sandsteinfelsen auszuhöhlen. Auf einen Wink Aratons verstummte der Lärm.

Die Arbeiter packten ihre schwarzen Werkzeuge zusammen und zogen sich, zufrieden mit der Unterbrechung ihrer mühevollen Tätigkeit, durch eine Spalte im Felsen zurück, offenbar in einen schon fertigen Nebenraum, aus dem ruheloses dumpfes Stimmengewirr erscholl. Angenehme Wärme durchflutete den halbdunklen Raum, denn auf dem Herde von fest mit dem Felsen verwachsenem Sandstein flackerte hinter gemeißelten Wänden ein lustiges Feuer, so daß Galmon über solche Wärmeverschwendung den Kopf schüttelte, die man sich eigentlich auf dem heiligen Berge nicht leisten konnte, wo es so wenig Holz gab.

„Ihr kommt zur rechten Zeit,“ sagte Jochaan und drückte seinen vornehmen Gast auf einen pelzgepolsterten Stuhl nieder. „Gleich wird sich das gläserne Meer

zum zweiten Male verfinstern, aber die Sonne geht auf und bringt uns die angenehme Essenszeit.“ Jochaan klatschte in die Hände; Galmon dachte, er benimmt sich wie ein König und nicht wie ein Sklave!

Ein wolliger Kopf erschien in der Spalte, durch die die Arbeiter verschwunden waren, und nickte dem Baumeister mit freundlichem Grinsen zu. Er hatte verstanden; es sollte gegessen werden. Die Soldaten legten inzwischen Waffen und Pelze ab und drängten sich nackend um das warme knisternde Feuer am steinernen Herde, um sich zu trocknen. Dabei schauten sie neugierig in die Flammen, weil sie keine Holzäste entdecken konnten, die sonst gewöhnlich als Brennstoff verwandt wurden. Wie mochte es möglich sein, daß das Feuer dennoch brannte? Rot schien es aus schwarzen sonderbaren Steinen zu glühen. Sie wußten nichts von brennbaren Steinen, die Jochaan unten in der Nähe des Meeres zwischen Lagerschichten von Sandstein gefunden hatte. Mißtrauisch und abergläubisch schauten die stumpfen Augen auf das brennende Wunder. Aber der Duft von gebratenem Fleisch verbot wissenschaftliche Fragenstellungen, die sich auf die redeungewohnten Lippen drängen wollten.

An gemeinsamem Tisch aßen Herren und Knechte mit großem Eifer von dem, was Jochaans Küche ihnen bot. Selbst ein erneuter, furchtbarer Erdstoß konnte die behagliche Stimmung nur für kurze Zeit vertreiben, die sich in der fröhlichen Tafelrunde eingenistet hatte; nur Jochaan schaute öfters prüfend mit hellen sorgenden Augen zum Ausgang und prüfte das Aussehen der

mächtigen massigen Gewände. Kein Steinchen rührte sich unter dem wilden Stoß des Bebens. Gleichmäßig machte die ganze Höhle die jähe Bewegung mit, während draußen wieder das Donnern niedergehender Gesteinsmassen dumpf verhallte.

Der Baumeister des Königs nickte zufrieden mit dem mächtigen breitstirnigen Kopf und sah seinen Freund Araton lächelnd an. Die Höhle war gut und fest; hoffentlich würde sie auch mächtigeren Erdstürmen widerstehen, die kommen mußten!

Jochaan verschränkte die krummen, verkrüppelten Arme vor der breiten, nackten Brust und sah mit halbem Lachen den schmausenden Gästen zu, die aussahen wie wilde Tiere, so rissen sie mit den Zähnen an dem gebratenen Fleisch.

„Wichtig, wichtig ist das!“ sagte er leise.

Araton lachte belustigt auf. Er kannte seinen Freund und war in langer enger Gemeinschaft mit ihm so an seine wunderlichen Reden gewohnt, daß er sofort erriet, was der Baumeister des Königs mit den halb gemurmelten Worten meinte.

„Hast du erraten, woran ich dachte, als ich sah, wie die Keule verschwand und der Wein versickerte, als sei Wasser in ausgedörrte Vulkane gelaufen?“ fragte Jochaan und zeigte seine weißen gesunden Zähne. Araton nickte zustimmend und lachte über Galmons erstauntes Gesicht, das eine Spur von Mißtrauen zeigte. Der Soldat hatte das Gefühl, Fürst und Sklave machten sich über ihn lustig, weil er schon den fünften Becher Wein getrunken hatte und lüstern nach dem nächsten schielte.

„Ja, alter Feldherr,“ sagte Araton ernst. „Du siehst wieder, Jochaan redet irre. – Doch ich will es dir ver-raten, was er mit seinen Worten und seinem Lachen sagen wollte: Es ist wichtig, daß der Mensch gut zu essen und zu trinken hat, wenn Not und Unglück um ihn sind, denn wenn der Leib gut versorgt ist, haben wir schon unendlich viel gewonnen und können Dinge er-tragen, denen wir anders nicht gewachsen wären. – War es so richtig, mein Jochaan?“

Der Baumeister des Königs nickte mit zwinkerndem vergnügten Auge.

„Was meinst du mit Not und Unglück, Fürst?“ for-schte Galmon und nagte mit wenig schönen Bewegun-gen wie ein Bär an einem Knochen, weil das beste Fleisch angeblich immer am Knochen sitzen soll. „Ich fühle mich hier unberufen sehr wohl, und wenn jetzt die Welt untergeht, so mag sie es meinetwegen tun. Ich sitze hier und esse. Die Wiege des Jochaan ist dauerhaft und gut. Laß die Schaukel Erde schwanken!“

Araton und Jochaan nickten sich wieder lachend zu.

„Wir sitzen hier und essen, wenn die Welt aus den Fugen geht!“ wiederholte der Gelehrte. „Das ist genau auch meine Ansicht, Galmon. Und wenn das gläserne Meer herunterprasselt, daß die Berge vor Schmerzen brüllen und der Meeresstrom in den Himmel spritzt, dann sitzen wir hier gemütlich beisammen und essen und lassen die Becher aneinander klingen, weil uns das alles nichts angeht. Und wenn die Hölle draußen los-gelassen ist und um unseren Felseneingang heult wie tausend wütende Teufel, dann stellen wir Bretter davor

und stopfen Pelze zwischen die Fugen, damit wir nichts hören und sehen, und setzen uns zu Tisch, als sei nichts geschehen. Und wenn der Tisch umstürzt und die Schemel nicht mehr auf ihren Beinklötzen stehen können, dann geben wir dem Wein die Schuld, der sie umgeworfen hat, und legen uns auf den Boden und essen dort weiter. – Eines Tages ist es dann vorbei mit dem tollen Wirbeltanz von Erde und Mond, und wenn wir dann noch können, so ...“

„Essen wir wieder!“ fiel der alte Feldherr begeistert ein. „So lasse ich es mir gefallen, wenn die Welt zum Henker geht! Schon ist sie doch nicht mehr, wie mir scheint, und es wird die höchste Zeit, daß sie anders wird, wenn ich auch nicht weiß, wie! – Also, mein Jochaan, wenn du es erlaubst, will ich noch einmal mit dem Weltuntergang beginnen.“

Galmon ergriff ein neues Stück Fleisch und machte sich darüber her, als sei es sein erstes. Der Magen des alten Herrn war offenbar immer noch so unverwüstlich wie vor vierzig Wolkenzeiten. Jochaan dachte, daß auf diese Weise der lustige Soldat eher platzen werde als Erde oder gläsernes Meer.

„Vorsicht, Vorsicht!“ rief der Baumeister lachend, denn ein schwerer Erdstoß trieb Galmon unversehens den Schlegel der Bergziege tief in den Hals, daß er einen Hustenanfall bekam und mit hochrotem Gesicht in die Runde sah. Die Soldatentiere lachten, obschon sie teilweise mit ihren Schemeln umgekippt waren; sie lachten in soldatischer Schadenfreude über das Mißgeschick ihres Feldherrn, wie es zu allen Zeiten üblich gewesen ist.



Der Bruder der Königin legte die ringgeschmückte Hand auf Galmons Arm. Aus tränenden Augen sah der alte Feldherr das schmale, helle Gesicht des Fürsten Araton, das eine leise Unruhe verriet.

„Weißt du, wie es drunten in Tulma aussieht, namentlich im Königshofe?“ fragte er voller Sorge. „Diese Erdstöße müssen, so fürchte ich, dort im Tale viel schlimmer hausen wie hier in unserem massigen Felsen.“

Galmon schöpfte tief Atem und versuchte seine Gedanken zu ordnen, die ihm bei dem Hustenanfall durcheinandergekommen waren.

„Als ich mit meinen Kerlen in Tulma wegritt, war alles in besser Verfassung, Fürst,“ berichtete er sachlich und in soldatischem Ton. „Ich benachrichtigte dich damals, als der Tempel des heiligen Drachen einfiel und die Seile an der Königshalle zerrissen, daß die Deinen wohlauf sind. Seit dieser Zeit sind die Erdstöße zwar schwerer und häufiger geworden, wie du hier oben auch gefühlt haben wirst, aber der Tempel des heiligen Drachen ist nach mehrfachen vergeblichen Versuchen wieder aufgebaut worden, diesmal allerdings nur mit einem Stockwerk nach dem Rate unseres Baumeisters Jochaan, und der Königshof ist vor zähen Seilen kaum noch zu erkennen.“

„Und das Tier?“ fragte Jochaan kurz. Um seinen Mund zuckte es wie Mitleid über menschliche Dummheit.

„Das heilige Vieh lebt immer noch,“ entgegnete Galmon verächtlich. „Der König hat es auf den Kopf gehauen, als er es fing; davon ist es nicht gestorben. Ich

schlug es nachher auf den Schwanz; da wurde es sehr lebendig, daß es dem Herrn und mir beinahe schlecht ergangen wäre. Ich mochte nur wissen, wo bei solch einem Tier die wichtigsten Teile sitzen. Im Kopf scheinbar nicht, das ist mir dabei klar geworden.“

„Dies ist auch bei den Menschen selten,“ lächelte Jochaan boshaft. „Gewöhnlich sitzt es bei ihnen wie bei dem Drachen ...“ Der Baumeister des Königs hielt inne und kniff den Mund zu. Araton lachte seinen Freund an und schüttelte den Kopf.

„Daß du nie ernst bleiben kannst, Jochaan, wenn es sich um so ernste Fragen handelt,“ sagte er mit einem verständnisvollen Blick auf die verstohlen lachenden Augen des Gelehrten.

„Ist das Leben nicht eine Kette von überwältigender Komik, Herr?“ fragte der Baumeister dagegen. „Ich glaube, die Natur oder der große Geist, der sie nach meiner Ansicht regiert, hat die Komik erfunden, um das Leben erträglich zu machen, weil es sonst furchtbar öde wäre. Ich mochte keinen Augenblick länger der Sklave des Königs sein, wenn mir das Lachen verginge. – Aber erzähle weiter, mein Feldherr, und vergib die Unterbrechung.“

„Wo war ich stehen geblieben?“ suchte der Alte nach dem abgerissenen Faden.

„Bei den hohlen Köpfen der Menschen – oder nein, bei dem hohlen Kopf des Tieres von Tulma, das der König nicht hat erschlagen können,“ half Jochaan liebenswürdig ein.

„Richtig!“ bestätigte Galmon ernst, ohne die lachen-

den Augen des Gelehrten zu beachten. „Jetzt betet das Volk täglich zu dem armen geschundenen Tier, damit es das Erdbeben vergehen lassen soll, und opfert nebenbei zur Sicherheit den Glotzaugen der Tiere am gläsernen Meer, damit das bittere Wasser wieder süß wird, das uns die scheußliche Drüsenkrankheit gebracht hat. Auch der König leidet an vereiterten Drüsen und hat große Schmerzen. Selbst die Frau Königin ist erkrankt; nur die kleine Königsschwester ist vergnügt und gesund, wenigstens hat sie mich schrecklich vor den Leib gestoßen, als ich die Königshalle verließ.“

Eine Weile herrschte Schweigen. Dann sagte Jochaan mit dem Tone tiefer Enttäuschung. „So ist auch das Wasser aus der neuerbauten Leitung, die aus den Felsen des heiligen Berges kommt, bitter geworden. Ich hatte mich also geirrt, wenn ich glaubte, dies Wasser werde trinkbar bleiben, wenn es im Tale unter der Wirkung des Erdbebens und der Feuerberge verschlammt und bitter wird. Menschenmacht ist gering in solcher Zeit, wenn die Mächte der großen Natur gegen sie kämpfen. – Auch der Baumeister des Königs muß einsehen, daß er ein unwissender Mann ist.“

„Hm,“ brummte der alte Feldherr betreten und rückte verlegen auf seinem Schemel hin und her. „Da muß ich dir schon beichten, mein Jochaan, daß die Wasserleitung gar nicht weitergebaut worden ist, seit du fortgingst. Ich weiß nicht recht, warum es geschehen ist, aber Nephath hat die Arbeit an den Hügeldurchstichen für baren Unsinn erklärt, und der König hat keinen Einspruch erhoben. Auch die Leute waren es zufrieden, denn sie

liebten die schwere Erdarbeit nicht und waren auf der Seite des Oberpriesters. Ich kann das verstehen. Sie hatten um so mehr Zeit, zu tanzen und Feste zu feiern. Seit dem großen Erdbeben ist die Gesellschaft in Tulma nämlich außer Rand und Band geraten, und ich glaube, auch Nephath ist mit seiner Kunst, die Menschen zu beherrschen, am Ende angelangt. Er mag es nun bedauern, die Leute von der Arbeit abgehalten zu haben.“

„Der arme Priester,“ sagte Jochaan und sah unbewegt vor sich.

„Wenn wir allein am Tisch säßen, wurde ich mir erlauben, einen anderen Ausdruck zu gebrauchen, als du es getan hast,“ knurrte Galmon böse und vorsichtig.

„Ja, ich weiß es, Feldherr, du liebst diesen Mann nicht,“ antwortete Jochaan zerstreut, als seien seine Gedanken nicht mehr bei der Sache. An Aratons weißer Stirn aber waren die Adern geschwollen und die blauen Augen waren dunkel vor Zorn.

„Ist mein königlicher Schwager denn von allen guten Geistern verlassen, daß er die wichtige Wasserleitung nicht hat weiterbauen lassen?“ fuhr er empört auf. „Hat ihm Jochaan nicht auf die Seele gebunden, daß dies das Nächste und Wichtigste sei? Hat er ihm nicht auch die Gründe lang und breit auseinandergesetzt, warum es so sein müsse und daß wahrscheinlich die Gesundheit des ganzen Volkes auf dem Spiele stände, wenn die Leitung nicht gebaut würde?“

Der Baumeister des Königs legte leise seine Hand auf des Prinzen Arm, so daß dieser sofort ruhig wurde und beschämt schwieg.

„Der gute König ist krank,“ sagte Jochaan begütigend.

„Tutmon hat keine leichte Stellung gegen die mächtige Priesterschaft von Tulma, und du weißt, daß sie mir nicht wohl will, mögen die Gründe sein, welche sie wollen. Ich kann es verstehen, wenn er diesmal – an falscher Stelle – nachgegeben hat. Du darfst nicht vergessen, Herr, ihm fehlten die Gegengewichte, die auf dem heiligen Berge waren, als die bedauerliche Entscheidung fiel.“

„Er war gesund, als er den Befehl zum Einstellen der Bauarbeiten gegeben hat,“ wandte Araton leise ein. „Er ist erst krank geworden, als nachher die Quellen in Tulma unbrauchbar und bitter wurden. Ich dachte, wir könnten dies ganz offen heraus sagen.“

„Es ist nun geschehen,“ entgegnete Jochaan hart. „Niemand kann Geschehenes rückgängig machen, und die Untersuchung von Schuldfragen ist immer töricht und zwecklos, denn sie helfen nicht mehr und führen zu unnötigen Feindschaften, die wir wirklich nicht mehr brauchen können.“ Er wandte sich wieder an den Führer der königlichen Leibgarde: „Wie steht es mit den Festungen im Norden des Reiches? Sind die Vorräte für den Winterkrieg ergänzt worden?“

„Deshalb bin ich hier,“ erklärte Galmon. „Die Festungen sind glücklicherweise in Ordnung. Leider kann der König in diesem Jahre nicht nach Nordland reiten. Deshalb bringe ich Befehl an den Fürsten Araton, die Leitung des Feldzuges im Norden zu übernehmen und an des Königs Stelle zu Felde zu ziehen. Ich bitte dich also, Fürst,“ wandte er sich an den Bruder der

Königin, „dich so bald als möglich nach Tulma zu begeben und dich beim König zu melden, der dir weitere Befehle erteilen wird. Die Aushebungen auf den Bauernhöfen der Inseln sind vollendet. Leider ist diesmal die Kriegsmacht recht klein, weil der dritte Teil der Männer an der Drüsenseuche erkrankt ist und nicht aufgeboten werden kann. Aber die Festungen, die Jochaan uns auf dem weißen Stein erbaut hat, sind stark und sperren allein durch ihr Vorhandensein die Täler und Zugangsstraßen. Ich hoffe auch, daß die Eisbrücken diesmal trotz des harten Winters, der droben ausgebrochen sein soll, nicht so fest werden wie sonst, denn die Erdstöße werden das ihrige tun, um sie immer wieder zu zermürben.“

„Das gibt einen Abschied ohne Wiedersehen, Araton!“ sagte Jochaan ernst und mit geschlossenen Augen. Galmon brach in ein sorgloses Lachen aus. Er sah den Feldzug nach Norden mit anderen Augen an, da er ihn schon zu oft mitgemacht hatte, um solche Befürchtungen zu hegen.

„Das wollen wir nicht hoffen,“ meinte er zuversichtlich. „Fürst Araton soll nach seiner Rückkehr die Königsschwester Zista heiraten, Grund genug, dafür zu sorgen, daß eine baldige Wiederkehr erfolgt. Wenigstens kann ich mir vorstellen, daß ich täglich doppelte Schwertschläge austeilen wurde, um bald zurück zu sein.“

„Heirate die Prinzessin sofort, Fürst, schon vor deinem Abmarsch nach dem Norden, und nimm sie mit dir,“ sagte Jochaan und sah ins Leere. Sein harter Mund preßte sich zusammen, und die Augendeckel schlossen

sich über den mächtigen Sternen, als müsse er verhüten, Dinge zu verraten, die niemand etwas angingen, als den Gelehrten allein.

„Was ist dir, Jochaan?“ fragte Araton besorgt.

Eine Weile saß der Baumeister schweigend da, die Augen geschlossen.

„Ich wollte dich im Herzen erschlagen, lieber Herr,“ antwortete der Gelehrte langsam und mit gepreßter Stimme. „Da habe ich mich überwunden und habe dir gesagt, was du tun sollst, denn ich weiß, du hast die kleine Königsschwester lieb. Nimm sie mit dir nach Norden, Herr. Nimm sie mit, wenn du je auf die Stimme deines Knechtes Jochaan gehört hast, nimm sie mit! Denn die Zeit ist bald erfüllt, die Stunde ist nahe. Der Ring uralter Sagen ist bald geschlossen, und das Verderben reitet über die zertrümmerte Erde. Deshalb nimm die Königsschwester mit dir! Ob du sie aber mitnimmst oder nicht. – Du wirst nicht wiederkommen.“

In den Augen der rauhen Männer am Tisch in Jochaan's Höhle glomm abergläubisches Entsetzen auf, schwarze flackernde Pupillen starrten furchtsam auf die geschlossenen Lider des wunderlichen Mannes, der wieder irre zu reden schien, wie so oft. Unwillkürlich rückte Galmon vorsichtig von seinem Gastgeber ab.

Da riß Jochaan die mächtigen Augen auf und sah seinen königlichen Freund starr an.

„Wirst du mir als letzte Liebe auf dieser Erde das geben, worum ich bitten will?“ fragte er schnell.

Der Bruder der Königin erschauerte unter dem rätselhaften, hellen Flackern des Blickes seines Freundes.

„Ich will tun, was du willst, Jochaan,“ versprach Araton. „Ich will Zista mit mir nach Norden nehmen, wenn es dich beruhigt, und ich will sie treu behüten, als seiest du es, der für ihre Sicherheit zu sorgen hätte. Dennoch hoffe ich zuversichtlich, bald wieder bei dir zu sein. Ich glaube, du irrst dich doch, wenn du glaubst, ich wurde fallen, oder sonstwie untergehen. Du bist kein Soldat, Jochaan, und überschätzt wohl die Gefahr, die mir im Kampfe gegen die weißen Nordmänner droht. Vergiß nicht, daß ich durch deine Klugheit gerüstet bin, wie nie ein Fürst der Abessischen Inseln gegen den Feind gerüstet war, mit dem eisernen Stabe, mit dem wir einst die Welt beherrschen und die Volker weiden werden. Dein schwarzes Metall ist der Sieg und die Rückkehr. Deshalb Sorge dich nicht. Es scheint mir wirklich unnötig zu sein.“

„Du verstehst diesmal meine Worte nicht, Herr,“ antwortete der Gelehrte mit ruhiger, klarer Stimme. „Das Schwert aus dem neuen schwarzen Metall, das ich aus dem Erz der Berge schmolz und in den brennenden Steinen dort am Herd schmiedete, sichert dich wohl gegen jeden menschlichen und tierischen Feind. Aber nicht der Feind ist es, der dich bedroht, sondern das Schicksal der Erde und des gläsernen Meeres. Noch einmal sage ich es! Die Zeit ist erfüllt, Araton, bald ist der Kreis geschlossen, doch weiß ich nicht Zeit noch Stunde, da er kommen wird, der die Welt neu macht, denn er kommt wie ein Dieb in der Nacht, und in einer Stunde ist vernichtet, was Menschen gebaut haben, ist die Stadt gefallen, in der die Handelsherren reich geworden sind,



und die Stimme der Saitenspieler wird nicht mehr in ihr erklingen. – Ich sehe einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde ist vergangen, und das Meer ist nicht mehr! Du aber, Araton, der du nach Norden gehst, wirst vom Meere, das hier nicht mehr ist, fortgerissen werden, dorthin, wo kein Wiederkommen ist, weil Zeit und Raum zu groß geworden sind, um die Kluft zu überbrücken. Deshalb nimm Zista mit dir, denn du wirst sie nicht wiedersehen, wenn du allein nach Nordland reitest.“

„Was sind das für Worte, Jochaan!“ sagte Galmon entsetzt und griff an die Stirne, um die Geister abzuwehren, die sich sichtlich am Tische drängten. Die Soldaten krochen schauernd in sich zusammen und murmelten Gebete. Der Gelehrte lächelte und atmete auf, als erwache er aus tiefem quälendem Traum.

„Ja, es sind nur Worte, Feldherr!“ sagte er liebenswürdig und freundlich. „Vielleicht haben sie auch einen Sinn, wenn die uralten Sagen meiner fernen Heimat Sinn haben. Was geschehen wird, geschieht ohne unser Zutun, und es ist ja möglich, daß ich mich irre; ich bin doch auch nur ein Mensch wie du. Aber ich glaube fest, der Wille des großen Geistes, der das gläserne Meer über den Wolken lenkt, wird sich erfüllen, ob wir damit zufrieden sind oder nicht. Hoch über Menschenliebe und Haß thront das harte Gesetz der ewigen Natur, das Gesetz, das wir noch nicht kennen, das den Menschen aber offenbar werden wird, wenn ihre Zeit gekommen ist. Was uns an Glück in kurzer Frist gegeben ist, wollen wir packen und genießen, wie man den Wein schlürft in

unersättlicher Gier, ehe ein Stärkerer naht, den Becher von unseren Lippen zu reißen. – Deshalb trinke dein Glück, Araton, solange es möglich ist. Mein Rat ist nichts als einfache Lebensklugheit, wenn ich dir sage, nimm die Königsschwester mit dir. Wenn dich die Faust des Schicksals getroffen hat, dürfte es zu spät sein mit dem Trinken.“

„Komm mit mir hinaus, Jochaan,“ bat Araton und erhob sich von seinem Schemel. „Ich will allein mit dir sprechen.“ Die Freunde verließen die Höhle und setzten sich draußen auf die im Erdbeben schwankenden Stufen der steinernen Treppe.

„Du weißt, Jochaan, daß ich dahin gehen muß, wohin mich der König ruft,“ begann der Fürst. „Das ist eine uralte Pflicht, die Völker und Reiche zusammenschmiedet. Ich will es dir glauben, daß ich nicht wiederkommen werde, denn ich weiß, daß du deine Worte nicht in den Wind redest wie Weiber und Toren. Warum aber soll ich die kleine Zista mit mir ins Verderben reißen, Jochaan? Für einen Fürsten der Abessischen Inseln ist die Liebe wohlfeil, das weißt du so gut wie ich. Ich kann ja eine andere mit mir nehmen, wenn es mich darnach gelüftet. – Die sonnige Königsschwester aber soll gerettet werden. Sie bleibt hier.“

Jochaan sah in die blauen Augen seines fürstlichen Freundes, als müsse er in seinem Herzen lesen können, durchdringend und mit tiefem Ernst. Eine innere Unruhe lag auf dem gefurchten Gesicht des Gelehrten.

„Wenn du sie lieb hast, Herr, so nimm sie mit dir,“ bat er.

„Ich habe sie lieb, und gerade deshalb lasse ich sie hier,“ entgegnete der Fürst hart und kurz. In seinen vornehmen wettergebräunten Zügen erschien der Schimmer eines halb gutmütigen, halb schmerzlichen Lächelns. Er stützte den Kopf in die Hand und schaute still in den flatternden grauen Nebel.

„Du willst den letzten Wunsch deines Knechtes, der dich lieb hat, nicht erfüllen, Herr?“ fragte Jochaan.

„Sieh Jochaan den Höfling, hinterhältig und voller Liebe!“ lachte der Fürst und legte seine schmale Hand auf die verkrüppelte Rechte des Gelehrten.

„Du glaubst mich zu durchschauen, Herr?“ fragte der Baumeister des Königs.

„In dieser Sache bist du durchsichtig, mein Jochaan,“ entgegnete Araton. „Warum soll ich das Kind mit mir in den Tod nehmen, das mich nicht liebt? Das wäre härter, als ich verantworten kann. Ich will es hier lassen. Wie du sagst, ist die Zeit bald erfüllt. Unser Königreich wird stürzen, wie alles stürzt auf der alten morschen Erde – so ist es doch Jochaan? – Uralte Schranken werden fallen, weil ungemessene Naturkräfte sie zerschlagen werden wie verfaultes Holz, das durch neues ersetzt werden muß, neue Männer werden die Geschicke der neuen Erde lenken. – Wer wird König sein auf dieser neuen Erde, von der du sagst, sie komme bald? Wer wird unter dem neuen Himmel herrschen, der über uns aufgehen wird? – Wer stark und klug ist, wer das Leben meistert gegen Tod und Vernichtung und die Zukunft in den Händen hält. Ich weiß, wer das ist, und ich glaube, du weißt es auch. – Deshalb will ich meine kleine

Königsschwester hier lassen und sie dir vertrauen, denn sie liebt dich, Jochaan, den unfreien Baumeister des Königs, den Herrscher der neuen Erde und den Meister der Zukunft, der mit eisernem Stabe die Völker weiden wird.“

Jochaan hob die verkrümmte Hand. „Wer kann wissen, ob wir nicht auch sterben, die wir hier zurückbleiben?“ fragte er atemlos und gequält. „Ich kann nicht erkennen, wer dem Unheil entgeht, du im fernen Norden oder ich in südlicher Bergeshöhle. Und was Zista betrifft, so weißt du genau, daß die kleine Königsschwester kein Weib für einen Sklaven ist. Dein Knecht Jochaan wird einsam bleiben, wie er es gewesen ist, seit er gelernt hat zu denken, denn Einsamkeit ist für Männer nötig, die für einen großen Gedanken leben. Denke lieber an die Königin, deine hohe Schwester, Araton, und an ihr Leid, wenn sie erfährt, daß du Zista meinetwegen zurückgelassen hast.“

„Also doch,“ sagte der Fürst traurig.

Über Jochaans große, harte Züge huschte es wie der Schimmer eines leisen Triumphes. Wer ist nun durchsichtig, Araton, du einziger Freund eines armen einsamen Sklaven? Ist es wirklich Jochaan, durch den du hindurchschauen kannst wie durch einen hellen Kristall? Wie hat dich mein Wort mit der Königin, deiner wunderbaren, klugen Schwester, getroffen! Dreifach gepanzert und undurchsichtig sitzt dein armer Freund neben dir, und du weißt nicht, daß es nicht die gute Königin ist, der mein Herz gehört, wenn ich in seltenen Stunden in die Tiefe der Brust hinabhorche, ob Jochaans Herz im

langen Leid und immerwährender Sorge und Arbeit verbrannt und taub geworden ist. Deine kleine Prinzessin, die dir gehört nach des Königs Befehl, ist es, die dem alten gelehrten und so dummen Jochaan Herz und Kopf verkehrt hat, daß er mitunter aufschreien möchte vor Sehnsucht nach ihrer Liebe. Du aber, Araton, sollst es nicht wissen, weil auch du sie lieb hast, wie es nicht anders sein kann. Denke in der Ferne ohne Groll an deinen Knecht Jochaan, der dich lieb hat und der dir nichts nehmen wird, was dir gehört, sofern die Gedanken und der Wille gehorchen. Glaube immerhin, es sei die Königin Aramat, der mein Herz in heimlichem Gedenken gehört, denke was du willst, aber du sollst vor deinem Freunde sicher sein. Nun weiß ich, daß du sie mitnehmen wirst. Ich werfe weg, was ich in Zukunftsträumen gedacht und geplant, denn es war vielleicht unrecht, weil es um das Eigentum des Freundes ging.

Still saß Jochaan neben dem Fürsten, als er dies dachte. Auch Araton schwieg, und lenkte seine Gedanken zu Zista und zu der befohlenen und so erwünschten Heirat mit der tollen, kleinen Prinzessin.

„Du wirst das Kind ohne Sorge mit dir nehmen, Herr,“ brach endlich Jochaan das Schweigen. „Du siehst, es ist diesmal gar nicht so schwer, die letzte Bitte des Freundes zu erfüllen.“

„Du schickst das Kind in den sicheren Untergang!“ rief Araton gequält. „Die Königsschwester wird nicht wiederkommen, wenn ich sie wegführe!“

„Das weiß ich,“ klang es hart zurück.

„Es ist wahr, du kannst sie nicht lieben,“ entgegnete der Fürst mit einem Aufatmen.

„Ich liebe dich, und das ist mehr,“ sagte Jochaan mit geschlossenen Augen. In seinem Herzen schrie es. Nimm diese Lüge zurück, Jochaan! Er aber wollte die Stimme nicht hören.

Frei mußte er bleiben und unabhängig von menschlichen Dingen, ohne Frauenliebe wollte er sein, wenn die Zeit sich erfüllte. Deshalb warf er die kleine, geliebte Prinzessin fort, wie Männer ihr Liebstes hergeben, um einer größeren Sache willen, die über Liebe und Haß der Menschen hinausragt.

Araton erhob sich langsam von den Stufen der Felsentreppe.

„Ich will sie mitnehmen – will sie vielleicht mitnehmen, da ich ihr die Entscheidung überlassen möchte,“ sage er zögernd und unentschlossen. „Ich will es ihr erzählen, was du gesagt hast, Jochaan, daß wir nicht wiederkommen werden, wenn sie mit mir nach Nordland reist. Wenn sie dann zurückbleiben will, so mag sie bleiben. Es wäre schade um das Kind, das die Freude und der Sonnenschein in der düsteren Königshalle ist. Ich habe nicht gewußt Jochaan, daß es so schwer ist, von dir zu gehen, nicht weil ich sterben werde, denke das nicht! Ich habe einen Druck auf dem Herzen, als täte ich dir einen größeren Schmerz als den des letzten Abschieds.“

„Sei ohne Sorge, Herr,“ lächelte der Baumeister des Königs. „Der den Schmerz zufügt, bin ich selbst und kein anderer. Das ist manchmal nötig, wenn man stark

bleiben will um der Zukunft der Erde willen.“

Araton forschte in des Freundes Augen. Wie so oft waren auch diese Worte dunkel. Waren die mächtigen Augen des Gelehrten nicht unsicher, ging es nicht wie ein Zucken durch die zerwühlten Züge des einsamen Mannes?

Jochaan wandte sich langsam ab. Der Fürst aber dachte: Nun habe ich dich doch durchschaut, du Undurchsichtiger! Lange genug bin ich dein Schüler gewesen, daß ich gelernt habe in den Augen zu lesen, was verborgen bleiben soll, und ich habe jede Regung deines Herzens in langer Gemeinsamkeit des Denkens kennen gelernt. Ich will dir zum Abschied aus diesem Leben schenken, was dir schon gehört, ohne daß du es ahnst. Ich will nicht kleinlicher sein als du.

„Noch eins Herr,“ begann Jochaan wieder nach langem Schweigen. „Ich werde dir einen Korb mit Brieftauben mitgeben, die wir zusammen gezähmt und gefüttert haben. Wenn du fern von hier bist, so gib deinem Jochaan Nachricht, so oft du kannst. Du weißt, wie man auf dünnem, gefärbtem Leder Schriftzeichen ritzen kann, wie ich es dich gelehrt habe. Schreibe mir, wenn die letzten Dinge gekommen sind, wie es dir geht und was die kleine Königsschwester macht – sofern du es noch kannst.“

„Du willst sagen, sofern der Tod nicht schneller ist und mir das Schreiben von Briefen verbietet,“ lächelte Araton.

„Ich habe nicht gesagt, daß du sterben wirst,“ entgegnete Jochaan zuversichtlich. „Ich spreche nur davon, daß

wir uns nicht wiedersehen werden, wenn du nach Nordland reitest. Die Erde ist groß, für Menschenmaß und Urteil, so unendlich groß, daß Länder und Meere uns auf Lebenszeit trennen können, wenn sie neu geworden ist, ohne daß es uns möglich ist, die Straße wiederzufinden, die uns zusammenführt. Nur die Tauben können – vielleicht – die Kluft überbrücken, oder auch nur eine einzige, wenn die anderen unterwegs umkommen. Warum sollen wir nicht einmal das fast Unmögliche für möglich halten? Die Tauben haben Flügel wie unser Geist, der mit Leichtigkeit Länder und Meere überbrückt. Mir fehlt nur die Zeit, um auch uns Flügel zu schmieden, wie sie die Tauben von Natur haben. Ich muß es späteren Geschlechtern überlassen, die mehr Zeit haben. Wir wollen an das denken, was heute ist und morgen sein wird. – Wo im Norden das bergedicke Bodeneis seit undenklichen Zeiten in riesenstarken Schollen an die Erde angewachsen ist, wird dich das Schicksal treffen, noch ehe der Winter vergangen ist. Alle Festungen, die ich dem König baute, liegen auf solchen mächtigen Eisschollen; warme Pelze und große Vorräte an Fleisch und Getreide liegen dort in kristallinen Kellern, die meine Bauleute ausgegraben haben, und die Mammutherden traben über die weiten glitzernden Eisflächen. Denke daran, Herr, daß du sofort mit Männern und Frauen eine dieser Festungen beziehst, wenn die letzten Dinge kommen, denn das ist wohl auch dem dümmsten Sklaven offenbar geworden, daß die Bahn des gläsernen Meeres in den letzten Zeiten niedriger und schneller über die Erde zieht und daß das



Unheil zum Greifen nahe ist. Und wenn es mißlingt, was ich dir rate, so hast du getan, was in Menschenkraft lag. Vielleicht wird der erbarmungslose Frost dich vernichten mit allen Soldaten, Frauen und Kindern, die du mit dir nimmst, vielleicht wird das gläserne Meer dich erschlagen. Vielleicht aber reißt dich auch die Flut, von der die Sage spricht, dahin, wo du atmen und leben kannst. Wenn es so kommt, so schreibe deinem Jochaan. Und wenn die Taube den Weg zu mir findet, Araton, will ich nicht mehr um den verlorenen Freund trauern, sondern will stolz und froh das Schicksal preisen, daß Menschenhirn vorausgesehen hat, was kommen kann und was dann – hoffentlich – eingetreten ist.“

„Wie du Unmögliches mit deinem Geist möglich machst, Jochaan!“ lachte Araton übermutig. „Ich sehe mich schon über Gebirge und Länder dahinbrausen in wirbelnder Flut, fest und sicher auf bergestarker Scholle von weißem Stein treibend, fernen, unbekanntenen Küsten zu. Wenn ich nicht wüßte, daß dein Geist klar und gesund ist, müßte ich jetzt den Leuten recht geben, die sagen: Jochaan ist toll. Das Leid seines Lebens hat ihm die Sinne verwirrt, und er redet wie ein törichter Seher, den man reden läßt, weil man ihn nicht mit Widerspruch kränken will. Doch werde ich tun, was du mir geraten hast, Jochaan. Ich will die Brieftauben mitnehmen und dir Nachricht geben, so oft ich es kann. Aber wundere dich dann nicht, wenn eine seltsame schöne Taube eines Tages in deine Höhle auf dem heiligen Berge flattert, eine braune Taube, die du nicht erwartet hast und die ein seltenes Geschenk deines fernen Freundes ist.“

Die letzten wunderlichen Worte des jungen Fürsten entgingen dem Baumeister des Königs. Er spähte angestrengt in die Ferne, wo sich eine menschliche Gestalt auf dem Bergpfade bewegte. Jetzt tauchte eine zweite und eine dritte aus dem Nebel auf, hin und her schwan- kend mit vorsichtigen, tastenden Schritten. Schließlich sah man einen größeren Trupp bewaffneter, pelzbeklei- deter Männer der Treppe nahen.

„Dort kommt eine zweite Gesandtschaft, Fürst,“ sagte Jochaan und stieg einige Stufen seiner Treppe hinab, um besser sehen zu können, wer da käme. „Ich ahne schon, was sie mir bringt, oder vielmehr raubt. Die erste raubte dich, die zweite dort wird mir die Möglichkeit meiner Arbeit nehmen. Ich weiß nicht, was von beiden Übeln das größere ist!“

„Wie kommst du darauf, Jochaan?“ fragte der Fürst betreten, und dieselbe Ahnung drängte sich beklem- mend in seinem Herzen, daß die Männer nichts Gutes bringen möchten.

Oben schaute Galmon aus der Höhle ins Freie. Er hat- te schon öfters hinausgesehen, um festzustellen, ob die Un- terredung der beiden Freunde nicht endlich zu Ende sei.

„Das sind ja meine Kerle aus Tulma!“ wunderte sich der Feldherr und sah mißtrauisch und ärgerlich auf die Windungen der menschlichen Pelzschlange, die sich zielbewußt den Höhlen des Jochaan näherte. Galmon wandte sich mit gutmütigem Scherz an den Baumeister des Königs. „Die Männer wollen scheinbar auch von deinem Weltuntergangsbraten essen, dessen Güte bis nach Tulma geduftet sein muß.“

Die Soldaten kletterten die Treppe empor und standen neben den Höhlenbewohnern des heiligen Berges, blutend, atemlos und mit irren stumpfen Augen. Kaum konnten sie erzählen, was geschehen war. Eine Steinlawine war mitten unter sie gefallen während eines der furchtbaren Erdstöße, und hatte ihnen einen Teil der Männer verschüttet und andere verletzt.

„Was bringt ihr nun Gutes nach all dem Bösen, das ihr unterwegs erlebt habt?“ fragte Galmon, als sie ihren Bericht von dem grauenhaften Aufstieg zum heiligen Berge beendet hatten.

„Wir bringen Befehl vom König, Fürst Araton soll die Sklaven mit ins Tal bringen, die für Jochaan die Höhlen gebaut haben,“ sagte der Führer seine eingelernte Weisung her.

Jochaan lachte auf, gellend und schrill wie ein Wahnsinniger, daß die Männer verlegen mitlachten und dann ängstlich in die Runde glotzten.

Der Gelehrte hörte nicht auf zu lachen. Er schlang seine Arme um den Hals des Fürsten und barg mit schütternden Schultern sein Gesicht an der Brust des Freundes.

„Warum lacht ihr nicht mit?“ fuhr er dann wütend auf. „Lacht, Männer, denn es wird die Zeit kommen, da euch das Lachen vergeht und wo ihr heult wie die Bergwölfe, wenn sie Hunger haben und nichts finden. ihn zu stillen. Lacht mit mir über den Sieg der hohlen Köpfe, lacht mit über die Gehirne der Menschen, die im Becken, statt im Schädel sitzen wie bei dem heiligen, dreimal heiligen Drachen von Tulma! – Wollt ihr lachen, ihr Tiere!“

Jochaans Augen funkelten wild und irr, seine verkrüppelten Arme gingen durch die Luft, fahrig und verzweifelt, dann gellte wieder sein schauerliches Lachen, daß es ans der Tiefe der Höhle gräßlich widerhallte.

Die armen, vertierten Männer lachten unter unbegreiflichem Zwange mit, ängstlich und in abergläubischem Entsetzen. Auch Galmon lachte, aber es standen ihm dabei die Haare zu Berge, daß er sie einzeln zu fühlen glaubte.

Araton stand wie versteinert.

Da sprang Jochaan schnell wie ein wildes Tier die Stufen seiner Treppe hinab und verschwand lachend im dichten Nebel. Fern und schauerlich verhallte das wahnwitzige Gelächter im Toben der Meeresbrandung tief im Tale und im gedämpften Orgelton des hoch in den Klippen brausenden Orkans.

---

## ABSCHIED

„Mache dich fertig, Zista. Der Tragesessel wartet schon lange auf die Fürstin Araton,“ sagte der Freund des Baumeisters zur kleinen Königsschwester. „Du mußt dich schon daran gewöhnen, daß du meine Frau bist und mir folgen mußt, wohin ich es befehle. Mache kein Aufsehen, liebes Kind. Was sollen die Leute sagen, wenn sie sehen, daß du am Hochzeitstage verweinte Augen hast und ein düsteres böses Gesicht wie der Himmel über Tulma. Es ist doch nicht das schlimmste Los, die Frau des Fürsten Araton zu sein.“

„Nein, nein, ich weiß es ja, daß ich ein undankbares Frauenzimmer bin, schlecht und böse und alles, was du willst,“ schluchzte Zista fassungslos. „Ich will auch vernünftig sein, Araton, aber es geht nicht. Ich wußte ja schon längst, daß der König mich für dich bestimmt hatte. Ich glaube sogar ganz bestimmt, ich habe dich lieb, Araton, ganz gewiß, ich habe dich sogar sehr lieb, denn du bist gut und freundlich zu mir und schlägst mich nicht, weil ich ungehorsam und unfreundlich zu dir bin. Aber bitte, bitte laß mich hier in Tulma! Es ist so kalt in Nordland, viel zu kalt für deine kleine Zista. Bitte, Herr, laß mich hier. Wenn du wiederkommst, will

ich deine gehorsame Frau sein. Nie sollst du über mich klagen, Araton, ich will dir alles Gute tun, was ein Mädchen einem Manne tun kann. Nur bitte, laß mich hier.“

Die kleine Königsschwester verbarg das braune Gesicht in den kostbaren weichen Fellen, auf denen sie lag wie ein Häufchen Unglück und schluchzte herzzerbrechend.

Um Aratons Augen huschte ein Lächeln, gutmütig und schmerzlich zugleich. Um seinen vornehmen, klaren Mund zuckte es halb in freundlichem Spott, halb in bitterem Schmerz. Seine schmalen Hände nestelten zärtlich in Zistas schwarzen, reichen Haaren, so daß sie wie ein böses, störrisches Tier den Kopf schüttelte und mit der kleinen Faust nach dem Fürsten schlug. „Laß das sein, Araton!“ stieß sie wild hervor.

„Halte noch einmal still, Kind, und höre in Ruhe zu, was ich dir sagen und geben will,“ entgegnete der Fürst. „Jochaan hat dir als Hochzeitsgeschenk seine bunten Lederstreifen geschickt, die ich dir in die schönen Haare flechten soll, hat er gesagt, als Andenken an deinen Schützling, der jetzt einsam und hoch aus dem heiligen Berge an mich und die kleine Zista und unser Glück denkt, und der es doch sicher gut mit seiner Gabe meint. Das Geschenk ist nur klein und unscheinbar, denn Jochaan ist ein armer Knecht des Königs und kann dir keine Edelsteine und kein Gold zum Hochzeitsfeste schenken, wie es dein Bruder getan hat und die Königin. Er läßt dich bitten, die bunten Lederstreifen zu tragen und an ihn zu denken, wenn du ihn eines Gedankens wert achtest. Aber wenn du es nicht willst, so kann ich

ihm den billigen, fast wertlosen Schmuck wieder zurückschicken, weil er eigentlich einer reichen Fürstin nicht wert ist, zumal sie schöneren und kostbareren von ihrem eigenen Mann hat. Soll ich das tun, kleine Königsschwester?“

„Nein, nein! flicht die Lederstreifen nur hinein, Araton,“ sagte das Kind schnell und mit plötzlich sehr freudiger Stimme, die von dem bisherigen Ton verräterisch abstach. „Flicht sie aber recht fest, hörst du, Araton? – Eine Prinzessin soll auch die kleine Gabe eines armen Knechtes nicht verschmähen,“ fügte sie hinzu.

Araton verbis sich ein Lachen, das unwillkürlich in ihm emporstieg, obschon er eigentlich traurig war wegen dieser Worte seiner kleinen, neuangetrauten Frau. Er schüttelte verwundert den Kopf. Wie sie still halten konnte, die weiche Katze, als er jetzt die Lederstreifen in die Flechten band; es fehlte nur noch, daß sie schnurrte!

„Lesen kannst du doch nicht?“ fragte der Fürst zwischendurch, denn er fürchtete, sie möchte sich mit dieser schwierigen Kunst heimlich beschäftigt haben, wie es die Königin getan hatte.

„Ich habe es immer lernen wollen, aber Jochaan war immer bei Aramat und hat mit der gelernt. Mich hat er nicht beachtet“ klang es betrübt und beleidigt aus den Pantherfellen.

„Hm, das wollte ich nur wissen, kleine Frau,“ lächelte Araton zufrieden. „So, meine braune Brieftaube, nun bist du fertig geschmückt zum Fluge. Der einen bindet man die Lederstreifen ans Bein, der anderen an den Schopf, je nach dem. – Darf ich dir meine Perlen neben

die Lederstreifen flechten, damit man auch sieht, daß du eine Fürstenfrau bist?“

Das Geschenk des Gelehrten hatte Zista weich gemacht. Daß Jochaan von der schnell vollzogenen Heirat keine Nachricht hatte und deshalb an die Übersendung eines Hochzeitsgeschenkes nicht gedacht hatte, wußte sie glücklicherweise nicht.

„Wenn es dir Freude macht, Araton, so tu die Perlen dazu,“ willigte sie großmütig ein. „Aber bitte so, daß man die Lederstreifen noch sehen kann. Die Leute sollen nicht sagen, ich schäme mich des billigen Schmuckes eines treuen Mannes.“

„Ich will mir Mühe geben, kleine Frau, und ich will die Perlen so in deine Haare flechten, daß sie nur ganz bescheiden unter den Lederstreifen hervorsehen. So, nun bin ich mit dieser schwierigen Arbeit fertig, die mir viel Vergnügen bereitet hätte, wenn nicht ... Soll ich dir noch etwas erzählen, Zista, was dir Freude macht?“ fragte der Fürst, ohne den begonnenen Satz zu vollenden.

„Was soll mir schon Freude machen, wo du mich in das eisige Nordland verschleppen willst,“ grollte das Kind.

„Begleitet nicht die Königin ihren Herrn auch auf seinen Kriegszügen und Reisen?“ lachte Araton. „So ungewöhnlich ist das nicht, was ich von dir verlange, und der König hat seine Zustimmung erteilt. Und frieren sollst du auch nicht. Dein Araton wird dich in warme köstliche Pelze hüllen, daß nur deine runde Nasenspitze heraussehen soll, und du wirst am warmen Feuer sitzen,



wenn ich draußen in Schnee und Eis die Nordmänner schlage. Nichts soll dir an Bequemlichkeit fehlen, was ein reicher Fürst seiner schönen Frau bieten kann. Auch für Zerstreung will ich sorgen und in meinem Troß Diener und Sklavinnen mitnehmen, die dir die Zeit vertreiben sollen, wenn ich ...“

„Du wolltest mir etwas Erfreuliches erzählen, Araton,“ erinnerte Zista ihren Gatten, ohne den trotzigen, schwarzen Kopf aus den Pelzen zu erheben.

„Ach richtig, neugierige Fürstenfrau!“ besann sich Araton und fügte hinzu. „So wichtig ist die Geschichte schließlich nicht, denn du scheinst große Ansprüche zu machen.“

„Wo du gerade dabei bist, kannst du die dumme Geschichte auch noch erzählen,“ entgegnete die Königsschwester unliebenswürdig.

„Nun, freuen wird sie dich vielleicht doch. – Dein Sperr, der treue Geselle, ist wieder da und wird uns nach Nordland begleiten.“

„Ja, ja!“ meinte Zista ungnädig. „Warum hattest du ihn mir weggenommen? War das nötig? Ihr habt vor der Hochzeit alles getan, um mich zu kränken und traurig zu machen. Du wußtest ganz genau, daß Sperr die einzige Freude und mein einziger Freund auf dieser Welt ist, und du hast ihn mir doch weggenommen!“

„Aber Kind!“ sagte der Fürst begütigend. „Ich brauchte den Hund als Botengänger zu Jochaan. Einen treueren, klügeren Hund wie deinen Sperr gibt es nicht auf unseren Inseln. Deshalb vertraute ich ihn Galmon an, der ihn täglich zu Jochaaens Berg hin und herschicken

mußte, um Briefe zu bringen und zu holen. Du weißt, wie einsam Jochaan jetzt ist, seit der König ihm auch die Sklaven weggenommen hat, die für ihn die Höhlenbauten ausführten. Da war es sicher eine Freude für ihn, recht oft Nachricht von denen zu erhalten, die ihn lieb haben und ihm seine Einsamkeit erleichtern wollten. Und die Briefe, die ich schrieb, hat dein Sperr unermüdlich durch Felsen und Schluchten getragen.“

Zista hob aufmerksam und gespannt den feinen Kopf. Araton sah die Bewegung und lächelte wieder, ein wenig schlau und heimtückisch zwar, aber doch gutmütig zugleich.

„Ein kluger, brauchbarer Hund ist dein Sperr,“ fuhr der Fürst fort und streichelte vorsichtig den schwarzen Kopf seiner Frau, ohne sich zu wundern, daß sie sich diese Liebkosung plötzlich gefallen ließ. „Du glaubst gar nicht, wie schnell er immer wieder zurück war. Er muß den Weg zu Jochaans Felsenhöhle so gut kennen, daß er ihn selbst schlafend und bei schwarzer Dunkelheit finden würde. Furcht hat er auch nicht vor den wilden Tieren, die im Gebirge wohnen, und den Felsstürzen geht er aus dem Wege wie ein gewiegter Bergsteiger.“

Nun richtete sich Zista doch auf, vermied es aber, ihrem Gatten in die Augen zu sehen, denn sie hatte ein Gewissen wie die Nacht, ohne daß sie darum Reue empfand. In wenigen Stunden würde Araton mit der Nachhut der Truppen und mit seinem Hofstaat aufbrechen, mit dem Hofstaat, zu dem auch sie gehörte. Dann kam der erste größere Halt vor dem Meeresarm, der still und geschützt im Südosten lag und auf dem die

Flotte des Königs kreuzte, um die Truppen überzusetzen.

Sie wollte und mußte fliehen, noch ehe der Übergang auf die nächste Insel erfolgt war, die nach Norden lag und auf der der Winter schon angebrochen war, wie sie gehört hatte. Gelang es Araton, sie mit sich über den Meeresarm zu führen, so war es mit ihrer Hoffnung auf Jochaans Küsse vorbei, die er ihr für den winzigen, dummen Korken versprochen hatte.

Der Bruder der Königin sah ihre Gedanken. Eine kleine Bosheit huschte in sein Herz, als er weitersprach.

„Wirst du dich nun fertig machen, Zista?“ fragte er freundlich und einschmeichelnd. „Leider kann ich nicht bei dir sein, wenn deine Sänfte aus Tulma getragen wird, denn ich muß der Nachhut vorausziehen, um nach vorne zu kommen, wo ich nun einmal nach altem Brauch als Führer hingehöre. Wir werden uns in einer Festung im Norden wiedersehen und wollen dort glücklich sein, wenn die Waffen ruhen. Sperr soll bei dir bleiben; du hast an ihm einen treuen Freund. Auch Sklavinnen werden dich begleiten, die für dich sorgen sollen. – Außerdem lasse ich dir eine kleine Leibwache von zuverlässigen Soldaten meines Stammes zurück, die mir für deine Sicherheit und für dein wohlbehaltenes Eintreffen in Nordland bürgen soll. Damit habe ich wohl alles getan, um dich zufriedenzustellen.“

„Ich sehe schon, als richtige Gefangene willst du mich mitschleppen,“ schluchzte die Kleine auf, denn die Zuteilung der Wachmannschaften warf ihren schönen Plan, bei erster Gelegenheit zu Jochaan auf den heiligen

Berg zu fliehen, über den Haufen. Araton zuckte die Schultern, und pfiß bösaartig vor sich hin. Dann erklärte er mit einem ebenso boshafteu Lächeln:

„Ein wenig muß man schon auf dich aufpassen, wie man auf ein kleines wildes Tier aufpassen muß, das man sich mit vieler Mühe eingefangen hat und das noch große Neigungen zur Freiheit zeigt. Im Übrigen ist die Sache mit der Leibwache nicht so schlimm, wie du vielleicht denkst. Auf Sperr magst du immerhin spazieren reiten, wenn das Wetter darnach ist. Er ist in diesem Falle Schutz genug; und dann bist du ja noch lange auf deinen Heimatinseln, auf denen kein Mensch dir ein Leid antun wird.“

Nach diesen Worten geschah etwas für Araton Unerwartetes. Er fühlte plötzlich die schlanken, kühlen Arme seiner Frau an seinem Hals und den weichen, ersehnten Mund auf dem seinen.

„Nun mach, daß du fortkommst!“ rief die Königsschwester und ließ den Fürsten so schnell los, wie sie ihn angefallen hatte. „Ich will mich zur Reise fertig machen, und da brauchst du nicht dabei zu sein.“

Araton zog seine Frau ans offene kleine Fenster, damit das trübe Licht des kristallinen Meeres ihre Züge beleuchtete. Wehrlos duckte sich die braune Prinzessin unter seinem brutalen Griff, der ihr deutlich verriet, daß sie mit dem dummen Freudenkuß recht übereilt gehandelt hatte. Sie hätte jetzt viel darum gegeben, wenn sie ihn hatte ruckgängig machen können.

„Du machst mir den Abschied nicht leicht, Zista!“ raunte er ihr mit knirschenden Zähnen ins Ohr. „Du

bist ja ein dummes kleines Ding und weißt gar nicht, worum hier gespielt wird. Ich bereue, was ich tun wollte und bleibe jetzt bei dir. Ich will den Wein trinken, ehe ein Stärkerer kommt und mir den Becher von den Lippen reißt. Ich habe wenig Lust, weiterhin den Großmütigen zu spielen, wo ich weiß, wie deine Küsse schmecken! Gestehe, daß du mich betrügen willst, kleines böses Tier! Gestehe, daß du einen andern lieb hast und daß du mir weglaufen willst, so bald du kannst, sonst nehme ich dich auf der Stelle als mein Eigentum und nehme mit deiner Liebe zugleich dein Leben weg, das mir nach des Königs Befehl gehört. Was frage ich denn nach dir und deinen törichten Wünschen und Sehnsüchten? Komm, Zista, ich will den Wächtern sagen, sie sollen uns nicht stören.“ Die Königsschwester biß sich die Lippen wund und rang gegen die urige Tierkraft des Mannes. Aber Aratons Faust hielt ihren Arm umklammert wie ein Schraubstock und ließ nicht los.

„Ich will gestehen,“ keuchte das Kind mit versagender Stimme. „Ich will alles gestehen, Araton, nur laß mich los.“

„Also, wer ist’s?“ fragte der Fürst plötzlich wieder ruhiger und ließ seine Frau frei. Zista rang mit sich. Mit irren gehetzten Augen suchte sie den Ausgang.

„Du willst es nicht sagen?“ fragte Araton finster.

„Ich kann es nicht, Herr! Ich kann nicht!“ kam es verzweifelt aus dem kleinen, roten Mund, an dessen Lippen ein Blutstropfen stand und langsam auf das feine runde Kinn hinabrollte.

„Warum kannst du nicht?“ forschte der Fürst mit

rauer harter Stimme, aber es schwang in seinem Ton schon wieder das gutmütige Mitleid mit.

„Du schlägst mich tot, wenn ich es dir sage, und du schlägst auch den anderen tot, wenn ich es sage, und ich sage es nicht!“ stieß sie entschlossen hervor. „Eher gebe ich mich dir freiwillig und du magst mich nachher totschlagen. – Nimm mich, Araton, aber denke nicht mehr an den andern. Ich bin doch deine Frau, Araton, die dir gehört und keinem anderen. Wenn ich erst dein gewesen bin, so ist es vorbei mit allen törichten Hoffnungen und mit allem Glück der Erde. – Hier bin ich, Araton! Warum nimmst du mich nicht?“

Araton trat von seiner Frau zurück und schaute sie kopfschüttelnd an. Ist Jochaan nicht zu beneiden, dieser Glückspilz? dachte er mit zuckendem Herzen. Wie reich dieser Sklave ist und wie arm der reiche Fürst!

„Ich werde dich gefesselt mitnehmen müssen, sehe ich,“ sagte er finster.

„Ja, binde mich, Araton. – Tu, was du willst, aber frage mich nicht weiter. Ich werde dir doch nicht antworten, und wenn du mich foltern läßt!“

„Und wenn ich dich gefesselt habe, kleines Raubtier, werde ich Sperr von dir nehmen müssen. Er könnte sonst auf den Gedanken kommen, seiner Herrin die Fesseln – – durchzubeißen!“

Zista brach zusammen. Sperr war ihr einziger Trost und ihre Hoffnung gewesen. Im letzten Winkel ihres Herzens hatte sie auf Sperr gehofft, nun war auch dieser Ausweg verschüttet! Nun sah sie ein, Araton würde sich nicht betrügen lassen.

Ach, sie war ja nicht mehr frei! Die heute vor dem König und der gesamten Priesterschaft geschlossene Ehe mit dem Fürsten Araton verpflichtet sie zur Treue gegen ihren Mann. Sie hatte die Treue versprochen, ohne zu zögern, und nun wollte sie sie am ersten Tage brechen. Die Tränen stürzten ihr aus den Augen.

„Wenn du wüßtest, wie schlecht und unglücklich ich bin, Araton!“ schluchzte sie. „Aber noch viel unglücklicher als schlecht, ob du es glaubst oder nicht!“

Das weiß ich besser als du selbst! dachte der Fürst mit stillem, gerührtem Lächeln im Herzen. So leicht will ich dir bösem kleinen Frauenzimmer die Liebe aber nicht machen. – Wenn du wüßtest, welche willkommene Nachricht du im Haar trägst, welchen Freibrief für dein Unrecht! Gut, das du nicht lesen kannst, kleine Dumme, und daß erst Jochaan meine Zeilen lesen wird, wenn er sie in deinen schwarzen Flechten findet. Ein wenig mußt du für deine Hinterhältigkeit gequält werden, dann drückt dich meine Großmut auch nicht so sehr, wenn du später an mich denkst. Nun aber ist es genug, denn ich kann es selbst nicht mehr mit ansehen, wie du dich quälst! – Er streichelte ihre tränenüberströmten Backen.

„Du Ekel!“ sagte sie aus vollem Herzen, obschon sie überzeugt war, daß sie für diese Ungezogenheit Prügel bekommen würde. Araton aber brach in ein belustigtes Lachen aus.

„Das ist wenigstens offen und ehrlich!“ sagte er gutgelaunt. „Ich sehe ein, daß du nicht noch ehrlicher sein kannst, weil du ein Mädchen bist, das ohne Hilfestellung

aus den Herzensschwierigkeiten nicht herausfinden kann. – Komm, gib mir deine Hand, Zista! Ich habe dich geliebt, wie ein Bauernbursche aus dem Hochlande meiner Stammesheimat sein Mädchen liebt! Du wirst mir zugeben, daß dies für einen Fürsten der Abessischen Inseln ein etwas wunderlicher Fall ist. Nun werde ich das Schicksal aller Fürsten teilen, ungeliebt zu bleiben. Vielleicht ist das alles auch so wichtig nicht, wie wir es uns vorstellen, denn ein Fürst mag in dieser Zeit Wichtigeres zu tun haben, als um die Liebe eines Mädchens zu trauern. – Und du?“

„Ich bin deine Sache, dein Eigentum, Herr,“ antwortete die Königsschwester zerbrochen. „Tue mit mir, was du willst.“

„Hast du plötzlich so gar keinen eigenen Willen mehr?“ lachte Araton das überwundene wilde Tier an. „Komm, Zista, gib mir die Hand, so – dreh sie herum, ich will die helle Innenseite sehen, die ich immer gerne geküßt hatte, wenn ich an dich dachte. Wirst du an mich denken, wenn du eines anderen Kopf damit streichelst und wenn ein anderer sie küßt? Fahre nicht auf, Zista, das ist Spiegelfechtere! – Schade, daß wir beide nicht ehrlich sein dürfen. Jetzt habe ich dich genug gepeinigt, schöne kleine Braut eines anderen. Du weißt nicht, wie schwer du es mir gemacht hast, als du mich vorhin auf den Mund küßtetest. Du wirst in Zukunft hoffentlich vorsichtiger mit deinem Munde sein, denn sonst kann es einmal schief gehen, wie beinahe heute! – Nun ist es vorbei. Du brauchst mich nicht so ängstlich anzusehen! Sieh mich noch einmal freundlich an, Zista, damit ich



nicht das häßliche Bild einer bösen Frau mit mir nehme. Wie schön hatte es sein können, wenn einer nicht gewesen wäre, den ich auch lieb habe. – Ach richtig, du verstehst mich nicht! Ich bin irre, wie Jochaan. Das kommt daher, weil ich so lange mit ihm zusammen auf dem heiligen Berge war. – Leb wohl, meine braune Briefftaube! Du brauchst kein Unrecht zu tun; ich habe dafür gesorgt, und bin ganz schrecklich hochmütig über meine Großmut, wenn ich mir nicht fast dumm vorkäme! Jetzt Sorge du, daß du fertig wirst. Es hat schon fast zu lange gedauert. Ich reite voraus nach Nordland, das ich dir gerne gezeigt hätte!“

Araton stand rasch auf und ging zur Tür. Ohne sich noch einmal umzudrehen, neigte er seine hohe Gestalt unter dem niedrigen Sturz und ging hinaus. Er stand im Freien, vor seinem städtischen Wohnhaus in Tulma. Wimmelnd drängte sich der Heerbann der Arer, des helläugigen Geschlechtes seiner Familie, auf Hof und Straße. Burger und Bürgerinnen aus der Stadt gafften neugierig auf den prächtigen Feldherrn des Königs, der diesmal an seiner Statt ausziehen sollte, um die Grenzen des ewigen Eises viele Zehner von Tagereisen entfernt hoch im Norden gegen den verzweifelten Ansturm der frierenden Nomadenhorden zu schützen.

Aber nur gedämpfter Zuruf begrüßte den geliebten Fürsten, den Bruder der Königin, denn die Augen irrten immer wieder nach dem furchtbaren Anblick, den der feuerspeiende Berg Peri bot, obschon er von Wolken verhüllt war und nur seinen feurigen Schein in die Straßen der verdunkelten Stadt senden konnte.

Dumpf krachten die Explosionen aus ferner Höhe, und die Erde zitterte leise, als duckte sie sich vor dem Furchtbaren, das drohend in der rauch- und nebelgefüllten Luft lag. Wie qualvolles Stöhnen quoll es aus der Tiefe, unheimlich und nervenzermürend, daß unwillkürlich der Atem stockte in gräßlicher Furcht vor dem Unabänderlichen, das unerbittlich mit schleichen-dem Pilgerschritt zu nahen schien.

In stumpfem Grauen stierten weit aufgerissene Augen nach dem glühenden Schein des gläsernen Meeres, das seinen Lauf in den letzten Wochen merkbar beschleunigt hatte, so daß die mühsam berechnete Zeiteinteilung über den Haufen geworfen war, und fahles Licht und schwarze Dunkelheit wechselten in sich jagender verwirrender Folge.

Die Erde wankte nicht mehr in kurzen harten Stößen, wie sie es früher getan hatte, sie schaukelte vielmehr in zitternden Wellenbewegungen wie ein zäher Pfuhl, unter dem es kocht und wallt. In ihren Eingeweiden stöhnte es wie die Stimme eines urweltlichen gemarterten Ungeheuers, und aus tiefgehenden Spalten drang hier und da stinkender Qualm und heißer Dampf in die vergiftete Luft.

Araton warf einen kurzen Blick in die Runde.

Jochaan hatte wohl recht! Die Zeit war bald erfüllt.

Kranke, verhungerte Gestalten sah der Fürst vor sich stehen, Soldaten mit umwickelten Hälsen, treue Männer, die trotz Seuche und Krankheit mit ihrem Führer nach Nordland reiten wollten; Frauen mit bleichen Kindern an den mageren, schlaffen Brüsten, gierige, stumpfe Gesichter ringsum!

Flüche und Drohungen hallten unterdrückt und offen aus dunklen Gassen, und knochige Fäuste reckten sich in verzweifelter Wut dem vornehmen Krieger entgegen.

Hungersnot.

Was hatte dem König die tolle Erfindung des Oberpriesters Nephat mit dem Malzeichen des verwundeten Tieres genutzt, das den Kaufleuten auf Stirn und rechte Hand gebrannt worden war, damit niemand Handel treiben konnte, es sei denn, er habe das Malzeichen des Tieres? Araton sah sie stehen, die Kaufleute mit dem Malzeichen an der Stirn, die allein kaufen und verkaufen durften, und die es nicht taten, weil der König zu harte Bedingungen stellte! Es lohnte nicht mehr, die weiten Reisen zu unternehmen, wenn daheim im immerwährenden Erdbeben die Häuser einstürzten und auf den Straßen des Landes die Lavaströme der Feuerberge brandeten. Da blieb man lieber daheim und nutzte die Zeit, und vertrank und verspielte das Wenige, was vom Reichtum geblieben war.

Das ist der Zusammenbruch! dachte der Fürst ohne Bewegung. Gleichgültig kann es jetzt bleiben, wie es ist. Ich werde diese Stadt nicht wiedersehen. Ich will das tun, was Jochaan die vornehmste Pflicht eines Fürsten nennt, auf seinem Posten zu stehen und zu wirken, solange es Tag ist, weil vielleicht die Nacht kommt, schneller als die Menschen es denken können, die ewige Nacht, die heranschleicht wie ein Dieb. Wer aber überwindet, der wird alles ererben, und der große Geist wird abwischen alle Tränen und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei noch Schmerzen wird

mehr sein, denn das erste ist vergangen! – Sagte so nicht Jochaan, der Wunderbare? Jochaan der Knecht, der ein Baumeister der neuen Erde und des neuen Himmels war, noch ehe sie gekommen, der ein Priester des großen Geistes war, den niemand kannte und dessen Hand er hinter dem Sturm des gläsernen Meeres ahnte!

Langsam ritt Araton aus der Stadt Tulma; die Kolonnen schlossen sich schweigend hinter ihrem Führer, einfache Wagen auf Blockrädern rumpelten knarrend, von kohlschwarzen Büffeln gezogen, in langer Folge am Schluß. Gesenkten Kopfes ritten die armen vertierten Menschen dem kommenden Unheil entgegen, das kein Feind ihnen bereitete, sondern das Grundgesetz der übermächtigen Naturgewalt, das Planeten mit geheimnisvoller Riesenkraft aneinanderreißt, das Völker aus dem Gedenken der Zeiten austilgt und nur die Auslese der Stärksten und Klügsten den Wiedereintritt in das Paradies der neuen Erde gestattet.

Am Hofe des Königs, hoch über der Stadt am Bergeshange stand Galmon, der Alte.

Zum ersten Male in seiner langen Dienstzeit ritt er nicht mit gegen den Landesfeind. Sein Platz war an der Seite des Königs, und deshalb grollte er nicht mit dem Schicksal, so gerne er auch mit Araton geritten wäre.

Tutmon war immer noch krank. Er hatte dem Fürsten sagen lassen, die Hochzeitsfeier habe ihn überanstrengt und er bedauere, den Fürsten vor seiner Ausreife nicht empfangen zu können.

Traurig hielt der Freund des Baumeisters neben dem alten Feldherrn. Während die beiden Soldaten kurze

Worte des Abschieds tauschten, spähte Araton voller Sehnsucht nach dem Königshof. Da schlich eine weiße Gestalt mit verhülltem Kopf aus der Halle und ging langsam und mit schwankenden Schritten auf den Arerfürsten zu.

„Schwester!“ sagte der Feldherr erschüttert.

Galmon trat zurück. In seinem verwitterten Gesicht zuckte es wie Weinen. Die Zeiten waren grauenhaft geworden. Warum konnte er, der Alte, nicht sterben, um all den Jammer nicht zu sehen?

Araton sprang aus dem Sattel und schlang seine Arme um die Schultern der stolzen gebeugten Frau.

„Mir geht es besser, viel besser, Bruder,“ versicherte sie rasch. „Aber faß mich nicht an, Araton, es ist besser und sicherer für dich, denn du brauchst deine Gesundheit auf der weiten Fahrt nach Nordland. Du weißt, ich pflege den König, meinen lieben Herrn. Meine Krankheit ist nicht so schmerzhaft wie die seine, und ich denke, daß ich bald gesund sein werde.“

Die Tränen schossen dem Bruder der Königin in die Augen.

„Aramut, Aramut!“ sagte er mit einer Stimme, die vergebens gegen den Jammer ankämpfte, der ihn zu überwältigen drohte. „Ist dies ein Abschied! Und dich muß ich zurücklassen, die ich lieber habe, als alles auf der Erde.“

„Denke an Zista, Araton,“ lächelte die Königin. „Sei glücklich und froh mit ihr und denke immer daran, daß eine Schwester nicht die geliebte Frau ersetzen kann.“

Der Fürst streichelte verlegen seines Gaules strup-

pigen Hals und blickte der Königin lange in die Augen, als wisse er nicht, ob er ihr das Schmerzliche sagen sollte.

„Ich habe Zista Jochaan geschenkt,“ sagte er schließlich mit gedämpfter Stimme. „Ich habe ihr einen Brief ins Haar geflochten, der die Schenkungsurkunde enthält, damit die Gabe auch rechtlich einwandfrei befunden wird. Du wirst die kleine Königsschwester also in einigen Tagen in deinen Gedanken auf dem heiligen Berge suchen dürfen. Zista weiß von dem heimlichen Handel nichts, aber sie ist entschlossen, mich zu verlassen und zu Jochaan zu fliehen, sowie sie die Gelegenheit dazu findet. Ich habe Sperr abgerichtet, daß er den Weg auf den Berg genau kennt, und ich weiß nun, daß er sie wohlbehalten hinauftragen wird, wenn es soweit ist. Ich mußte dir das vor meinem Scheiden sagen, Aramut, denn ich weiß, daß es dich ebenso schmerzlich treffen wird, wie mich. Denn Jochaan liebt die Königsschwester. Du mußt dies wissen, damit du stark wirst, zu tragen, was zu tragen nötig ist. Aber es laßt sich alles tragen, weil mir und dir gegeben ist, den Nacken steif zu halten, wenn das Schicksal zuschlägt.“

Die Fürstin stand unbewegt. Nichts verriet, wie schwer sie die Worte des Bruders traf.

„Mein Platz ist an Tutmons Seite,“ sagte sie ruhig und stolz.

„Königin!“ flüsterte der Bruder und beugte sich tief über die Hand der bleichen, kranken Frau.

„Wenn du wiederkommst, Araton, hat die Zeit dafür gesorgt, daß der Schmerz sein Gift verloren hat,“ sagte

die Frau tapfer und legte ihre bleiche, magere Rechte auf des jungen Fürsten Kopf.

„Jochaan sagt, ich käme nicht wieder,“ fuhr dieser fort.

„Ich weiß, daß er recht hat. Ich werde nicht wiederkommen. Die Zeit ist erfüllt und der Untergang der Erde nahe.“

„Jochaan ist hart mit seiner Wahrheit,“ entgegnete die Königin. „Auch ich glaube ihm, wie man einem Manne glaubt, dessen Geist uns überragt wie der Gipfel des heiligen Berges alle Gebirge der Abessischen Inseln, wie man einem guten Menschen glaubt, den man lieb hat, wie eine Braut ihrem Bräutigam vertraut.“

Araton zog den Kopf der Schwester an sich und küßte leidenschaftlich ihre Augen.

„Lebe wohl, liebe Aramat,“ sagte er herzlich und mit dem Versuch, seinen Schmerz zu verbergen. „Ich will dir durch Jochaans Tauben Nachricht senden, wenn ich lebe, so oft ich es kann. Und wenn ich sterben muß, so ist es auch nicht so schlimm, denn ich weiß, daß ich noch einmal meine Aramat geküßt habe, die hochherzige Königin und stolzeste Frau, die meine Augen je gesehen haben.“

Araton stieg in den Sattel. Am Tore stand wartend der alte Galmon und sah mit zuckendem Munde zu dem jungen Fürsten empor. Araton reichte ihm die Hand und versuchte sorglos zu lachen, aber es wollte nicht gelingen.

Schnell trabte er hinter seiner Mannschaft her, hinein in den düsteren Nebel, der, zerfetzt vom brausenden Sturm, den ewigen Wolkenweg nach Osten flatterte.





---

## PERI

Nur wenige Stunden nach Araton zog eine kleinere Truppe an Tutmons Hof vorüber, Reiter, Wagen und Gepäcktiere in langen Kolonnen. In der Mitte schaukelte eine verhangene Sänfte mit der kleinen Königswester, die verstohlen hinter den Vorhängen aus grauer, grober Wolle nach der Königin hinüberschaute.

Aramut stand noch immer am Tore und sah mit weißem Gesicht in die Ferne, wo ihr Bruder jetzt hoch auf dem Paß zwischen dem Feuerberge Peri und dem heiligen Berge seinem Schicksal entgegenritt.

Zista versuchte zu winken, doch sah sie die Königin nicht, weil ihre Augen vor Jammer um Araton und Jochaan trüb waren.

Unsicher tasteten die Füße der braunen Träger über die schwankende, ruhelose Erde; es war keine leichte Aufgabe, die Sänfte der jungen Fürstin Araton zu tragen, ohne zu straucheln, denn die Erde stieß und schaukelte in unheimlich sich steigerndem Takte. Bergan führte die rauhe Straße, zwischen dem heiligen Berg und dem Vulkan Peri hindurch über einen Paß.

Furchtsam stierten Reiter und Fußgänger auf den

lohenden Schein des brennenden flammenzuckenden Berges. Erstickender, schwefliger Qualm fegte mit Nebel und Regen im Gewittersturm von der Höhe ins Tal, dichter Aschenregen rieselte feucht herab und legte sich zäh und stinkend auf Kleider und Gesichter.

Atemlos, in verbissenem Schweigen, klomm die Truppe bergan, mit eingezogenen Köpfen und zugekniffenen Lippen, die Lederschilder gegen die mit dem Aschenfall niedersausenden Steine erhoben, die mit hellem Klingen und Pfeifen aus der jagenden Wolkendecke heransauten und allenthalben mit kurzem, klatschendem Ton in den weichen Boden schlugen.

Zista merkte von all dem nicht viel. Sie saß in der Sänfte und schlang ihre Arme um den Hals ihres Wolfshundes, der aufmerksam mit hochaufgerichteten Ohren zu Füßen seiner kleinen Herrin lag und mißtrauisch die spitze Schnauze durch die Vorhänge in den übelriechenden Nebel steckte.

Das Mädchen weinte nicht mehr. Die Abschiedsworte ihres neuangetrauten Gemahls klangen rätselhaft in ihren Ohren nach. Araton wußte um ihre Liebe zu Jochaan, soviel war sicher. Wie er es herausbekommen hatte, konnte ihr jetzt gleichgültig sein. Er ließ sie bewachen, aber die furchtbare Drohung, sie gefesselt mitzunehmen und ihr den treuen Sperr wegzunehmen, hatte er doch nicht wahr gemacht. Sie verstand das alles nicht recht. Viel Folgerichtigkeit schien in seinem Benehmen nicht zu liegen. Er hatte dafür gesorgt, daß sie kein Unrecht zu tun brauche, hatte er erklärt! Was mochte das wieder zu bedeuten haben? Sie war doch fest ent-

schlossen, das Unrecht zu tun, und zu Jochaan zu entfliehen, gleichgültig, ob er sie annehmen werde oder nicht! Nur den Korken sollte er einlösen! Wenn er nur das täte, wollte sie schon weiter sehen. Eine kleine Probe ihrer Macht über Männer hatte sie heute schon Araton gegeben, wenn sie auch beinahe zum Unheil geführt hatte. Wenn dies Unheil doch bei Jochaan wirklich eintreten würde!

„Sperr, kennst du den Weg zum heiligen Berge?“ fragte sie schmeichelnd in die spitzen großen Ohren des Hundes hinein. Der warme Hauch des Mundes seiner Herrin war Sperr unangenehm, das Ohr klappte unversehens um und traf Zista auf die braune Backe, daß es einen leisen Knall gab.

Ausnahmsweise aber folgte die Vergeltung nicht, ob schon Zista sicher nicht auf sie verzichtet haben würde, wenn ein freudiges Klopfen des Hundeschwanzes auf dem Boden der Sänfte ihr nicht verraten hatte, daß Sperr die Frage verstanden und sie auf seine Art beantwortete.

„Das ist dein Glück, mein Sohn,“ sagte Zista mit Würde und mit einem liebevollen Druck um des Hundes Kehle.

Dann aber lauschte sie aufmerksam hinaus. In das Donnern des feuerspeienden Berges mischte sich mitunter ein dumpfer, heulender Ton, der schnell und nervenpeitschend anschwell und mit einem dumpfen Schlag endete.

Was mochte das sein? Zista lief es kalt über den Rücken und sie hatte den Wunsch, im Freien zu sein. Schwer und beklemmend legte es sich auf ihre Lungen,

daß sie kaum Atem schöpfen konnte. Sperr hustete und wirbelte unangenehm berührt mit den Ohren, wenn der heulende Ton näher kam, und knurrte, wenn er mit hartem Aufschlag endete und verstummte.

Plötzlich gab es einen Ruck, die Sänfte neigte sich und krachte unsanft zu Boden, wo sie im heftigen Erdbeben hin und herwankte wie ein kleines Schiff, das in der Brandung zwischen den Felsen sitzt. Die Königswester steckte den Kopf durch die Vorhänge, denn sie hatte einen halb erstickten Schrei gehört und vorher einen lauten Knall, ehe der Tragstuhl so unsanft niedergesetzt worden war.

Ein junger Hauptmann, der Führer des Hofstaates des Fürsten Araton, drängte sein ängstlich schnaubendes Pferd heran.

„Was ist geschehen?“ fragte Zista ungnädig.

„Ein Stein aus dem Peri hat einen Träger getroffen und niedergeworfen, Herrin,“ antwortete der Offizier gleichgültig und beherrscht, wie es sich für einen Soldaten gehört. „Der Mann ist tot. – Es war ein großer brennender Fels, der ihn traf. Ich wollte, wir wären erst durch den Paß, denn die Bomben aus dem Feuerberge fallen immer dichter, und ich weiß nicht ...“

Der Hauptmann duckte sich und hielt inne.

Sausend fuhren wieder einige Steine durch die Luft und knallten dumpf in den weichen Rasen, daß das Wasser hoch aufspritzte und die Reiter mit Schmutz überschüttete.

Zista kletterte schnell wie eine Katze aus der Sänfte und kniete neben dem verunglückten Träger nieder.

„Ja, er ist tot, der Arme!“ sagte sie leise und mitleidig, obschon er nur ein wertloses Sklaventier ihres Gemahls war. „Wollen wir ihn begraben, damit er nicht am Wege liegen bleiben muß, wo ihn die Aasgeier der Berge fressen?“

Der Hauptmann sah seine kleine Herrin entsetzt an und hob beschwörend die Hand.

„Begraben, Fürstin?“ fragte er erstaunt. „Wir wollen froh und dankbar sein, wenn wir den Paß und den Feuerberg unversehrt im Rücken haben. – Sieh, Herrin, wie die Steine dort im Nebel niederprasseln wie Hagelschloßen. Die ganze Luft ist erfüllt von diesen feurigen Geschossen. Ich bitte dich, steige wieder in die Sänfte, damit wir weiterkommen.“ Die Augen des jungen Hauptmanns flackerten vor Furcht. Bittend sah er seine kleine Herrin an, und seine Rechte hielt den geöffneten Schlag des Tragsessels.

Zista lachte den Soldaten an, ehe sie der einladenden Bewegung folgte und einstieg.

Er hat Angst! dachte sie zufrieden. Hoffentlich läßt er mich einfach auf dem Paß stehen und läuft davon, das wäre gerade das, was ich mir von Herzen wünschte.

„Ist es noch weit, bis zur Paßhöhe?“ fragte sie hinter den Vorhängen, ehe der Zug sich wieder in Bewegung setzte.

„Nicht mehr allzu weit, Herrin. Aber dennoch müssen wir eilen,“ klang die gepreßte Antwort. Die Sänfte wurde angehoben und die Reise ging in atemloser Hast weiter.

Obschon das gläserne Meer die Sonne verfinsterte,

eilte die Menschengruppe keuchend weiter, denn der brennende Peri sorgte für eine ausreichende, wenn auch schauerliche Beleuchtung der schlechten Bergstraße.

Ab und zu schlug es in die Kolonnen ein; Schmerzensschreie hallten nah und fern durch den heulenden Orkan, hier und dort stürzten Reiter und Fußgänger zusammen und blieben unbeachtet am Wege liegen. Menschenfüße trampelten schonungslos in wilder Hast über die Gefallenen, um die Nordostecke der Paßstraße zu gewinnen; ganze Fuhrwerke mitsamt der Bespannung von schwarzen Büffeln blieben liegen, ohne daß sich ein Mensch darum kümmerte. Langer zog sich die marschierende Kolonne auseinander und zerriß in mehrere Abteilungen, die jede für sich den Weg aus der Hölle des Feuerberges suchte. Ein Teil kehrte um, um zu versuchen, nach Tulma zurückzukehren.

Zista schob die Vorhänge ihrer Sänfte zurück und lugte aufmerksam hinaus. Der Regen hatte fast aufgehört, wie es zur beginnenden Winterszeit nicht zu verwundern war, dafür rieselte ein dichter Aschenstaub, vom Weststurm gejagt, vom dunklen Himmel herab. Dichte Ballen von übelriechenden, giftigen Rauchgasen schoben sich minutenweise vor den Feuerberg und zerflatterten im heulenden Orkan. Ab und zu gab der Rauch den Blick auf den brennenden Peri frei, der schaurig in weißglühender Lohe seinen leuchtenden Gipfel in die brandroten jagenden Wolken reckte. Die Flanken des Berges waren geborsten, und aus abgrundtiefen Spalten floß es herab wie leuchtendes Wasser, quoll es hervor wie silberne sprudelnde Quellen, nicht dickflüssig und zäh,

wie sonst, sondern in spielenden stürzenden Kaskaden; gewaltige Felsblöcke tanzten wie leichte Korkstücke auf dem prasselnden feurigen Strom und verschwanden schmelzend im heißen Herzblut der Mutter Erde.

Wieder schlugen glühende Gesteinstrümmer mit sirenenartigem Heulen dicht vor der vorwärtshastenden Gruppe nieder, kollerten dampfend zwischen tastende Pferdebeine und färbten das grüne Gras brandgelb, wo sie liegen blieben. Erbarmungslose Peitschenschläge trieben Ochsen und Pferde zu immer schnellerer Gangart an.

Mit unheimlicher Geschwindigkeit kamen breite Feuerströme den Berg hinabgeschwommen, mächtige Talsenkungen ausfüllend und überstürzend, als seien es schmale Rinnen, vereinigten sich mit anderen und wälzten sich heran wie eine breite Riesenschlange, die aus dem Bauche der Erde kommt, um alles Lebendige zu verschlingen.

Der waldbestandene Hang des Peri brannte in lohender Stichflamme auf, so daß es taghell wurde auf der Paßstraße, und die wankenden Felsen des heiligen Berges leuchteten. Turmhoch über den Wipfeln des Urwaldes rollte das Verderben mit Sturmesschnelligkeit ins Tal, mit einem Getöse, das Menschenohren unerträglich dünkte. Auch nach der Nordseite des Peri floß es hurtig bergab, schäumend wie ein riesenhafter Bergstrom, in tiefen Schluchten hoch emporspritzend gleich gigantischen Wasserfällen. Um starre Felsblöcke strudelte es weiß und schaurig, als drehten sich Wasserwellen um trotzig widerspenstige Klippen am Ufer der See.

Zistas Augen wurden starr. Ihre kleinen Hände verkrampften sich in Sperrs dichtes wolfsgraues Fell. Die Furcht vor dem erbarmungslosen Ende in dieser Glutwüste packte nun auch sie. Erstickend legte sich der heiße, widerliche Qualm auf ihre Brust.

Zuckend bog sich die Paßstraße unter riesenhaften geheimnisvollen Kräften, die nicht allein in der brennenden Erde wurzeln konnten, sondern von außen heranzudringen schienen, wo das gläserne Meer die Sonne frei gab und wie ein hastender Feuerball von riesenhaften Ausmaßen zum Horizont eilte.

Die Träger stürzten, versuchten noch einmal, die Sänfte aufzunehmen, stürzten wieder und gaben die fruchtlosen Bemühungen endgültig auf. Krachend fiel der Sessel zu Boden und kippte um, daß die Wandungen des dünnen Gebäudes auseinanderbarsten wie Glas. Die kleine Königsschwester saß eingeklemmt zwischen den Brettern und strampelte mit Armen und Beinen, um frei zu kommen. Aber die harten kantigen Bretter waren zäh und hielten fest, so sehr sie sich wand und drehte.

Sperr war schneller gewesen als seine Herrin, saß schon draußen vor den Trümmern der Sänfte und heulte kläglich in die raucherfüllte brausende Luft, durch die Felsblöcke und Steine schwirrten, wie große, häßliche Fliegen. Dann aber besann sich der Hund auf seine eingesperrte Herrin und begann mit kratzenden Pfoten und nagenden Raubtierzähnen sein Rettungswerk.

Als Zista mit bebenden Gliedern neben der zerbrochenen Sänfte hockte, bemerkte sie erst, daß sie mit ihrem



Sperr allein geblieben war. Der Hauptmann hatte es wohl gar nicht bemerkt, was geschehen war, vielleicht lag er auch schon lange erschlagen auf der Paßstraße. Wer konnte es wissen? Die Reiter waren sicher in dumpfer Hast weitergeritten, um ihr Leben zu retten, und die Trägersklaven waren hinter ihnen hergelaufen, denn der drohende Feuerstrom rollte unaufhaltsam auf die schmale Paßstraße zu, und die Felsen rüttelten und wankten, daß es nur mit Mühe möglich war, sich von der Stelle zu bewegen.

Die junge Fürstin kroch aus ihren Pelzen heraus und stand auf. Der Hund saß neben ihr und bellte unaufhörlich, rutschte zu seiner Herrin hin und drängte sich mit dem breiten Rücken an sie. Versengend nahte der furchtbare Feuerstrom, in schäumendem Fall stürzte er glasklar und hell über die letzte Bergkuppe hinweg. Die Bäume des Urwaldes auf seinem Rücken barsten knallend auseinander und brannten schon, ehe die Glutwelle sie zudeckte.

Denken konnte die kleine Königsschwester nicht mehr. Verzweifelt umklammerte sie mit beiden Armen den massigen Hals ihres Hundes und umschloß mit den Beinen den freundlich dargebotenen Rücken. Nur festhalten, nur festhalten! sagte ihr eine innere Stimme, geboren aus dem Selbsterhaltungstrieb, der Menschen und Tieren innewohnt.

Sperr trabte an, langsam und stetig, und verschwand in Rauch und Nebel dahin, wo der heilige Berg seine geschichteten Sandsteinmassen in die Wolken erhob. Der Hund trabte über Stellen und Engen, die ein

Menschenfuß nie gemeistert hätte, die er aber überquerte mit besonderer Vorsicht und mit dem angeborenen Geschick eines halben Raubtieres, dessen Heimat die wilden Berge sind.

Auf der Paßstraße aber lag zusammengebrochen ein Trupp Männer und Frauen, mit Pferden, Maultieren, Ochsen und Wagen, erstickt von giftigen Gasen und ausgedörrt von der Gluthitze des Feuerberges, und die weiße Flutwelle brandete hoch und steil über sie hinweg und tilgte die letzte Spur, daß hier der Troß des Fürsten Araton nach Norden geritten war.

Nur aus einsamer Paßhöhe, auf der sich der Glutstrom geteilt hatte, stand mit verkohlten Wollgardinen der zerbrochene Tragekasten der kleinen Fürstin wie auf einer Halbinsel. Nur wenige hundert Schritte entfernt knisterten die zackigen Ausläufer der Lavaströme, die hier an messerscharfer Paßhöhe ihre Straße geteilt hatten, um über beide Bergseiten talab zu fließen.

Rauschend setzte wieder der Regen ein und hüllte die Berge in weißen, brodelnden Dampf. Schlammfluten brachen klatschend auf die Paßhöhe nieder, Ströme kochenden Wassers spielten mit den Resten der zierlichen Sänfte und schwemmten sie in eine tiefe Mulde neben der Straße, wo sie in trüber schwefelstinkender Lache im stoßenden Sturm hin und herschaukelten.

Hurtig tauchte das gläserne Meer hinter den Horizont, umrannte in atemloser Hast den Erdball und flammte im Westen empor wie ein gehetztes Wild. Weiter drehte sich der alte Erdenstern im Takte der Stunden und warf seinen dicken, riesenhaften Schatten-

kegel in den unendlichen Raum. Wachsend von der Sichelphase fast bis zum Volllicht tauchte der gewaltige Erdtrabant in den Schatten ein, durchzog ihn in atemlosen Lauf und senkte sich mit abnehmendem Licht dem östlichen Horizont zu, um bald wieder im Westen emporzuschießen als eine ungeheure Fackel, die dem Untergang der alten Erde leuchten will.

Huschende Dämmerung rann über Berge und Taler im Wechsel mit schwarzer Finsternis, die durchglüht war von den steilen zuckenden Feuersäulen, die aus dem Peri und den Vulkanketten der Inseln flackerten, die schaurig leuchtete von brennenden Urwäldern und rieselnden, rauchenden Lavameeren, umwettert von elektrischen Entladungen, deren Donnerhall verschlungen wurde vom Paukenton einstürzender Bergkegel.

Feurigen Rossen gleich ritt der erbarmungslose Glutstrom zu Tal, und die Reiter, die darauf saßen, hatten feurige und blaue und schweflige Panzer; und die Häupter der Rosse waren wie die Häupter der Löwen, und aus ihrem Munde gingen Feuer und Rauch und Schwefel, und der dritte Teil der Menschen ward getötet von dem Feuer und Rauch und Schwefel, der aus ihrem Munde ging. Die Brunnen des Abgrundes waren aufgetan und sprudelten wie kristallenes Bergwasser über die tanzenden Felsen und schaukelnden Halden, versenkend, erbarmungslos.

Felsspalten schlossen sich über rotglühenden Schlünden, neue taten sich auf und spieen den Strom des Verderbens nieder in die Täler der Menschen. Brausend fuhr der Sturm aus Westen durch den Paß und jagte die

giftigen Schwaden vor sich her, dichte Regenmassen löschten die ausgedünnten Glutströme auf den Höhen und rauschten dampfend über erhärtende Lava.

Dicht über der gequälten Erde aber huschte das gläserne Meer durch die Wolken, bereit, hinabzustürzen, denn seine Zeit war nahe.

---

## DIE SICHEL

Ein Reiter trabte auf stolperndem Gaule weit ausholend an den Hängen des heiligen Berges der Paßhöhe zu, sprang aus dem Sattel, als Bodenrisse und Schluchten ihm den Weiterritt sperren wollten und zog den schnaubenden Gaul hinter sich her. Da traf er auf einen Mann, der ein Schwert aus blankem Metall in der verkrüppelten Hand trug, ein Schwert aus einem schwarzen unbekanntem Metall, das auch der Fürst Araton besaß.

„Wer bist du?“ fragte der Reiter.

„Ich bin Jochaan, der Baumeister des Königs.“

In den Zügen des fremden Soldaten erschien ein freudiges Leuchten.

„Ich komme vom Fürsten Araton und suche die Prinzessin Zista, seine Fürstin, die er geheiratet hat, ehe er nach Nordland ging. Sie folgte meinem Herrn in nicht allzu weiter Entfernung, mit dem Troß, der ebenfalls nach Norden marschieren sollte. Wenn du Jochaan bist, der Mann vom heiligen Berge, so hilf mir, sie zu finden.“

Der Gelehrte stützte sein Schwert vor sich auf den Boden und antwortete nicht. Seine Augen waren geschlossen. Er schien die Aufforderung des Soldaten,

die Fürstin zu suchen, nicht verstanden zu haben.

„Siehst du die Sichel des gläsernen Meeres?“ fragte er langsam und schwer. „Siehst du die scharfe Sichel?“

„Nein Jochaan, denn sie läuft hinter den Wolken,“ antwortete der Reiter verwundert und blickte scheu zum düsteren Himmel empor.

„Ich aber sehe sie und den, der sie schwingt,“ fuhr Jochaan mit geschlossenen Lidern fort, als befände er sich in tiefem, quälendem Traum. „Schlag an, du ewige Macht mit deiner Sichel an die Erde und ernte! Denn die Zeit zu ernten ist gekommen, denn die Ernte der Erde ist dürr geworden. Schlag an mit deiner scharfen Hippe und schneide die Trauben am Weinstock der Erde; denn seine Beeren sind reif. Wirf sie in die Kelter der Erde, daß das Blut gehe von der Kelter bis an die Zäume der Pferde. – Vernichtet ist die große Stadt, in einer Stunde ist verwüstet solcher Reichtum. Und alle Schiffsherren und der Haufe derer, die auf den Schiffen hantierten, und Schiffsleute, die auf dem Meere hantierten, stehen von ferne und schreien, da sie den Rauch von ihrem Brande sehen und werfen Asche auf ihre Häupter und schreien, weinen und klagen und sprechen: Weh, weh, die große Stadt, in welcher reich geworden sind alle, die Schiffe im Meere hatten, von ihrer Ware. Denn in einer Stunde ist sie verwüstet.“

Der fremde Reiter berührte furchtsam seine Stirn.

Der Baumeister des Königs schien verrückt zu sein. Es war also richtig, was man sich am Lagerfeuer über ihn erzählte. Unheimlich und starr stand er da mit seinen geschlossenen Augen, mit seinem schmalen, zusammen-

gekniffenen Mund und den dichten, ergrauten Haaren, die im Sturme flatterten wie silberne Bänder.

„Ja, die Stadt wird leider verbrannt sein, Jochaan,“ versuchte der Reiter unsicher die begonnene Unterhaltung weiter zu führen. „Ich aber suche die Fürstin Zista, die längst aus der Stadt heraus war, als der Peri auseinanderbarst. Hier über diese Höhe muß ihr Troß gezogen sein. Der Fürst ist in großer Sorge, denn dicht hinter uns, die wir vorausritten, quoll der Strom des Schreckens über die Straße. Wir sind mit genauer Not dem Verderben entronnen. Gern wäre der Fürst selbst zurückgeritten, aber er durfte seine Truppe in diesem Zustand des Entsetzens nicht verlassen, weil sie ihm sonst auseinandergelaufen wäre. Deshalb hat er mich geschickt, ich soll sie suchen und soll dich bitten, wenn ich dich träfe, mir zu helfen.“

„Wer ist Zista?“ fragte der Gelehrte mit einem sonderbaren Lächeln, daß dem Reiter ein Grauen über den Rücken kroch. „Auch sie ist ein Teil der Erde, die geerntet wird. Wer aber kann wissen, ob es schon geschehen ist, oder ob es noch bevorsteht? Was fragst du nach ihr? Was sorgt sich Araton? Sage dem Fürsten, sie sei in guter Hut, doch könne sie nicht mehr zu ihm kommen, weil der Weg zu ihm zu weit geworden ist, weiter, viel weiter, als der Weg, der Jochaan von seinem Freunde trennen wird, wenn die Zeit erfüllt ist.“

„Warum hältst du deine Augen geschlossen, wenn du mit mir sprichst, Jochaan?“ fragte der Reiter beklommen. „Willst du die Wahrheit nicht sagen und kannst mich nicht ansehen?“

„Ich kann sowohl Wahrheit wie Lüge mit offenen Augen sagen, wenn ich will,“ lachte der Baumeister des Königs und sah den fremden Mann vom Heerbann des Arers mit großen, leuchtenden Augen an. „Sage Araton, seine Fürstin sei für ihn verloren. Sage ihm, die Fürstin sei bei mir, sei auf dem heiligen Berge, sage was du willst, aber sage nicht, sie sei tot, denn sie ist nicht tot. Mehr weiß ich auch nicht, Fremder. – Araton soll gehen, wohin ihn seine Pflicht ruft, nach Norden in die Festungen auf dem weißen Stein. Vielleicht hat er bald mehr zu tun, als an eine Frau zu denken, die er verloren hat, ehe er sie gewann.“

Die Blicke des Reiters suchten den rauchenden Paß ab, soweit seine Augen reichen wollten. Heiße erstarrte Lava säumte den schmalen Höhenrücken, auf dem die Männer neben dem Tümpel standen. Immer noch schwammen auf ihm die Reste der Sänfte.

„Was liegt da unten im Wasser?“ fragte der Soldat und sprang sofort hinab, um den Fund zu untersuchen. Voller Schrecken sah er dann zum Baumeister des Königs empor.

„Es ist die Sänfte der Fürstin Araton,“ sagte Jochaan.

„So hast du gelogen, und sie ist doch tot!“ rief der Mann und hob die armen Holzreste ans Ufer.

Der Gelehrte zog ein Leopardfell unter dem Wams hervor und hielt es hoch in die Luft.

„Wenn du durchaus willst, so sage dem Fürsten, sie sei tot. Vielleicht ist ihm diese Nachricht lieber als die, die ich dir gegeben habe, nämlich, daß sie auf dem heiligen Berge bei Jochaan sei. Ich aber weiß es besser.“



Doch vergiß nicht, ihm zu sagen, daß sie für ihn verloren ist.“

Der Kriegsmann des Araton kletterte wieder zu Jochaan hinauf.

„Was soll das Fell? Wo hast du es gefunden?“ fragte er rasch. Der Gelehrte deutete zum heiligen Berge.

„Ich fand es beim Abstieg von meinen einsamen Höhlen,“ sagte er. „Dort hinter dem Felsklotz, der sich im Nebel vor unsere Augen schiebt, fand ich das Pantherfell, das die Fürstin getragen hat. Wie soll es dorthin gekommen sein? Sie wird es verloren haben, als sie sich vor der Glut des brennenden Berges rettete. Mehr weiß auch ich nicht, denn ich habe sie selbst nicht gefunden. Und weil ich sie nicht gefunden habe, so bin ich gewiß, daß sie dem Fürsten verloren ist. Sie hat sich nicht finden lassen, Mann! – Aber das verstehst du nicht. Dein Herr aber wird es verstehen, wenn du es ihm sagst. Vielleicht wird ein Schatten verborgenen Schmerzes über sein Gesicht huschen, beobachte ihn gut, Mann. Aber er wird dich loben und nicht schelten, daß du sie nicht mitgebracht hast, obschon du nun weißt, daß sie lebt und auf dem heiligen Berge ist. – Willst du sie etwa im wolkenumbrausten Gebirge suchen gehen? Meinst du wirklich, du wirst sie finden, wenn sie sich nicht einmal von mir hat finden lassen?“

„Wir wollen Männer aus Tulma herbeiholen, die uns suchen helfen,“ schlug der Soldat vor.

„Steige hinab nach Tulma, du Tor! Die Stadt ist ausgeilgt aus dem Buche der Lebendigen, und Feuermeere fluten, wo die Hütten der Menschen gestanden haben.

Auch ich will hinabsteigen und sehen, wo die geblieben sind, die der Wut des Feuers entgangen sind; ich fürchte, es werden nicht viele sein, und die geblieben sind, werden vor Hunger und Durst verzweifeln. Glaubst du wirklich, daß in Tulma noch eine Quelle fließt, die genießbar ist? Können die Menschen den Regen auffangen, der vom Aschenhagel aus den brennenden Bergen bitter und giftig ist? Nein, du Getreuer des Fürsten Araton. Die Zeit ist nicht dazu angetan einen Menschen zu suchen, der irgendwo in den Bergen Schutz gesucht und vielleicht auch gesunden hat. Mehr sage ich dir nicht. Suche allein, ich helfe dir nicht, weil ich anderes zu tun habe.“

„Du weißt, wo sie ist, Jochaan!“ rief der Soldat drohend.

Der Baumeister des Königs schwieg und sah den Kriegsmann mit sonderbarem Lächeln an.

„Du mußt mit mir kommen und mir den Weg auf den heiligen Berg zeigen,“ fuhr der andere fort und beantwortete den lächelnden Blick Jochaans mit einem bösen entschlossenen Stirnrunzeln. „Und wenn du nicht freiwillig mit mir kommst, so werde ich dich dazu zwingen.“

„So zwinge mich,“ lächelte der Gelehrte.

Der Soldat legte seine schwere Hand auf die Schulter Jochaans und stieß ihn vor sich her nach der Bergseite. Dann lockerte er das schwere Steinbeil in seinem Gürtel und griff nach des Baumeisters Schwert.

„Nun ist es genug!“ meinte der Gelehrte ruhig und stieß den überraschten Kriegsmann mit der verkrüppel-

ten Linken gegen die Brust, daß er taumelte. Das schwarze eiserne Schwert zuckte pfeifend durch die Luft und traf den hölzernen Stiel der Streitaxt, so daß seine ungefährliche Hälfte in der Hand des Soldaten blieb.

„So, nun sei vernünftig, Mann,“ sagte Jochaan freundlich und brach in ein leises Lachen aus, als der arme Mensch sich duckte und ergeben den tödlichen Schlag erwartete. „Du brauchst deinem Fürsten nicht zu erzählen, daß ich dir deine Streitaxt zerschlagen habe, denn das ist für einen Soldaten nicht angenehm, zumal wenn ein Krüppel diesen Schaden angerichtet hat. Laß dir eine neue geben, ehe du vor ihn trittst. Du kannst sie ja verloren haben. Sonst aber sage deinem Herrn die volle Wahrheit, auch wenn du sie nicht verstehst. Araton aber wird sie sofort erkennen. – Die Fürstin lebt und ist bei Jochaan in guter Hut, sofern es wahr wird, daß der heilige Berg eine sichere Zufluchtsstätte ist, wenn die Zeit erfüllt ist. Hast du mich verstanden?“

Ungläubig starrte der Soldat den streitbaren Gelehrten an, der sich mit so sichtbarem Erfolge gegen die soldatische Gewalt aufgelehnt hatte, obschon er verkrüppelte Arme hatte, die zum Kampfe nichts taugen. Aber nach den Erfahrungen, die er bei dem Manne des schwarzen Schwertes im Bruchteil einer Sekunde erworben hatte, hielt er es nicht für geraten, den Kampf fortzusetzen; auch mochte die überlegene heitere Art des Baumeisters ihn stutzig machen, der das feindliche Zusammentreffen eher für einen guten Spaß als für blutigen Ernst zu halten schien! Er drehte sich daher

wortlos um und ging zu seinem Pferd, das an dem bitteren vergifteten Gras schnupperte, ohne es zu fressen, obschon das Tier mager und abgetrieben genug aussah. Er nahm es am Zügel und ging den Weg zurück, den er gekommen war.

Die Hufschläge des Sendboten des Fürsten verhallten bald darauf nordwärts im Nebel.

Jochaan aber warf einen frohen Blick auf die in Dunst und Wolken verborgenen Höhen seines Berges und winkte mit der Hand in die rauchige Luft, als grüße er einen Menschen, den das Schicksal zu seinen einsamen Hohen geführt hatte.

„Sie ist flink und jung,“ dachte Jochaan, fast sprach er es laut vor sich hin, wie es einsame Leute zu tun pflegen, die des Umganges mit Menschen entwöhnt sind. „Wenn es so ist, wie ich vermute, finde ich die kleine Königsschwester in meinen Höhlen, wenn ich von meiner Wanderung wiederkomme. Sie wird die Geduld schon nicht verlieren, und auf mich warten! Das Schicksal hat ihr den Weg versperrt, der nach Norden zu ihrem Mann führt, dem sie nach menschlichem Gesetz angetraut wurde. Nun hat das gläserne Meer sie einem anderen vertraut, der ein Sklave ist und kein Fürst. Der Sklave aber wird sie behalten und bewahren und nicht darnach fragen, ob es Unrecht ist, dem Freunde die Frau zu nehmen, die ihm gar nicht gehört hat! Er wollte sie mit sich führen, wie ich ihm geraten hatte, und der Rat war ehrlich gemeint; das Kind aber wollte es anders, und das gläserne Meer hat ihr und mir geholfen. Sie hatte mir begegnen müssen, denn es führt nur ein schmaler Weg

zu meinen Höhen, auf dem ein Ausweichen nicht möglich ist, sofern man sich nicht in die Felsen versteckt. Und auf diesem Weg ist sie gewesen. Sie hat sich also vor mir verborgen und hat den Hund festgehalten, ihm die Schnauze zugepreßt, daß er mich nicht bellend begrüßen konnte! – Spuren eines Hundes fand ich in der Nähe des Pantherfelles, Spuren, die nicht ganz von Sturm und Aschenfall verweht waren, weil die stille Ostseite des Berges sie bewahrte. Hinter einem Felsstück müssen sie Rast gemacht haben, Zista und ihr Hund. Und das Versteck lag dicht an meinem Wege! Sie hat mich vorübergehen lassen, damit ich sie nicht finden solle und ihr den Weg nach Norden weisen, den sie nicht gehen will. Warte nun auf mich, kleine Königin der neuen Erde, furchtloses prächtiges Menschentier, Retterin und Geliebte!“

Jochaan streckte seine mächtigen Glieder und hob mit einem hellen Jauchzen die verkrüppelten Arme hoch in die Luft.

„Du sollst mir den König schenken, der die neue Erde mit eisernem Stabe weiden wird, kleine Königswester! Ich halte das schwarze Metall in der Hand, das die Menschen mächtig machen wird, und den zum König, der es versteht, die Macht zu gebrauchen. Du und ich, wir wollen uns ducken unter der Wucht des gläsernen Meeres und nicht verzagen, wenn die anderen vor Angst heulen. – Waffenlos reitest du auf deinem treuen Sperr durch die grauenhaften Schluchten des Gebirges, an den wilden Tieren vorüber, deren Anblick die Herzen der Männer erbeben macht, hinauf zu deiner

Heimat, zu dem Manne, der ein Sklave des Königs ist wie tausend andere und doch ein König der neuen Erde unter dem neuen Himmel. Wer ausharrt bis ans Ende, wird gekrönt, kleine Sklavenbraut! Und wir werden ausharren. – Wie ist es nun mit deiner Einsamkeit, Jochaan, die du brauchst, um die letzten Dinge zu meistern? Gehe ich nicht von heute an einen anderen Weg, der zu menschlicher Macht und zu irdischem Glück weist? Welcher Weg ist der richtige? So denkt ein Mann, der handeln will! Menschen, wie klein ist Jochaan, der sich mehr dünkte als alle anderen!“

Der Baumeister des Königs hing das eiserne Schwert an die Seite und wanderte vorsichtig zu Tal, hart am Rande des glühenden Lavastromes, bis die Hitze zu groß wurde und ihn höher in die Berge trieb.

Jochaan blickte in die düster leuchtende Tiefe, mit Augen, in denen fast ein Triumph flammte. Hatte der arme Sklave zu viel oder zu wenig gesagt? Und ihr Toren, ihr Menschen mit den hohlen Köpfen, hohl wie der des Tieres von Tulma, habt ihn irrsinnig genannt und habt mitleidig über ihn gelächelt, wenn er warnte und drohte, um euch aufzurütteln.

Dort unten rannen die tiefen Ströme feuerflüssiger Lava, unaufhörlich gespeist aus dem Bauche des aufgerissenen Vulkans, prasselnd durch das fruchtbare Tal dahin, in dem die große Stadt gestanden hatte, Tulma die einzige, der Stolz des Königs, Tulma die reiche, mit ihren Tempelbauten aus edlem Holz und kostbarem Elfenbein, mit ihren gefüllten Lagerhäusern und Speichern, mit ihrem geschützten Seehafen und der stolzen

Handelsflotte der Kaufherren und Reeder, mit den schmalen schnellen Kriegsschiffen, die er, Jochaan, dem König erbaut hatte.

Der Gelehrte setzte sich ins schmutzige Gras und horchte auf die empörten Naturgewalten rings im Kreis, zu seinen Häupten und tief unter sich im Schoße der Erde.

Wie hatte die scharfe Sichel des großen Geistes gemäht. Wie hatte die Hippe unter den stumpfen Genießern der großen Stadt geschnitten!

Nicht weit von hier, nur ein wenig tiefer, mußte die Halle des Königs gestanden haben, aber obschon sie hoch über Tulma am Hange des Berges erbaut worden war, die Glutströme hatten sie dennoch erreicht und gefressen. Das Tal war angefüllt von der roten Hochflut und hatte nichts übrig gelassen, was Menschenkunst in ihm erdacht und errichtet! Weit in die brodelnde See hinein mußte der wirbelnde Feuerstrom reichen, um dort seine Glut zu kühlen. Jochaan glaubte durch den Höllenlärm der donnernden Vulkane das andauernde Zischen und Kochen des Wassers zu hören.

Einsam und leer dehnte sich der verdorrte stinkende Grashang des heiligen Berges.

„Nun sitze ich hier und warte auf Menschen, und muß mit mir Selbstgespräche halten, weil die anderen Teilnehmer an einer fröhlichen Unterhaltung fehlen!“ dachte der Gelehrte. „Es scheint fast, als sei ich ganz allein geblieben, und die Menschen aus Tulma seien ausgebrannt mit ihren Hütten und Palästen, glühende Aschenreste, die auf lohender schaukelnder Flut dahin-

tanzen, Teile, winzige schwarze und graue Teile der Ernte der Erde, die reif geworden ist, geerntet zu werden. Die Zeit ist schrecklich nahe, da das Letzte kommen muß, das vielleicht über Menschenkraft geht, wenn Menschen es mit Augen sehen müssen. Möglich, daß die Tiere es besser haben. Muß ich nicht auch ein Tier werden, wie man die armen Sklaven des Königs nennt, stumpfsinnig und ohne Hoffnung, um zu ertragen, was ich auf meinem Berge erleben will, mit sehenden Augen, mit lauschenden Ohren und mit klarem, denkendem Hirn? Besser haben es wohl die, die nicht zu denken brauchen in der letzten Stunde, die keine Augen haben zu sehen und keine Ohren, zu hören, denn es wird eine Qual ohnegleichen sein, zu denken und zu hören, einsam im Kreise der Tiere.“

Lange saß Jochaan im Grase am Hange des heiligen Berges, geschaukelt und gestoßen von den Wellen des Erdbebens, das die Insel in teuflischen immergleichen Wogen erschütterte.

„Warum fürchte ich mich nicht?“ dachte Jochaan verwundert. „Bin ich nicht ein Mensch wie die anderen, zittern nicht auch bei mir die Nerven unter der Haut? Warum kann ich lachen, wenn ich die Felsen tanzen sehe und das Rieseln des Erdblutes, das aus unbekanntem Tiefen quillt? – Haben die Leute etwa recht, wenn sie sagen, ich sei toll und habe keine Empfindung für Glück und Leid, für Freude und Schmerzen, weil ich immer lache, wenn andere glauben weinen zu müssen? Irrsinnige lachen in Untergang und Gefahr, das ist wohl richtig, sie lachen, weil sie die Not nicht erkennen.“



Vielleicht erkenne ich die Not auch nicht und sehe sie mir an wie ein schauerliches Bild, das an der Wand hängt und tot ist. Aber es ist möglich, daß ich verrückt bin und die anderen vernünftig, das kann ich natürlich selbst nicht entscheiden. Sonderbar, daß ich erst heute darüber nachdenke, heute, da ich entschlossen bin, menschliche Wege der Liebe und des Ehrgeizes zu gehen, andere Wege, die ich bisher nicht gegangen bin, weil sie mir nicht gut genug schienen. Was ein Weib aus einem Manne machen kann! So klein und schwach ihre Hand ist, sie hat das Ruder meines Lebens herumgeworfen, und das kurz vor dem großen Ende, das ich fiebernd erwartet habe wie eine Offenbarung! Eigentlich konnte ich auch erwarten, daß damit der Irrsinn von mir abfallen müßte wie eine Schale; es scheint mir aber nicht so zu sein. Der Mensch kann also verliebt, ehrgeizig und irrsinnig zugleich sein. – Ich habe mir immer gedacht, daß der große Geist einen unerschöpflichen Vorrat Humor hat, mit dem er seine Geschöpfe überschüttet, ob es ihnen lieb ist, oder nicht. Hier hat er den verrückten, ehrgeizigen Jochaan ins Gras gesetzt, balzend, wie einen Auerhahn. Wie mag der Mann lachen in seinen unerforschten Weiten über den Baumeister Jochaan!“

Der Gelehrte merkte nicht, wie sich aus dem Schatten des sturmgepeitschten Urwaldes in seinem Rücken eine Gestalt loslöste und zaghaft auf ihn zugeschritten kam. Es war ein Mann mit verbundenem Kopf und in schmutziger Kutte, die früher weiß gewesen war, nun aber vom Aschenfall des Feuerberges grau und unansehnlich. In der Hand trug die sonderbare Gestalt ein

schweres Steinmesser, wie es die Priester bei den Opfern gebrauchten.

Vorsichtig duckte sich der Mensch hinter das Buschwerk des Waldrandes und beobachtete den Gelehrten, als sei er ungewiß, was er tun solle. Öfters maß er mit prüfendem Blick die Entfernung, die ihn von Jochaan trennte, und wog das Messer spielend in der Hand. Zu einem Entschluß aber, ob er es werfen solle oder nicht, kam er nicht.

Schließlich schien er sich auf etwas anderes besonnen zu haben und hing die Waffe sorgfältig in den Gürtel; dann trat er aus seinem Versteck heraus und ging mit langsamen zögernden Schritten aus Jochaan zu.

„Sieh da! Der Zauberer vom heiligen Berge!“ sagte er laut, als er dicht hinter ihm stand. „Dein großer Geist scheint viel Macht zu haben, daß er seinen Jünger erhalten hat, wo Tausende sterben mußten.“

Der Gelehrte hob den Kopf und sah dem Fremden ohne Überraschung ins Auge. Dabei huschte es wie ein mitleidiges Lächeln über Jochaaus gefurchte Züge.

„Ach Nephath! Du bist es, der Priester des heiligen Tieres und geistliche Herrscher auf diesen Inseln!“ nickte der Baumeister des Königs. „Sind wir beide allein in dieser Vernichtung übrig geblieben, so hat das Schicksal einen schlechten Scherz gemacht, denn wir mußten uns vertragen, obschon Wasser und Feuer sich nicht vertragen, wie wir deutlich dort unten sehen und hören. Oder jeder von uns mußte versuchen, den anderen totzuschlagen, damit der sonderbare Scherz aufhört. Aber ich schlage vor, wir machen Frieden, so gut es geht,

Nephat, schon weil ich nie dein Feind war, sondern mich nur über dich geärgert habe, und ich will versuchen mich zu bessern und nicht mehr über dich und deinesgleichen zu lachen; – obschon ich mich damit eines Vergnügens beraube, das mir das Leben leicht gemacht hat und für das ich dir eigentlich dankbar sein müßte, bis zu meinem Tode. Es ist doch nicht ganz richtig, was ich eben sagte, Nephat! Ich habe nie über dich gelacht, sondern über die anderen, die deinen Unsinn glaubten, weil sie Angst hatten. Angst ist ein Mittel zur Macht, nämlich die Angst der anderen. Das ist mir bisher nicht in seiner ganzen Tragweite klar gewesen. Nun kommt mir dein Wesen plötzlich verständlich vor und deine Handlungen und Worte vernünftig. Ich fürchte, du bist klüger gewesen als ich, leider muß ich dir voller Reue gestehen, daß ich dich bisher stets für den Dümmeren von uns beiden gehalten habe. Du mußtest mein Feind sein, weil ich dir mit meinem Lachen die Macht zu rauben drohte, die du über die Menschen hattest. Besser, viel besser wäre es gewesen, ich hätte mich früher besonnen, wäre bei dir in die Lehre gegangen und hätte es ebenso gemacht wie du. Ich wäre heute ein König und Priester und kein armer Sklave.“

„Ich stelle dir frei, zu lachen, wenn du es noch kannst,“ erwiderte der Priester. „Ich habe das Lachen verlernt, seit ich gesehen habe, was mit Tulma geschehen! Aber Tulma ist nicht deine Heimat, also magst du lachen, wie ein armer heimatloser Sklave lacht, der sich über das Mißgeschick der Herren freut. Hättest du aber früher vernünftige Worte gesprochen, wie ich sie

eben von dir gehört habe, wir wären nie Feinde geworden, Jochaan. Du wärest ein König geworden, das weiß auch ich, vielleicht nicht ein König adeliger Art wie Tutmon, sondern ein Fürst der Sklaven und Armen. Auch das ist ein Ziel. Nun ist die Zeit der Sklaven gekommen, Jochaan, und es ist Zeit für dich, zuzugreifen. Es empfiehlt sich, daß ich mich mit dir gut stelle.“

„Ich würde auch lachen, wenn Tulma meine Heimat wäre,“ entgegnete der Gelehrte. „Aber dieses Lachen kannst du nicht verstehen, Priester, weil es das Lachen des ewig Einsamen ist, das Lachen, das mein Leben erträglich macht. Viel Überhebung liegt in meinem Lachen, Nephath, und viel Lüge, denn auch ich möchte einmal jammern dürfen wie die anderen Menschen und habe den Wunsch, es wäre jemand da, der meinen Jammer versteht. Da es diesen Menschen aber nicht gibt, so bleibt mir nichts anderes übrig als zu lachen. – Du hast ganz recht. Ich bin ein Sklave, der lacht, wenn es den Herren schlecht geht. Und auch darin hast du recht, daß die Zeit der Sklaven gekommen ist.“

„Die Zeit des Sklaven Jochaan!“ sagte der Priester des heiligen Drachens vorsichtig. Jochaan richtete die mächtigen Augen auf den anderen.

„Du Kluger, du Glatter!“ lachte er gutmütig. „Beinahe hatte ich harmlos geantwortet, was du hören wolltest, und du hättest mich in deinem verderblichen Netz gefangen gehabt! Wie viele Waffen willst du gegen mich schmieden? Hast du nicht schon genug und mußt noch die haben, daß Jochaan gesagt hat, die Zeit des Sklaven Jochaan sei gekommen und er wolle König der zer-

trümmerten Abessischen Inseln werden? – Du getreuer Diener des Hauses Tutmon! Was willst du hören? Willst du hören, ich brauche deine kostbaren Dienste unter der Regierung des Sklaven Jochaan und ich wollte dich bitten, deine Künste mir zur Verfügung zu stellen, die Dummen zu beherrschen, um meinen Thron unter dem neuen Himmel und auf der neuen Erde aufzurichten? Ich glaube, ich fände genug deinesgleichen, die mir diesen Dienst erweisen würden, sofern ich mir nicht selbst genug wäre.“

„Das ist möglich,“ nickte der Priester. „Wenn ich auch nicht weiß, ob sie so treu zu dir stehen würden, wie ich. Ich sehe, wie du ernst bleibst, Jochaan, ernst und unbewegt vor überwältigender Heiterkeit. Ein lauterer Lachen habe ich von dir noch nicht gehört, als das deiner ernstesten schweigenden Miene! Weißt du nicht, daß das Verhalten der Priesterschaft sich nach dem richten muß, was ist, und nach dem, was wahrscheinlich kommt? Ich sehe, daß die Zeit der Sklaven und des Knechtes Jochaan gekommen ist, und beeile mich, der Priester des neuen Sklavenkönigs zu werden. Viel Liebe steckt nicht in meiner Auffassung, aber – ob du es zugeben wirst oder nicht – ein Teilchen Klugheit, ein Teilchen nur, weil ich zu bescheiden bin, mir mehr zuzuerkennen. Aber dies Teilchen habe ich, Jochaan! Ich glaube, es ist Zeit, daß du dich dessen bedienst, denn es wird dir ehrlich geboten. – Vorhin, ehe ich zu dir trat, wollte ich mein Messer in deinen Rücken werfen; es wäre sehr bequem gewesen und für mich nichts Neues. Im Schlachten von Menschen bin ich geübt wie kein anderer. Du kannst sicher

sein, Jochaan, ich hatte dich getroffen. Warum habe ich es nicht getan? Bin ich wirklich so dumm, daß ich darauf verzichten wollte, einen Feind zu vernichten, den ich leicht treffen konnte, ohne daß jemand darnach gefragt hätte: Wer war es, der den Baumeister des Königs erschlug? – Ich erschlug dich nicht, denn ich glaube an dich, Jochaan! Ich weiß nun, daß du recht hast, und daß das gläserne Meer auf uns niederstürzen wird. Aber ich weiß auch, daß du den Weg zur Rettung kennst.“

„Es ist nun keine Kunst mehr, es zu sehen und zu glauben,“ sagte der Gelehrte. „Dies durfte inzwischen auch dem Dümmersten klar geworden sein, daß die Zeit nicht mehr ferne ist, wo dies geschieht. Und es wird ebensobald offenbar werden, daß die letzte Rettung dort oben in meinen Höhlen, auf dem heiligen Berge liegt.“

„Jedenfalls bin ich der erste, der dich bittet. Nimm mich mit in deine Höhlen, damit ich dem Verderben entgehe,“ sagte der Priester.

„Die Höhlen sind für jeden da, solange ich Platz habe,“ entgegnete Jochaan kalt. „Wenn der Platz nicht ausreicht, so dürftest du die Schuld daran tragen, denn du hast dem König geraten, die Sklaven vom heiligen Berge zu rufen, die mir geholfen haben, die letzte Zuflucht zu bauen.“

„Das ist nicht wahr!“ sagte Nephath schnell. „Der König befahl, die Wasserleitung nach Tulma sollte fertiggebaut werden und ließ die Arbeiter holen.“

Ein Lächeln erschien auf Jochaans Stirn und verschwand.

„Wenn es so ist, so mag der König draußen bleiben,

denn er ist dann schuld daran. Du aber magst mit mir kommen.“

Der Oberpriester suchte vergeblich in den undurchdringlichen Zügen des Gelehrten zu lesen. War das ernst gemeint, oder war es grausamer Hohn? Wollte er tatsächlich den König von der Zahl derer ausschließen, die gerettet werden sollten? Ein Wunder wäre das nicht. Jochaan konnte Tutmon nicht brauchen, wenn die Zeit des Sklavenkönigs gekommen war. Dieser Mann hatte Ehrgeiz und eisernen Willen. Der Weg führte zu ihm, wenn die neue Erde kam, die er geweissagt hatte.

„Wo ist der König?“ fragte Jochaan gleichgültig. Der Oberpriester deutete rückwärts nach den waldigen Höhen.

„Er liegt mit der Königin Aramut und den wenigen Soldaten, die dem Unglück entronnen sind, nicht weit hinter uns im Walde an der Quelle, die deine Sklaven nach Tulma leiten sollten. Nun ist auch diese Quelle fast versiegt und trübe geworden, doch läßt sich das wenige Wasser, was aus dem Felsen träufelt, zur Not noch genießen. Auch bieten der Wald und die steilen Wände der Berge einigen Schutz gegen den Aschen- und Steinfall aus dem Peri. Der Rest der Menschen aus Tulma ist in die Wälder entflohen und irrt dort umher. Viele sind es nicht, die sich dort an deiner Quelle zusammengefunden haben, auch haben sich nur wenige meiner Priester retten können, weil das Unglück zu schnell kam und viele durch das giftige Gas starben, das vor dem Feuer herlief. Nur deine Sklaven, die an den Erdarbeiten der neuen Wasserleitung beschäftigt waren, sind vollzählig und gesund geblieben.“

„Führe mich zu ihnen,“ bat der Gelehrte und stand auf. Taumelnd über zuckenden und bebenden Boden gingen die beiden Männer nebeneinander in den Wald. Erleichternde Kühle und dichte Dämmerung flutete um sie her, und die Dämmerung war von einem rötlichen Licht, das vom Himmel her durch seltene Lücken der Bäume schimmerte. Die mächtigen Baumkronen des Urwaldes fingen hier den Aschenregen auf und bogen sich tief unter seiner Last. An den dicken Stämmen und über die Stricke der Kletterpflanzen rann zäh und trübe eine schmutzige Brühe von übelriechendem, zähem Saft, und der Boden knirschte von grauem Staub.

Zu gewohnten Zeiten war der Blätterdom in seiner feuchten Hitze unerträglich schwül, jetzt aber eine Erquickung nach der Glut, die der feurige Strom aus der Taltiefe nach oben sandte.

Bergan führte der Priester des heiligen Tieres den Baumeister des Königs, bis an die Felsenschlucht, in der die Quelle rann, die Jochaan trotz ihrer weiten Entfernung von der Stadt dazu bestimmt hatte, die Bürger von Tulma zu versorgen.

Nun war die Quelle nicht nach Tulma gekommen, sondern die Bürger waren zur Quelle gekommen und lagen hoffnungslos und verzweifelt im schmutzigen, vergifteten Gras. Nicht mehr wie das nackte Leben hatten die Menschen gerettet, kaum daß sie notdürftig mit Fellen bekleidet waren. Verhältnismäßig groß war die Zahl der Kinder, die gerettet worden war; sie waren von den Müttern mitgeschleppt worden, als wertvollstes Gut der armen und reichen Frau. Jochaan erkannte sofort,



daß der Oberpriester klug gehandelt hatte, wenn er sein Verhalten ändern und dem Sklavenkönig huldigen wollte, denn von einem Unterschied zwischen Herr und Knecht war hier nichts mehr zu verspüren. An der Quelle drängten sich Sklaven, Weiber und Kinder, Vornehme und Geringe um das träufelnde Naß der fast erloschenen Quelle. Kranke lagen neben Gesunden auf dem schwankenden Erdboden, stöhnend vor Furcht und Schmerzen und sich erbrechend in dem tollen Tanz der zur stürmischen See gewordenen Erde. Von der Talseite und von den Höhen krochen neue Gestalten heran der rettenden Quelle zu, die keuchenden Lungen vergiftet vom Feuerhauch des meeresbreiten Lavastromes, mit verbrannten Gewändern und versengten Haaren, blutend vom Steinfall aus dem brennenden Berge. Wahnsinnige heulten ihre schauerlichen Lieder oder lachten sorglos in den trostlosen Haufen des Jammers hinein, weil sie das Glück hatten, die Not nicht mehr zu erkennen, Männer, denen die Götter vordem nicht viel gegolten hatten, lernten auf ihre alten Tage das inbrünstige Beten um Rettung aus höchster Not, Gelübde stiegen in den rauchgeschwärzten, erbarmungslosen Himmel, die im Falle der Erfüllung aus der Erde ein Paradies von Tugend gemacht hätten.

Niemand beachtete Jochaan, als er an der Seite seines grimmigsten Feindes in den Kreis des schicksalgeschlagenen Volkes der Abessischen Inseln trat. Nur selten traf den Gelehrten ein verständnisloser Blick aus verstörten flackernden Augen.

Fragend sah der Oberpriester des heiligen Tieres den Gelehrten an. Er war neugierig, was der Meister der

Menschenherzen hier anfangen würde. War seine Kunst zu Ende? War auch er ein armer kümmerlicher Teil eines verzweifelten, ratlosen Haufens?

„Sage uns, was wir tun sollen, Herr,“ bat er zaghaft und demütig. Jochaan lächelte, als er diese Worte hörte. Konnte der Feind plötzlich „Herr“ sagen zum Sklaven? Wie schnell hatte sich der abgrundsclauere Priester umgestellt!

„Bringe diese Menschen zur Vernunft,“ entgegnete Jochaan mit leisem Spott. „Du hast sie bisher nach deinem Willen gebildet und ihnen die Schranken auferlegt, die du für nötig hieltest. Diese Kunst kann im Wüten der Natur nicht ganz eingeschlafen sein.“

Nephat antwortete nicht und sah hoffnungslos auf den Menschenhaufen, der sinnlos vor Angst und wahnsinnig vor Entsetzen sich zusammendrängte wie ein Haufen wilder Tiere in der Gefangenschaft.

Mitleidig sah der Baumeister des Königs auf die unglücklichen Menschen, auf die Könige auf Erden und die Großen und Reichen und die Hauptleute und die Gewaltigen und alle Knechte und Freien, die sich hier an den Klüften und in den Felsen der Berge verborgen hatten und die zu den Bergen und Felsen sprachen: Fallet über uns und verberget uns vor dem Angesichte des, der auf dem Stuhl des gläsernen Meeres sitzt und vor seinem Zorn. Denn es ist gekommen der große Tag seines Zornes; wer kann bestehen?

„In diesen Tagen suchen die Menschen den Tod und finden ihn nicht,“ sagte der Gelehrte erschüttert. „Sie begehren zu sterben und der Tod flieht vor ihnen!“

Er wandte sich ab und suchte die Königin. Der Priester aber blieb an seiner Seite.

„Die Königin muß gerettet werden,“ sagte Nephath leise und eindringlich. „Sie ist schwanger und trägt die Zukunft des Hauses Tutmon in ihrem Schoß. Nimm sie als erste mit in deine Höhlen, Jochaan.“

„Bricht die alte Liebe wieder durch!“ lachte der Baumeister des Königs. „Hofftest du nicht eben erst auf den König der Sklaven?“

„Die Königin ist von Jochaans Geist,“ entgegnete Nephath ruhig. „Ich bin der Priester dieses Volkes und trage auf zwei Schultern. Stirbt der eine König, so ist es der andere, dem ich huldige, wenn er die Krone erringt. Bin ich dir offenherzig genug, oder willst du weitere Erklärungen? Wer bürgt mir für dein Leben, Jochaan? Kann nicht das Unheil auch dich treffen?“

Jochaan nickte, antwortete aber nicht. Eingekeilt in den Haufen des Volkes fand der Gelehrte die Königin und Tutmon, den Herrn der Abessischen Inseln, den König der Könige, den gottgleichen. Auch Galmon der Alte hockte wie ein treues Tier neben seinem Herrn und stierte stumpfsinnig vor sich hin, ohne Jochaan zu beachten.

Der König lehnte mit dem breiten Rücken an einem Baum. Seine fiebergelühenden Augen gingen flackernd in die Runde, als könne er das Ungeheuer nicht fassen, das hier vor sich ging. Ein zerlumpter Soldat wankte vorüber und stolperte über die Beine seines königlichen Herrn, stand auf und stolperte fluchend weiter, ohne sich darum zu kümmern, daß er seinen gefürchteten

Meister, den Meister über Leben und Tod, getreten hatte. Selbst Galmon rührte sich nicht von der Stelle, diese Frechheit mit der Mammutpeitsche zu lohnen.

Aramut lag mit geschlossenen Augen im Gras und bewegte sich nicht. Sie schien vor Krankheit und Schmerzen ohnmächtig zu sein.

Der Baumeister Jochaan aber beugte die Knie vor seinem königlichen Herrn und neigte den stolzen, mächtigen Schädel vor dem unglücklichen Fürsten. Starr vor Staunen, ungläubig sah Tutmon diese Bewegung des Gelehrten vom heiligen Berge. Gab es wirklich noch einen Menschen, der den König beachtete? Über die glatten Züge des Oberpriesters aber lief ein höhnisches Lächeln. Warum spielte dieser Mann solch unwürdiges Spiel? Hatte er nicht schon im Herzen die Treue gebrochen, die er hier zur Schau stellte, wenn es überhaupt bei einem Sklaven Treue gab?

„Jochaan!“ schrie der König auf.

„Mein guter Herr,“ antwortete der Baumeister ruhig.

Lügner, Lügner! dachte der Oberpriester des heiligen Tieres. Nun weiß ich, daß du vom selben Holze bist wie ich und die anderen, daß deine Tugend eitler Schein ist, die du zur Schau gestellt hast, als deine Zeit noch nicht gekommen war. Doppelt brauchbar und zugleich doppelt gefährlich bist du jetzt für mich, weniger gefährlich als brauchbar für mich und meinesgleichen, aber gefährlich für die Dummen. Ein König! Ein König! Wert, die Krone der ganzen Welt zu tragen!

Die Königin richtete sich auf, als sie den Namen des Gelehrten hörte. Auch Galmon hob die trüben Augen

und blickte den Baumeister für kurze Zeit verständnislos an. Die Soldaten aber, die in der Nahe waren, wurden aufmerksam und drängten sich heran. Auch einige Sklaven, die mit auf dem heiligen Berge gewesen waren, kamen näher, um zu sehen und zu hören, was den Einsamen vom Berge in den Kreis des Jammers getrieben habe.

„Was willst du?“ fragte der König mißtrauisch.

„Gib mir meine Sklaven wieder, Herr!“ bat Jochaan. „Du brauchst sie nun nicht mehr zum Bau der Wasserleitung, seit deine Stadt verwüstet ist, ich aber bin nichts ohne die Kraft ihrer Arme, denn du weißt, daß ich verkrüppelt und zu körperlicher Arbeit wenig tauglich bin. Du bist ein König von Vielen, für die du sorgen mußt. Du bist ein Vater deines Volkes, das du retten mußt, wenn du ein wahrer König bist. Ich will dir dabei helfen. Deshalb gib mir die Sklaven wieder, Herr, die du mir genommen hast, denn sie sollen das Volk retten.“

Tutmon richtete sich auf und sah seinen Oberpriester forschend an. Sein Gesicht war böse und verzerrt.

„Was sagst du zu der Bitte dieses Mannes, Nephath?“ fragte er mit leisem Hohn.

„Gib ihm die Sklaven, Herr,“ entgegnete der Götzenpriester fest, wick aber dem Blicke seines Herrschers aus.

Über des Königs bleiches, gefurchtes Gesicht zuckte es wild. Sein gesundes Auge funkelte zornig.

„Und wir? Und ich? Was wird aus meiner Königin und den Vornehmen und Freien, die sich hierher gerettet haben?“ fragte er.

„Wir bleiben hier, Herr, bis Jochaan uns ruft,“ warf die Königin leise ein.

„Ich habe dich nicht gefragt!“ fuhr der König seine Frau an. „Ich will von Jochaan wissen, was aus uns wird. Hat doch früher stets Rat gewußt, der Baumeister. Soll nun auch heute raten, was gut ist. Oder ist deine Kunst zu Ende, Jochaan? Konntest du nur warnen und kannst jetzt nicht helfen, wo die Not groß ist?“

Der Gelehrte sah den erbosten, kranken Mann an, daß er die Augen senkte. „Denke an Araton, Herr!“ sagte Jochaan.

„Was soll das?“ fragte der König unwirsch. „Erspare dir und uns die Rätsel und rede so, daß ich es verstehen kann. Ich habe genug an Rätseln und will vernünftigen Rat von dir hören.“

„Araton ging, um seine Pflicht gegen das Volk zu erfüllen, ohne zu fragen, was aus ihm wurde. Dabei wußte er vielleicht doch genau, daß er nicht wiederkommen wurde, weil ich es ihm gesagt habe, daß es so kommen wurde, und dennoch ging er! – Du solltest dasselbe tun wie er und nicht fragen, was aus dir wird, König, denn es ist nicht wichtig.“

„Damit ich nicht wiederkomme, wie Araton!“ lachte Tutmon. Jochaan sah unbekümmert in das zerrissene Gesicht seines Herrn.

„Was liegt daran, wenn du nur deine Pflicht tust,“ antwortete er hart. „Warum liegst du hier und handelst nicht, König? In solchen Tagen gibt es keine Entschuldigung. Ein König hat keine Zeit krank zu sein. Hast du nicht die Soldaten des Araton gesehen, die mit in den

Krieg gingen, obschon sie krank waren? Diese Soldaten waren Könige, Herr! Stehe deshalb auf und sammle, was von den Deinen geblieben ist. Sorge für Nahrung und Wasser. Du bist doch der Herr und brauchst nichts selbst zu tun, hast Hände, die für dich arbeiten, und sogar Köpfe, die für dich denken, wenn du es willst.“

„Wer gehorcht noch dem König?“ fragte Tutmon mit einem erbitterten Seitenblick auf die Reste seines Volkes.

„Handle, wenn du ein Führer bist, denn einem Führer gehorcht jeder gerne und freiwillig. Auf deinen Inseln irren die Obdachlosen ohne Nahrung und ohne Wasser umher. Sammele sie und laß Nahrung und Wasser suchen, sonst bist du bald ein König ohne Volk. Treibe Maultiere und Hunde zusammen, grabe Fallen und suche auf den Feldern nach unverdorbenener Frucht. Baue Hütten und Sorge dafür, daß wieder Feuer auf den Herden deines Volkes brennt. Zähle, was gesund und stark ist, damit du bereit bist, zu mir auf den heiligen Berg zu kommen, wenn die Zeit erfüllt ist. – Ich sage dir, die Zeit ist nahe, Herr! Handele ehe es zu spät ist. Ich werde inzwischen das meine in letzter Stunde tun; die Höhlen größer zu machen, um Vielen Raum zu schaffen. Meine Schuld ist es nicht, wenn das Verderben uns in unvollendeten Grotten trifft.“

„Und die Königin?“ fragte Tutmon unsicher.

„Ich bleibe bei dir, Herr,“ sagte Aramut schnell und warf einen furchtsamen Blick auf des Gelehrten hochaufgerichtete Gestalt. Jochaan machte eine kurze rasche Bewegung mit der verkrüppelten Rechten, eine Bewe-

gung, die ungeduldig und herrisch war, und nicht die eines unterwürfigen Sklaven.

„Die Königin kann nicht bei dir bleiben!“ sagte er mit erhobener Stimme. „Galmon wird sie zu mir auf den heiligen Berg bringen, denn sie bedarf der Pflege und kann dir bei deiner Arbeit nichts nützen.“

„Ich bleibe bei meinem Herrn, an der Stelle, an die ich gehöre, weil ich die Königin bin,“ sagte Aramut fest und sah an Jochaan vorbei ins Leere.

Der Baumeister des Königs hob beschwörend die Hand.

„Fürstin!“ sagte er mit bittender, weicher Stimme. „Hast du je auf deinen Knecht Jochaan gehört und willst es heute nicht tun? Hast du mir je blindlings geglaubt und willst mir heute mißtrauen? Weißt du nicht, daß ich dich lieb habe, und daß ich nie von dir fordern wurde, deinen Herrn zu verlassen und mir zu folgen, wenn es nicht nötig wäre? Willst du mir nicht helfen, die Zukunft zu retten? Wie oft habe ich deine Klugheit und Einsicht gelobt, wenn wir zusammen lernten! Benutze, was du gelernt hast und denke nach, Königin. Wem bist du dein Leben schuldig, der Gegenwart oder der Zukunft? Ich dünke, die Antwort ist nicht schwer! Deshalb wirst du mit mir kommen.“

„Ich kann es nicht,“ antwortete die Frau. Sie suchte im Geiste die kleine Königsschwester bei Jochaan auf dem heiligen Berge und sah ihr glückliches frohes Lächeln, deshalb wiederholte sie. „Ich kann es nicht, Jochaan. Frage nicht, warum ich es nicht kann, denn ich werde dir keine Antwort darauf geben.“

„Dann bitte ich dich, König, deine Fürstin zu ihrem



Heil zu zwingen,“ kam es metallhart ans des Gelehrten schmalem Mund. „Du bist nicht dazu da, den törichten Wünschen einer Frau nachzugeben, die sich gegen das Notwendige sträubt. Befiehl Galmon, er soll die Königin in die Höhlen hinaufbringen. Galmon kennt den Weg. Mehr kann ich dir nicht sagen. An dir ist es nun, zu handeln. – Und gib mir meine Sklaven wieder.“

„Nimm sie dir, wenn sie dir gehorchen,“ entgegnete Tutmon verzagt. „Habe ich immer gesagt, daß du der König seist und nicht ich! Nun probe deine Macht, du Mann der Herzen, du Räuber der Liebe.“

„Sie gehorchen mir schon!“ lachte Jochaan. „Denn sie wissen besser als du, daß es dort oben in meiner Eiswüste wohnlicher ist, als in diesem gluterfüllten Tal. Wenn du also nicht befehlen willst oder kannst, so will ich sie fragen, ob sie mit mir zu schwerer Arbeit und zur Rettung mitkommen wollen.“

Jochaan aber brauchte nicht zu fragen.

Die vertierten Menschen, denen die einsamen Höhlen des heiligen Berges mit ihren warmen Herdfeuern aus schwarzen, brennenden Steinen unter den jetzigen Umständen wie Hütten des Glücks dünkten, drängten sich noch näher heran und schrien durcheinander, sie wollten sofort mit Jochaan hinaufsteigen.

„Nehmt die Königin mit!“ befahl Jochaan.

„Ich bleibe beim König,“ sagte Aramut unbewegt. Jochaan versuchte in ihren Augen zu lesen, was sie zu dieser Hartnäckigkeit triebe, die Frau aber senkte den Blick. Wohl zuckte in dem Gelehrten die Erkenntnis auf, warum sie nicht mitkommen wollte, doch mußte er nun

hart bleiben. Derartige Erwägungen, die das Herz einer armen Frau bewegten, konnten hier in der letzten Not keine Berücksichtigung finden. Wenn er retten wollte, mußte er hart sein.

Jochaan schaute in die Runde. Seine Sklaven umdrängten ihn voller Erwartung und Hoffnung; sie vertrauten dem überlegenen Geist, der sie zur Rettung führen wollte.

„Ich gehe nicht ohne die Königin,“ erklärte der Gelehrte mit rücksichtsloser Härte. „König, befehl der Fürstin, daß sie sich fügt, sonst befehle ich es. Die Zeit ist furchtbar knapp geworden, Herr, und meine Befehle werden dementsprechend kurz sein.“

Tutmons Auge sprühte. Wollte dieser Sklave mit solcher Befehlshaberstimme mit seinem königlichen Herrn sprechen?

Auch Galmon hatte sich erhoben, die alten stumpfen Augen voller Staunen auf den Baumeister des Königs gerichtet, den er in seiner herrischen Haltung und Sprache gar nicht wiedererkannte. Er trat mit langsamen, schwankenden Schritten auf den Gelehrten zu.

„Mach, daß du fortkommst, Jochaan,“ sagte er freundlich, aber mit einer unzweideutigen Drohung in der tiefen Stimme. „Du scheinst den Verstand verloren zu haben, daß du es wagst, in diesem Tone mit dem Herrn zu sprechen. Darf ich dich daran erinnern, daß du weiter nichts als ein Sklave bist und nur durch die Gnade des Königs dein Leben behalten hast?“

Jochaan legte eine Hand auf die breite Schulter des Feldherrn und lachte ihn gutmütig an.

„Alter Mann,“ sagte er ruhig. „Ich habe keine Zeit mit dir zu verlieren. Wenn du es gut mit der Königin meinst, so bitte den Herrn, er möge sie mit mir gehen lassen, denn ich habe keine Möglichkeit mehr zu bitten, sondern muß jetzt befehlen.“

„Du hast gehört, die Fürstin will beim König bleiben,“ entgegnete der Soldat finster. Jochaan schob ihn zur Seite.

„Ergreift die Königin, Männer!“ befahl er kurz.

Der Aufruhr war da. Machtlos standen die wenigen Männer der Leibwache des Königs inmitten des Haufens der aufrührerischen Sklaven des Jochaan. Neugierig glotzten die armseligen Bürger aus Tulma auf den ungeheuren Frevel, daß sich ein Sklave unter Sklaven erfrechte, gegen den Befehl des Königs die Königin zu rauben. Aber keine Hand rührte sich, dem unglücklichen Fürsten zu helfen.

„Galmon!“ schrie Tutmon mit erstickter Stimme und erhob sich schwerfällig, um die Königin gegen die herandrängenden Sklaven zu schützen.

Da zog der alte Feldherr die Steinaxt aus dem Leder Gürtel und schleuderte sie auf Jochaan. Der Zugriff des Oberpriesters Nephath nach Galmons Arm kam zu spät, aber er hemmte die Wucht des Wurfes ein wenig, der Jochaan gegen die Stirn traf.

Der Gelehrte sah das Beil heranzfliegen, doch hatte er zum Ausweichen keine Zeit mehr.

„Die Dummheit siegt, die ehrliche Dummheit!“ dachte er mit einem Lachen, ehe der dröhnende Schlag gegen seinen Kopf fuhr. Dann war es schwarz vor seinen

Augen, die Menschen um ihn verschwanden in der Nacht; wie fernes, helles Rauschen klang es in seinen Ohren, und dann wurde es ganz still.

Jochaan lag im schmutzigen, zertretenen Kot an der Quelle, und sein Blut rieselte aus den Augen und von der Stirne in die Hände der Königin, die seinen Kopf hielt.

Drohendes Murren rann durch die Menge der Sklaven und verstummte. Die bewaffneten Soldaten scharten sich um den alten Führer und machten Miene, gegen die Knechte vorzugehen.

Die rasche entschlossene Tat des alten Kriegsmannes hatte Eindruck gemacht. Noch war die geheiligte Person des Königs nicht schutzlos der Meuterei seiner Knechte ausgeliefert.

Galmon preßte beide Hände an seine Schläfen, als er zu dem leblosen Körper des Baumeisters trat. Aus seinen Augen rollten die Tränen über eine Tat, die er nie begangen hätte, wenn sein König nicht so verzweifelt nach seiner Treue gerufen hätte! Er winkte den Soldaten zu, sie sollten die Waffen ruhen lassen und kniete neben Jochaan nieder. Ein dumpfes tierisches Heulen drang aus seiner Brust. Die Königin hatte den blutigen Kopf des Gelehrten in ihren Schoß gebettet und küßte die zerschlagenen ausgelaufenen Augen Jochaans.

„Ich habe es nicht getan!“ brüllte Galmon mit überschnappender Stimme. „Jochaan, du bist nicht tot, sprich mit mir, Jochaan, sprich mit deinem alten Galmon, der dich lieb hat wie seinen eigenen Sohn!“ Heulend brach der alte Soldat in die Knie und streichelte zärtlich die schlaffe verkrüppelte Hand des Baumeisters der neuen Erde.

Nephat lauschte in die Ferne, angestrengt und mit verhaltenem Atem. Durch das Donnern der feuerspeien- den Berge klang es wie gewaltiges, helles Rauschen und Brausen. Verdoppelt krachten die Explosionen in der Erde und der Boden wölbte sich auf, als wenn er sich bäumte und aufbrechen wollte.

Aus dem dunkeln Gesicht des Oberpriesters wich die Farbe; fahl wurden seine Lippen, denn das Rauschen bedeutete mehr als das Rauschen eines tropischen Regengusses, das bedeutete die Flut, die von großem Wasser kam!

„Das Meer!“ schrie er auf.

Mit stockendem Herzschlag horchten die Männer an der Quelle auf den furchtbaren Ton. Sie kannten das Rauschen der Flutwellen, die allzuoft an die Küsten brandeten und ihre Opfer forderten unter Mensch und Tier, aber dieser Ton mußte von einer Flutwelle her- rühren, die die Randgebirge der Insel schon überstürzt hatte und die über glühende Lavastrome heranrollte. Sie wußten, daß nur schleunige Flucht in die Berge Rettung bringen konnte und zögerten nicht.

In Windeseile leerte sich der Platz an der Quelle.

Behende wie wilde Tiere kletterten die Menschen den heiligen Berg empor und verschwanden zwischen Klip- pen und Bäumen, in Schluchten und trockenen Wasser- rissen, die die Höhen hinanstiegen in jagende graue Wolken. Es war keine Zeit zu verlieren, denn die Flutwelle kannte keine Gnade und war hurtiger, viel hurtiger als die trägen Lavaströme.

Die Soldaten ergriffen den kranken König und

schleppten ihn mit sich, treue Kameraden packten ihren zusammengebrochenen Feldherrn und stießen ihn vorwärts. Nur die Königin weigerte sich, mitzugehen. Sie blieb allein mit Nephath bei Jochaan, dessen graubärtiges Kinn in den Himmel wies.

Die Knie des Oberpriesters schlotterten vor Furcht. Dennoch hielt er in absonderlicher Treue bei der Königin aus. Aramut sah den Priester mit verwunderten ungläubigen Augen an. Wollte dieser unversöhnliche Feind des armen Gelehrten den Großmütigen spielen, jetzt, wo es zu spät war, jetzt, wo ihn das Beil des Galmon tödlich getroffen hatte?

„Er ist nicht tot, Königin!“ schrie Nephath, als er sah, daß die Fürstin zögerte. „Faß an, Frau! Hinauf in die Berge mit ihm. Ich kann ihn nicht allein tragen, er ist zu schwer.“

Atemlos, gehetzt schleppten Priester und Fürstin den Leib des Baumeisters des Königs hinauf, der rettenden Höhe zu. Mit schmerzender Lunge und wankenden Füßen, halb ohnmächtig vor Überanstrengung, trug die Königin an dem geliebten Mann, dem sie nicht auf den heiligen Berg folgen wollte, weil sie wußte, Zista sei dort, die Königsschwester, die Geliebte des Jochaan. Dumpf klopfte ihr das Blut in den Ohren, und das Herz setzte aus. Aramut sank zusammen und blieb liegen. Nephath warf einen kurzen wägenden Blick auf Mann und Frau.

Jochaan ist erledigt, dachte er finster. Schade um den königlichen Mann. Seine Augen sind zerschlagen und aus den Ohren rieselt das rote Blut. Galmon hat eine

schwere Faust! Die Fürstin aber trägt in ihrem Schoß die Zukunft des Hauses Tutmon. Hier ist die Wahl nicht schwer.

Er nahm die ohnmächtige Frau auf seine Arme und stürzte davon, hinauf zum heiligen Berge, in seinem Rücken das grausige Rauschen, das die Nerven peitschte und die Beine rennen ließ wie die eines Jünglings.

Jeden anderen Ton übertäubend rollte es donnernd heran, ein Meer, das das Meer über das Land schleudert. Mit steiler, hoher Wand brach es durch das Tal von Tulma, ganze ausgerodete Wälder auf dem feuchten Rücken mit sich schleppend, hoch über dem Meer der glühenden Lava das Meer des tropischen Ozeans.

Heißer Dampf brodelte aus der Tiefe hinauf auf Bergeshöhen, wurde vom Sturm gepackt und nach Osten weitergerissen. Explosionen fuhren krachend aus den Fluten auf und erstickten unter neuen Wassermassen; durch Erdspalten stürzten die kalten Ströme in die Tiefe und prallten auf glühendes Magma, so daß Riesenfontänen schneeweißen Dampfes kerzengerade in die trübe Luft stießen, mit den Spitzen umgebogen vom brausenden Gewitterorkan und schnell verweht wie ein böser Spuk.

Rings um das Tal von Tulma kletterten die Reste der Menschheit um ihr Leben. Aber nur wenige erreichten die rettenden höheren Gegenden, die die Flut nicht fassen konnte. Krachend rollte das Meer durch den Urwald der Berghänge und erstickte die verzweifelten Schreie, die niemand hörte.

Unterspült, geborsten neigten sich die Bäume des

Waldes und strudelten als wirre Trümmerhaufen mit der Flutwelle in die brodelnde kochende See nach Osten, wo das gläserne Meer in tollem Lauf hinter Dampf, Wolken und blutigem Rauch hinabtauchte.



---

## DER WEISSE STEIN

Araton blickte vom Sattel seines Pferdes über den im Nebel verschwindenden Meeresarm, der seine Reiter und das Fußvolk auf den Schiffen der königlichen Flotte glücklich nach Nordland hinübergetragen hatte, ehe der Ausläufer der Flutwelle auch durch den stillen Meeresarm gerollt war und die Schiffe vor seinen Augen nach Osten mitgerissen hatte; ehe er sich recht darüber im Klaren war, was geschehen sei! Einige zerspaltene Einbäume saßen hoch in den Klippen fest, und Araton fragte sich unwillkürlich, wie es möglich sei, daß sie dorthin gekommen wären. Die Flutwelle war mit einer Geschwindigkeit herangerollt und ebenso verrauscht, daß dies ganze furchtbare Ereignis dem Fürsten wie ein schwerer, böser Traum vorkam.

„Nun kann ich nicht mehr zurück,“ dachte er. „Jochans Weissagung hat den ersten Riegel vor die Heimat geschoben. Wann wird sich der andere Riegel schließen, der das Tor der Rückkehr für immer schließt! Der Troß mit meiner ganzen Habe und mit der Frau, die ich lieb hatte, sind verloren; der Troß verbrannt, die Frau in

Jochaans Armen. Ich habe nicht gewußt, wie arm ein Fürst sein kann!“

Kalt fuhr der Sturm von Westen durch den Reiterhaufen, der hinter ihm abgesehen im niedrigen verkrüppelten Walde frierend die frierenden Gäule an den Trensen hielt. Auch Araton zog den Tigerpelz dichter über der Brust zusammen und fröstelte. Die Luft war dünn und schneidend, fast noch kälter wie daheim auf dem heiligen Berge. Hier fiel schon Schnee auf niedrigen Gipfeln, und die Vulkane, die auch im Nordland ihre glühenden rauchenden Häupter in den jagenden Wolken bargen, hatten weiße Kronen um die Flammenkerne. Wunderlich schwarze Straßen zeichnete die erkaltete Lava in die reinen glänzenden Flächen, trübes Schmelzwasser rieselte von den eisigen Höhen ins Tal und sammelte sich in Mulden und Schluchten zu häßlichen, übelriechenden Sümpfen.

In einer Niederung stand, von Erdstößen und dem kalten Weststurm wallend und brausend ein großer Binnensee, den die Flutwelle zurückgelassen hatte und der, zwischen Hügeln eingeklemmt, keinen Abfluß finden konnte. Tote Tiere und Menschen trieben mit der Brandung an das unruhige Ufer.

Aratons Mannschaft war verschont geblieben.

Der Fürst hatte sie nach Überquerung des Meeresarmes an den Osthang einer Anhöhe geführt, um sie zu sammeln. Nun war das Wasser verrauscht, als sei nichts geschehen. Rechts und links von ihnen war die brandende See vorübergerollt, ohne daß die Soldaten sie sahen. Nur das ungeheure Rauschen und Brausen

verriet ihnen, daß ein erbarmungsloses Schicksal ganz nahe an ihnen vorübergezogen war, so nahe, daß nur der Flutschatten des Berges sie gerettet hatte, an dessen Osthang die Männer lagerten.

Wie lange noch, dann packte das Schicksal auch sie!

Am Rande des neuerstandenen Flutsees standen Männer und Frauen und zogen neugierig ans Land, was die Wellen herausgaben, hier eine stille Frau, ein Kind oder ein Haustier, dort die roh behauenen Hölzer einer armen Bauernhütte, die irgendwo im Tale gestanden hatte. Ganze Wälder von Holz, das die Flutwelle samt den freigespülten Wurzeln herbeigetragen hatte, stauten sich in wirren Haufen auf den Osthängen der Bucht, tief in den Schlamm des mitgeschwemmten Tiefseetones eingegraben.

Aus dem Nebel ruderte es heran, in geschlossenem Geschwader, mit Trompetentönen und Schnaufen. Mächtige kantige Köpfe tauchten geisterhaft aus dem flatternden Dunst hervor, dicht mit Wolle bewachsene Häupter mit blitzenden, spiralig-krummen Stoßzähnen, die Rüssel hoch über der gelben Flut erhoben.

Mammute und Wollnashörner steuerten aus das rettende Ufer zu wie eine tüchtige sturmerprobte Flotte, tapfere Gesellen der alten Erde, die den Kampf nicht aufgeben wollten, die entschlossen waren, dem Schicksal zu trotzen, solange Muskel- und Lungenkraft es zuließen.

An der Spitze der Herde schwamm ein alter Mammutbulle mit fliegenden Ohren und gelben, gedrehten Stoßzähnen. Wie eine schmetternde Kriegs-

trompete hallte sein Warnruf durch die dunstige Luft und durch den heulenden Sturm. Menschen standen da am Ufer, die unheimlichen Erbfeinde alles Tiergeschlechtes, soweit es frei auf der Erde hauste.

Die Flotte stutzte und drehte ab.

Nach einer anderen Uferstelle richtete das Leittier den Kurs; gehorsam und voll blinden Vertrauens zu der bewährten Umsicht des Alten schwenkten die urigen Schwimmer ein. Nebel und Wolken schlugen jäh über der wunderlichen Flotte zusammen.

Ferner klang das Rauschen und Schnaufen und verstummte.

Langsam trieb in der Brandung heran, was schwach geworden war und den Kampf aufgegeben hatte, was zu jung oder zu alt gewesen war; zwei kleine Wollnashörner und eine uralte Mammutkuh. Versunken war der Rüssel des Riesentieres in der Schlammflut, nur die kleinen zornigen Augen standen starr geöffnet, als wollten sie voller Lebensmut den Kampf allein weiterfechten. Das Ringen dieser Starken war zu Ende, weil es über die Kraft gewesen war. Tapfer streitend waren sie gefallen gegen die unbegreifliche Macht, die sich anschickte, die Erde neu zu machen, gegen die ungeheure mähende Sichel des gläsernen Meeres, die scharf in die reife Ernte schnitt.

Es war kein Kinderspiel, um sein Leben zu ringen in solcher Zeit, die ans den Fugen gegangen war.

Wortlos und vor Freude zitternd fielen die Soldaten über die unerwartete Beute her, die ihnen Fleisch für viele Tage gab. Der Untergang der Tiere fristete den

Menschen eine kurze Spanne Leben. Willkommen war diese Beute, doppelt willkommen, seit der größte Teil des Heerestrosses zusammen mit den Schiffen davon-  
gespült worden war, ehe man ihn ausladen konnte.

Araton sah mit bitterem Lächeln zu, wie seine armen Leute mit hastigem Fleiß die gestrandeten Tiere zerlegten, und wie lautes Streiten und Feilschen um die Verteilung entstand, so daß die Hauptleute mit den Peitschen Ordnung schaffen mußten.

„Wir leben von Stunde zu Stunde, nicht weiter,“ dachte Araton. „Wann wird diese Qual zu Ende sein?“

Einsamkeit!

Wie oft hatte Jochaan von der Einsamkeit des Gedankens gesprochen, die furchtbarer sei als alles äußere Geschehen. Hier fühlte Araton, daß seit seinem Scheiden aus Tulma zwei Menschen ganz einsam geworden waren. Jochaan im Süden, und er im Norden. Jochaan aber war entschlossen, dies nicht zu ertragen; er griff nach der Königsschwester, damit ihn die Einsamkeit nicht erdrückte.

„Alter Freund!“ dachte der Fürst. „Auch ich will diese Einsamkeit nicht allein tragen. Blonde Frauen gibt es droben im Norden, die mir von je gefallen haben, Weil sie meines Blutes sind. Irgendwo greife ich zu, denn ich will mich nicht von der Einsamkeit erdrücken lassen. Wirst du im Süden der König der neuen Erde sein, so will ich es unter dem neuen Himmel des Nordens werden. Jeder von uns hat den eisernen Stab. Wer wird die Menschen mit ihm weiden, du oder ich? Deine Sohne oder die meinen? Ich will durch die Wellen des Schick-

sals hindurchschwimmen, wie du, Baumeister des Königs, königlicher Baumeister, und wie jene tapferen Tiere, die im Nebel verschwanden und entschlossen waren zu leben. Ein neues Geschlecht will ich aus meiner Einsamkeit wachsen lassen!“

Die Züge des jungen Fürsten hellten sich auf, als er dies dachte, seine Gestalt straffte sich im Sattel. Eisernes Schwert und eiserner Wille passen gut zusammen, Jochaan!

„Die Hauptleute!“ rief er in das schwarze Getümmel seiner Soldatentiere hinab, zusammengewürfelt aus allen Geschlechtern und Rassen der Erde, die sich im letzten Lebensasyl der Abessischen Inseln zusammengefunden hatten, der Inseln, die noch heute Abessinien heißen, zu deutsch, die Versammlung der Völker, obschon nur undeutliche Flutmarken in den höchsten Bergen des Gebirgslandes zeigen, daß einst das Meer Tausende von Metern hoch um die Gipfel und Schroffen spülte, Marken, die von der stürmischen Ringflut des mondgetürmten Ozeans in den harten Stein genagt worden waren.

Gehorsam stiegen die Kriegsleute einer nach dem andern zu ihrem Führer empor und nahmen die Marschbefehle entgegen.

Die Kolonnen schlossen sich zusammen. Befehlsworte und Flüche schollen durch den Nebel und Sturm. Die schwarze Schlange von pelzummüllten Gestalten setzte sich in Bewegung. Nordwärts marschierte über schwankenden stoßenden Boden das kleine zusammengeschmolzene Heer des Abessischen Reiches, um Gren-

zen zu schützen, die bald keine Grenzen mehr sein sollten, weil der Zusammenbruch des gläsernen Meeres und der Ablauf der Sintflut alle Grenzen verwischen sollten, weil die Inseln, die jetzt noch flach mit wenigen Bergeshöhen aus der tropischen Meeresflut ragten, bald Tausende von Metern hoch über das Meer emporragen würden als Teile des riesigen Länderblockes Afrika, – ein Rätsel den Menschen der heutigen Tage.

Araton trabte mit der Reiterei voraus, auf strauchelnden, abgetriebenen Gäulen. Ihn jagte eine quälende Unruhe nach Norden, zum weißen Stein des Festlandes, als sei die Zeit erfüllt, von der Jochaan gesprochen hatte.

Von Tag zu Tag änderte sich das Aussehen des furchtbaren Riesenscheines des gläsernen Meeres. Es schien dem Fürsten, als werde der Feuerschein täglich fünfmal schwächer und heller in rascher Folge, als entferne er sich und schösse dann wieder näher an die Erde heran.

Wenn der Schein schwächer wurde, war eine Stille am Himmel bei einer halben Stunde, und wenn er heranflamnte, brauste der Orkan mit verdoppelter Wut durch die Wipfel der verkrüppelten Bäume, rasten die Gewitter toller über die Köpfe der Reiter hinweg, bäumte sich die zermürbte Kruste der Erde wilder unter verzweifelten, krampfhaften Zuckungen auf.

Auch die Soldaten fühlten von Tag zu Tag mehr, daß es zu Ende ging, daß irgendein furchtbares Geschehen dicht bevorstand, das hinter den düsteren Sturmwolken wie ein grausames Raubtier lauerte. In verbissenem Schweigen hingen die Reiter reifbedeckt in den Leder-sätteln, die Köpfe geduckt, wenn der Schein des

kristallinen Meeres näher kam. Gramverzerrt waren die bärtigen, gefurchten Gesichter, wenn sie in die Flammen des Lagerfeuers starrten, und der furchtbare Riesenmond mit unheimlicher Geschwindigkeit durch den Schattenkegel der Erde schoß. Kaum eine Stunde brauchte der schaurige Schein, um wieder flammend am südlichen Himmel hervorzutauchen. Kaum eine Stunde lang schoß er mit abnehmendem Lichte zum östlichen Horizont und nach weniger als vier Stunden stieg er im Westen steil und glühend empor, daß der Boden unter den Hufen der keuchenden, angstschraubenden Gäule sich bog und bäumte. Hier und dort brach der gefrorene Grund krachend auseinander. Dumpfe Schreie hallten anklagend durch die graue brausende Dämmerung. Männer und Pferde stürzten und versanken in die Tiefe, die sich rauchend auftat wie der Schlund der Hölle.

Araton riß seinen Gaul herum. Der Hauptmann, der neben ihm ritt, verschwand in einer Spalte.

„Wieder einer!“ dachte der Fürst. „Die Erde frißt ihre Kinder, die sie erzeugt hat!“

An jedem folgenden Rastplatz fehlten einige Reiter.

Araton versuchte nicht mehr zu zählen und festzustellen, wie viele es waren. Er hastete nach Norden, als sei dort die Rettung ans Not und Untergang, dort, wo sein Freund die Festungen in den weißen Stein gegraben hatte.

„Weiter, Männer! Wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Rauchend stieß der Atem aus fiebernden Lungen in die eiskalte schneidende Sturmluft. Uraltes Festlandseis knirschte unter den Hufen der Tiere, Hunderte von



Metern tief am Urgestein aufliegend und von kristallener Härte. An Bergeshängen grünte noch seltenes Moos, krumme Kiefern und verknorrte Eichen klammerten sich, von entschlossenem Lebenswillen durchdrungen, hier und da in geschützte östliche Felsspalten. Mammutherden trabten über glitzernde Flächen von Weideplatz zu Weideplatz, ab und zu den Augen der nordwärts reitenden Menschen zwischen Nebelfetzen und durch Schneegestöber sichtbar.

Die Männer froren erbärmlich in ihren dicken Pelzen. Eisig drang die dünne, schneidende Luft bis auf die Knochen.

Wieder und wieder kam die Rast am lodernden Lagerfeuer. Araton ging von Gruppe zu Gruppe und verbot die Verschwendung des kostbaren Holzes. Niemand antwortete ihm. Die Männer gehorchten stumm. Niedriger flackerten die Flammen.

Rast und Marsch folgten in kurzem Wechsel, denn die braven langhaarigen Gäule waren ausgehungert und klapperdürri geworden.

Wieder ging es weiter.

Der Fürst ritt am Schluß an verglühenden Holzstößen vorüber, in denen der Sturmwind wirbelte. Einsame Gestalten hockten noch daran, als könnten sie sich nicht von der lebenspendenden Wärme trennen. Erstarrt, in sich zusammengesunken, schliefen sie einen langen, langen Schlaf, der schmerzlos ist und dem kein schauerliches Erwachen folgt.

„Nehmt die Pelze der Männer mit,“ befahl Araton. „Wir werden sie noch gebrauchen können, wie mir

scheint.“ Seine Stimme klang dünn und unwirklich.

Keuchend ging der Atem, jagend schlugen die Herzen unter dem geringen Luftdruck der nördlichen Breiten. So beklemmend wie in diesem Winter war es aber nie gewesen. Das gläserne Meer zog die Gasmassen an sich, die zum Leben notwendig sind wie das tägliche Brot, und seine unheimliche Lichtscheibe kreiste nun schon weiter südlich in wildem Wirbel um die gepeitschte Erde, riß die Luft mit unwiderstehlicher Macht empor, saugte sie zusammen wie einen schmalen steil emporragenden Schlauch, saugte das Meer zu sich herauf und die harte Erde mit ihrem glutflüssigen Kern, türmte am Äquator einen Flutgürtel von Luft, Meer und Land übereinander, der wie eine riesenhafte Schleuse darauf wartete, losgelassen zu werden in einer Katastrophe, so furchtbar, daß ihr Gedächtnis bis auf den heutigen Tag nicht verlöschen sollte.

Weiter trabte Araton mit den Seinen.

Die Männer wußten, daß die Festungen auf dem weißen Stein, auf den kilometerdicken Inlandeisschollen, rettend auf sie warteten, tief eingegraben in gläserne Wände und warm überdeckt mit Eis und Schnee. Pelze, die am Herdfeuer vorgewärmt wurden, warteten da auf sie, und Menschen, die auf Vorposten gegen die Nordmänner standen, und warmes Essen in ihren Eishöhlen aus den Vorräten bereit hielten, die der Baumeister des Königs in jahrelanger Arbeit hatte sammeln lassen.

Vorne stockten die Kolonnen der Reiter. Im Halbschlaf rissen die Hinterleute an den Trensen der Gäule und hoben langsam die gesenkten Köpfe.

Fluchend trabte Araton nach vorne. „Weiter weiter! Was zögert ihr? Seid ihr toll geworden und wollt kurz vor dem Ziel erfrieren?!“ Mit der Peitsche drang er auf die Männer ein.

Stumm standen die Soldaten abgesehen neben ihren Gäulen. Am Wege lag der Feind, hier in dichten Haufen, dort verstreut wie die Schneeflocken auf grauem Eis, erstarrt, besinnungslos, erfroren und verhungert, vernichtet von der erbarmungslosen Kalte des nordischen Landes. Er brauchte kein wärmeres Land mehr zu suchen, kein Axthieb war nötig, um zu erobern, was ihnen Aratons zusammengesmolzene, halb erstarrte Heeresmacht kaum hätte verwehren können.

Die Ernte war reif geworden, auch hier! Die scharfe Sichel des gläsernen Meeres schnitt in volle Frucht, und ihre Ernte war reich.

Suchend gingen die Männer in dumpfem Schweigen von einem Haufen zum andern. Erfroren, tot, lagen die armen, blonden Menschentiere des Nordens vor dem Feind, glashart erstarrt die pelzumnähten Glieder, mit klaren ungebrochenen Augen in den grausamen Himmel starrend, ohne Anklage, ohne Wut, manche lächelnd, andere mit nachdenklichem, stillem Gesicht.

Schaudernd wandte sich Araton ab. Ein Soldat hatte eine erfrorene Frau am Arm gefaßt, um festzustellen, ob das Kind, das unter ihr lag, noch lebte. Jetzt hielt er den abgebrochenen Arm des Weibes in der Hand und stierte halb wahnsinnig vor Schreck und Grauen auf die schmale verarbeitete weiße Hand, die mit verkrampten Fingern aus dem weißen Bärenpelz herausschaute. In

Haufen lagen die Toten übereinander, friedvoll die bärtigen Gesichter, als sähen sie in der Ferne ein besseres Land, ein grünes, sonnenbeschienenes Ufer, das sie im Leben kaum geahnt.

„Antraben!“ knirschte der Fürst mit schlagenden Zähnen. Das Grauen vor dem unerbittlichen Geschick der Erde hatte ihn mit knöchernen Händen gepackt und würgte an seiner Kehle. Die Reiter stiegen mit steifen ungelenken Bewegungen in die Sättel. Manche aber blieben zurück und hockten stumm und bewegungslos neben dem Feind, der so glücklich schlief, als habe er nie um sein Leben gekämpft.

Araton schlug die Männer mitleidslos mit der flachen Klinge aus Jochaans Eisen, er packte sie an den Armen und schüttelte sie, um sie zu wecken, er bat und flehte und schlug wieder in dumpfer Wut auf die bewegungslosen Soldaten ein. Nur selten klang ihm ein Seufzer entgegen, selten nur rührte sich ein hängender Kopf in matter Bewegung.

Zu spät! Wer sich niedergelassen hatte, blieb und schlief ohne Schmerzen ein. – Wer mochte so leise an ihre Schulter geschlagen haben? War es die Frau daheim in der warmen Hütte? War es der kleine vierjährige Junge, der morgens zum Vater in die Bärenfelle schlüpfte und den kleinen runden Kopf an die breite Schulter stieß?

Verzweifelt stellte der Fürst seine Bemühungen ein.

„Wenn ich jetzt auch bleibe, ist alle Qual zu Ende,“ dachte er erschüttert und sah mit hartem, neidischem Lachen aus die glücklichen, stillen Gesichter der Toten.

Warum gebe ich mir solch törichte Mühe, zu retten, was doch untergehen muß?“

Zwei seiner Reiter waren bei ihm geblieben. Mit den Füßen trampelten sie auf dem harten Eis, um sich warm zu erhalten.

„Es nutzt nichts, Herr.“ sagte der eine. „Die Toten reiten nicht mehr mit uns. Laß sie liegen, Fürst! Wir können es nicht ändern.“

„Hört ihr nicht die Toten rufen?“ fragte Araton und beugte sich zu dem Leichenhaufen seiner Feinde. Es war ihm, als klänge es wie ein verhallender Laut einer Menschenstimme darunter hervor, wie ein feines, leises Weinen.

„Nichts nichts, Herr! Die Toten rufen nicht mehr. Komm, lieber Fürst, auf dem weißen Stein, in den Festungen ist die Rettung ans aller Not. Dort ist es warm. Warum willst du hier zurückbleiben, Herr, o komm mit uns, ehe wir erfrieren!“

„Die Toten rufen!“ wiederholte Araton mit versagender Stimme. Der Fürst ließ die Zügel seines Gaules fahren und wühlte sich in den Leichenhaufen hinein, daß es klang, als wühle er in brechendem Glase.

Die Soldaten sahen sich bedeutungsvoll an und nickten traurig. Der Herr war wohl vor Jammer irrsinnig geworden. Das kam in der letzten Zeit so oft vor!

„Faßt an!“ brüllte Araton und der Ton seiner Stimme verhallte im jagenden Weststurm wie in einer leeren Glasglocke.

Gehorsam stiegen die Reiter ab und faßten mit verklammten Händen zu.

Unter dem Berg der erfrorenen Feinde zog Araton ein pelzvermummtes Stück Leben heraus, das sich bewegte und unverständliche Worte sprach.

„Ein Weib!“ sagte der eine der Soldaten.

„Und es lebt!“ der andere.

In mehrere dichte Hüllen von Bärenpelzen gewickelt lag die letzte Überlebende des Nordlandvolkes vor den Reitern des Abessischen Reiches. Eine feine klingende Stimme wie die eines Kindes verriet dem Fürsten, daß unter dem Wall von Erfrorenen sich tatsächlich ein Leben erhalten hatte, vor dem Frosttode geschützt durch die Leiber der Freunde und Verwandten.

„Zista, kleine Zista!“ jubelte Araton, als er die lebendige Beute in den Armen hielt.

Wieder sahen sich die Männer an.

Nun war es sicher! Der arme Fürst war toll geworden. Die kleine Königsschwester lag verbrannt auf dem Passe des Peri, das hatte er ihnen selbst erzählt. Nun hielt der Herr das fremde Kind, das Kind des Feindes für seine eigene Frau! Mitleidig und mißtrauisch schielten die schwarzen Augen nach dem Fürsten.

Araton aber lachte seine Getreuen an, strahlend wie ein glücklicher Junge, der etwas Schönes gefunden hat.

„Seht mich nicht so töricht an!“ sagte er freundlich.

„Vorwärts! Aufgesessen! Wir wollen uns eilen, damit wir meine Reiter bald einholen!“

Araton hob das Pelzbündel vor sich auf den Gaul, der seine ausgefrorenen Knochen langsam in Bewegung setzte und ebenso langsam in Trab kam.

Wie das Pelzbündel zappelte, als stecke wirklich die kleine Zista darin, die um die Kostbarkeiten der ganzen Welt nicht mit ihm nach Nordland reiten wollte! Die Kleine darinnen wollte auch nicht, das war klar. Sie mochte fürchten, sie solle nun geschlachtet werden oder es solle sonst etwas Schreckliches mit ihr geschehen. Blaue angsterfüllte Augen sahen den fremden Mann über einer rot gefrorenen Nasenspitze an, unverständliche flehende Worte drangen unter den Pelzhüllen hervor, die den Mund des Findlings verbargen.

„Zista, kleine Zista!“ lachte der Fürst in die blauen Augen hinein. „Zappele nur, daß du warm wirst, denn du kannst es gebrauchen. Was du für schöne blaue Augen hast, kleine fremde Frau. Und dann noch sehr sehr niedliche Nasenlöcher!“

Neugierig schob er einen Augenblick den Pelz von ihrem Munde weg und hörte, wie ein zorniges Zischen zwischen prachtvollen Zahnreihen hervordrang.

„O weh!“ lachte er übermütig. „Bist du so eine Schlange? Ich wollte dir eigentlich einen Kuß geben, du hübsches Beutetier, doch scheint es mir verfrüht zu sein, ich möchte sonst meinen Mund mit einem blutigen Mal wieder zurückziehen! – Sperre dich nicht so sehr, du bist ja dumm, daß du von mir wegstrebst. Wenn wir zusammenhalten, wird es warm, und ein lebendiger Mann wärmt immer noch mehr, wie ein hartgefrorener Leichenhaufen.“

Wieder sprudelte es mit großer Zungenfertigkeit unter dem Pelz hervor, diesmal klang es schon weit weniger trotzig und sogar ein wenig weinerlich.

„Na ja,“ meinte Araton mit stillem Lachen, als er den Widerstand aufhören fühlte. Die kleine Beute des Todes gab plötzlich nach und schmiegte sich ergeben an ihren Ritter. Besondere Freßlust schien sie in dem Gesicht des jungen Fürsten nicht entdeckt zu haben. Die blauen Augen schlossen sich, und der Kopf sank mit einem tiefen Seufzer gegen die Brust Aratons.

Bald darauf war die gerettete Feindin eingeschlafen.

„Zista schnarcht,“ sagte der Fürst zu dem Reiter, der neben ihm trabte. „Kannst du hören, wie sie schnarcht?“

Der Soldat schüttelte den pelzverhüllten Kopf. Er war zu weit von dem Mädchen entfernt und konnte das Schnarchen nicht hören. Dafür schaute er seinen Herrn verwundert von der Seite an. Solch hohe Fürsten trösteten sich rasch und auf seltsame Weise! War nicht erst vor kurzem seine junge schöne Frau verbrannt? Ein Seufzer kam aus des Soldaten Brust. – Das alles ging ihn nichts an, war ja auch gleichgültig. Wenn nur erst die Festung auf dem weißen Stein den erfrorenen klappernden Leib aufnehmen würde! Unerträglich schüttelte der Frost an der Lebenskraft. Wie abgestorben hingen zu beiden Seiten des Pferderückens die pelzumwickelten Beine.

Die Gäule wurden mit der Zeit munterer, ihre steifen Knochen waren von der Bewegung wieder warm geworden, so daß sie schließlich einen ganz beachtenswerten Trab vor sich brachten und die vorausgeeilten Kameraden einholten.

Araton spürte mit leisem Entzücken die Wärme des fremden Kindes an seiner Brust und lauschte auf die



stillen Atemzüge, in die sich wirklich ab und zu ein kleines Schnarchen mischte.

Neugierig betrachtete er die feingeschwungenen Augenbrauen, denn Augen und Nase hatten sich nun auch in die wärmende Pelzhülle zurückgezogen. Der Fürst drückte in kindischer Freude seinen Mund auf die Gegend, in der er die Wange seines Findlings vermutete und hauchte den Atem warm durch den Pelz. Ein glückliches Lachen rann durch sein Herz, als er einen behaglichen Seufzer zu hören glaubte. Irgendwo tasteten zwei kleine Hände unter der Hülle nach bequemerer Lage und hielten wieder still. Einen unblutigeren Feldzug mit wohlfeilerer Beute hatte er eigentlich noch nicht mitgemacht, obschon er in vielen Winterszeiten mit dem König und Galmon nach Nordland geritten war, um die Reichsgrenzen zu schützen, nach dem Nordland, dessen Lebensgrenzen damals in der Höhe des heutigen Mitteländischen Meeres lagen. Denn jenseits dieser Grenzen war alles Land unter dem starren Panzer der Eiszeit vergraben, lag kilometerdickes Eis auf Bergen und Ebenen, lag der ewige weiße Stein, glashart gefroren in der dünnen, schneidenden Luft, unter der andringenden Kälte des Weltraumes. Der schützende Luftmantel der Erde war vom gläsernen Meer nach dem Äquator weggesogen und ließ den Polargegenden nur eine dünne wirkungslose Wärmedecke.

Wieder trabte der Fürst an der Spitze seiner zusammengescholzenen Reiterschar.

Wie bequem und angenehm ritt es sich hier! Die Erdstöße, die auf dem festen Lande unerträglich ihren

grauenhaften Wellengang über die Länder zogen, waren nun abgedämpft und nur durch ein leichtes und selten anschwellendes Wogen zu erkennen. Dafür klang von nah und fern das reißende Krachen berstenden Eises. Der Ritt führte über einen zugefrorenen Meeresarm, über eine endlose ebene Fläche, deren blendendes Weiß jäh in den fliegenden, kalten Nebel stieß. Immerhin war die Gefahr, in eine der aufgebrochenen Spalten zu stürzen, sehr gering, denn das emporquellende Wasser gefror fast augenblicklich zu schwarzem, durchscheinendem Eis, das schon bei geringer Dicke fest und tragfähig wurde, beinhart gefroren im klirrenden Frost, den die heutige Zeit nicht einmal in der Arktis kennt.

Gestalten mit rauchenden Atemfahnen vor den pelz- umhüllten Gesichtern tauchten überraschend und plötzlich aus dem flatternden Eisdunst auf. Mechanisch griffen die Kriegersleute nach der Axt, mit klammen, steifen Händen und mit erfrorenen Bewegungen. Weißer Dampf stieß aus den Nüstern der abgehetzten Pferde.

„Es sind Freunde!“ rief der Fürst zurück, der vorausgeritten war, das schwarze Schwert des Jochaan hiebbereit in der Rechten.

Ein dumpfer Jubelruf rann durch die Pelzmassen auf den langhaarigen Gäulen. Das war die Rettung aus höchster Not! Die fremden Männer gehörten zu den Besatzungen von Jochaans Eisfestungen auf dem weißen Stein, sie waren die Vorposten des Reiches an der Nordgrenze gegen die weißen Feinde.

„Willkommen, Herr!“ klang es hohl unter bereiften Kappen. „Du wirst in diesem Winter wenig Arbeit fin-

den. Die Nordmänner sind früher gekommen wie sonst, aber es waren wenige, und die Wenigen sind nun auch erfroren, bis auf vielleicht geringe Reste, die aber auch dem Tode verfallen sind. Nur eine Festung haben sie genommen, weil der Hauptmann, der dort lag, nicht aufpaßte, sondern mit seinen Leuten am warmen Feuer schlief. Aber auch die wenigen Feinde, die eingedrungen waren, haben wir nach einigen Tagen überfallen und erschlagen, weil sie es ebenso machten wie der Hauptmann, und schliefen.“

Araton sprang aus dem Sattel und hob seine lebendige Beute vorsichtig herunter.

„Bringe sofort Pferde und Männer in die Höhlen,“ befahl er freundlich. Die dienstliche Meldung des Festungsführers schien ihn nicht zu interessieren, weil er die Wirkung des mörderischen Frostes unterwegs an den Feinden hatte beobachten können. „Es ist ein Wunder, daß wir lebend davongekommen sind!“ fügte er aufatmend hinzu.

„Ja, Fürst!“ entgegnete der Hauptmann. „Ich habe es fast nicht mehr geglaubt, daß du kommen werdest. Der Winter ist in dieser Sonnenzeit grausam, wie er es nie gewesen ist. Denn auch wir wissen es genau, daß in diesem Jahre jeder Späherritt zum Eisestode führen kann. — Wie steht es in Tulma, Herr, und wie geht es Tutmon, dem Herrn König? Ich habe durch einen Boten gehört, er sei krank und könne in dieser Winterszeit nicht selbst kommen.“

„Später,“ erwiderte Araton müde. „Es ist Leid genug, was ich dir erzählen muß. Jetzt müssen wir hinunter an

dein warmes Feuer, sonst erfrieren wir vor der Festung.“

Wie ein Spuk verschwanden die Reiter, einer hinter dem anderen, unter dem Eis. Sie kannten ihre Stollengänge und Unterkunftsräume aus den vergangenen Jahren und wußten, daß sie herrlich warm waren, wenn sich die Menschen und Tiere darinnen zusammendrängten.

Araton sah sich um und lächelte zufrieden. Das Schneefeld war leer, die Reiter gerettet! Nun konnte er an sich selbst denken, wenn auch nicht lange, denn er dachte mit banger Sorge an sein Fußvolk, das den gleichen Weg nach Norden marschierte wie die Reiterei es getan hatte. Zu ihnen mußte er zurückkehren, sowie die erstarrten Glieder aufgetaut waren und der nagende Hunger gestillt. Auch seinen Schützling, die lebendige Beute, mußte er versorgen. Das Mädchen in seinen Armen bewegte sich und versuchte, sich in seinen Pelzhüllen auf die andere Seite zu drehen, und als es nicht ging, wurden die Bewegungen sehr lebhaft, so daß Araton deutlich die ungnädigen Püffe fühlte, die seine neue Zista austeilte, um ihren Willen durchzusetzen.

„Das geht nicht, kleine Braut!“ lachte der Fürst. „Die Pelzwickel sitzen zu fest, und ich bin nicht schuld daran, wie du zu glauben scheinst.“

„Hast du deine Frau Fürstin mitgebracht, Herr?“ fragte der Festungshauptmann. „Sie ist herzlich willkommen, nicht weniger herzlich als du! Es muß für eine zarte Frau eine bittere Reise gewesen sein, und es ist ein Wunder, daß sie durchgekommen ist. Doch nun stehen ja für dich und sie die warmen Räume bereit, die sonst

für den König und seinen Hof bestimmt sind, nicht so schon und prächtig wie in Tulma, der reichen Stadt, aber behaglich und wohnlich, und niemand merkt, daß unter den Brettern der Wände und des Fußbodens der klirrende weiße Stein sitzt.“

Vermummte Posten tauchten im ziehenden Nebel auf und verschwanden schnell, von der Dunkelheit aufgeschluckt wie graue Gespenster. Der Hauptmann ließ die Wachen gehen, wie es seine Pflicht war, unbekümmert darum, ob der Feind kommen würde oder nicht. Es konnten noch verzweifelte, versprengte Reiter der Nomaden vorhanden sein, und auch diesen mußte der Zugang nach Süden verwehrt werden!

Araton stieg mit seiner Beute über Stufen von schmutzigem Eis in die Tiefe. Mit einem Schlage hörte das Brausen des nordkalten Sturmes auf, tiefe beruhigte Stille rauschte in seinen Ohren zwischen den trübglitzernden Eiswänden, überraschend, beglückend! Ein Gefühl des Entzückens über seine Geborgenheit durchrauschte den Fürsten wie ein Strom überwältigender Freude, die buchstäblich niederbeugte, weil der Gegensatz zu groß war. Die gepeitschten Nerven entspannten sich mit einem Ruck. Taumelnd und nicht allein wegen des Erdbebens, trat Araton in die Königszimmer ein, in denen er von nun an König sein sollte.

„Wenn ich gegessen und getrunken habe, will ich ein frisches ausgeruhtes Pferd aus deinem Stalle haben,“ befahl er dem Hauptmann auf der Schwelle. „Dazu einige Männer der Festungsbesatzung mit guten Gäulen und mit Fackeln, Lasttiere und etwas Holz aus den Vorräten.“

Ich weiß, daß du nicht gerne das kostbare Holz hergibst, aber die schwarzen brennenden Steine, die Jochaan hierher hat bringen lassen, kann ich bei Sturm auf freiem Felde nicht brauchen. – Ich will zu den Männern zurückreiten, die die Reise nach Nordland zu Fuß machen müssen und will versuchen, sie zu finden. Vielleicht gelingt es mir, sie vorwärts zu treiben nach den rettenden Festungen, wenn die Aussicht dazu auch gering ist.“ Der Hauptmann verneigte sich tief und verschwand.

Araton durchschritt das niedrige Zimmer, in dem er so oft beim König zum Vortrag und zur Meldung gewesen war, und trug die sonderbare lebendige Beute in das Schlafgemach. An kleinem Feuer von glimmenden Kohlen lagen runde glatte Feldsteine, vorsorglich zur Erwärmung der Betten bereitet. Ein Rauchfang über dem Herde leitete die Brandgase durch die meterdicke Decke von hartem Eis nach der Außenwelt.

„Nun will ich dich auspacken, kleine Frau,“ sagte der Fürst ernst und sachlich. „Halte schön still, denn ich will dich in ein angewärmtes Bett stecken, das du auch ganz allein haben sollst; das meine steht da drüben. – Ich will doch sehen, was ich mir in der eisigen Winternacht aufgegriffen habe. Nach den rosigen Nasenlöchern zu urteilen, habe ich Glück gehabt. – So – Drei Pelze übereinander hast du an, meine Blonde. Und dann noch ein ganzes Wams aus weichem Marderfelle, und, verzeihe meine Neugier, Hosen aus weißer Leinwand! Wo mag dein Vater den Stoff dazu erobert haben? Er hat nicht schlecht für dich gesorgt, das muß ich sagen, warst

sicher sein Sonnenschein, wie die richtige Zista im Königshofe von Tulma! – Zappele nicht, sonst kommst du nicht ins Bett, kleiner Dummkopf, – Ja, warmes Essen bekommst du auch; habe nur Geduld!“

So redete der Fürst auf die Nordlandfrau ein, die kein Wort von dem allen verstand, aber die deutliche Empfindung hatte, daß der fremde große Mann es nicht böse mit ihr meinte.

Auch sie begann bald zu plaudern, unbekümmert darum, ob der sonderbare fremde Soldat und Feind sie verstand oder nicht. Araton antwortete ebenso unbekümmert, zog ihr die dreifache Pelzkappe von den blonden Haaren und schaute ehrlich entzückt auf das frische liebe Gesicht der Tochter des Reichsfeindes. Sie sah seiner Zista zwar nicht ähnlich, war aber nicht übel anzusehen.

Glücklicherweise gab es hier keinen Jochaan, der sie ihm wegnehmen konnte!

Ein Schatten lief für kurze Zeit über des Fürsten Züge. Dann aber lachte er wieder unbekümmert.

„Zista heißt du von heute an,“ sagte er und hob das Mädchen in das Lager von dicken angewärmten Pelzen. „Hoffentlich hast du mich verstanden, und wenn nicht, will ich es dir mit der Zeit schon beibringen. Soll ich dich jetzt schon feierlich fragen, ob du einwilligst, des Fürsten Araton Fran zu werden? Du mußt diesmal schon selbst darüber entscheiden, denn dein armer Vater ist tot. Außerdem hatte er eine solche Frage vermutlich mit der Axt beantwortet. Aber ich sehe ein, daß diese Frage verfrüht ist. Ich muß dir erst den Hof machen und

den Kopf nach Kräften verdrehen. Das habe ich nämlich in Tulma schon geübt. Mit und ohne Erfolg, wenn du es gerne wissen mochtest. – Da hast du warme Steine, kleine Frau, lege sie dir auf den Leib, wenn du mir den Ausdruck erlaubst – er war in Tulma nicht hoffähig – oder an die Füße, wohin du willst. Jawohl, die Nase wische ich dir auch ab, die taut natürlich nach der mörderischen Kalte wie ein Eiszapfen am warmen Ofen.“

Obschon das Nomadenmädchen nicht ein Wort verstanden hatte, fing es an zu lachen, daß der schlanke Leib unter der Bettdecke schütterte. Schließlich sprach es einige Worte, lachte wieder und hielt dem jungen Fürsten den roten Mund hin, wenigstens nahm Araton dies an. Er ließ die stumme, aber nicht mißzuverstehende Aufforderung nicht zweimal an sich ergehen, sondern küßte den freundlichen Mund, bis kräftige, feste Fäuste ihn vor die Brust stießen und gegen das zuviel, wenn nicht überhaupt, Einspruch erhoben.

Aufatmend gab Araton die Lippen des Mädchens frei.

Dann legte er den Kopf an des Mädchens Brust und lachte weiter, bis mitten im Lachen der beiden jungen Menschen der Koch der Festung an die Bretterwand trommelte und um Einlaß bat.

„Ich habe achtmal geklopft, Herr,“ entschuldigte er sich wegen des ungebührlichen Lärmes und schielte mit pfiffigem Lächeln nach dem Bett, in dem jemand kicherte und lachte.

„Ja, ja!“ sagte Araton an der Tür. „Ich war vorhin ein wenig taub, daran war aber die Fürstin schuld! Sie muß



mir wohl die Ohren zugehalten haben, weil sie ganz kalt waren.“

Der Koch war ein alter erfahrener Mann und wußte, daß es mit jungen Leuten so war. In den Jahren war ihm selbst das Essen oft angebrannt, weil ihm auch jemand die Ohren zugehalten hatte. Das war zwar lange her, aber er erinnerte sich trotzdem mit Vergnügen daran.

Die Tür schlug zu, und der Koch wanderte mit seinen Gedanken in die Küche zurück, während der Fürst seine neue Eroberung mit warmer Suppe fütterte.

„Erst zutraulich machen, und dann feste zufassen,“ dachte er dabei übermutig.

Als er an sich selbst dachte und mit Heißhunger die Reste des langentbehrten warmen Essens verzehrte, merkte er, daß die neue Zista ohne Dank eingeschlafen war, mit freundlichem, stillem Gesicht, wie ein geborgenes Kind, und daß die leisen, komischen Schnarchtöne gemütlich aus den Kissen klangen.



---

## SINTFLUT

Vorsichtig, auf den Zehenspitzen, schlich der Fürst aus dem Schlafzimmer und stieg, in dreifache Pelze gehüllt, an die Oberwelt.

Dort stand der Hauptmann der Festung im eisumwallten Hof bei mehreren Pferden, die für den Ritt nach Süden zu den Fußtruppen des Abessischen Reiches mit warmen Decken eingehüllt waren. Fackelträger standen frierend dabei und leuchteten den Männern, die den Fürsten auf seinem Ritt begleiten sollten.

Ein unheimlich ungewohnte Stille lag über der Festung aus weißem Stein, kein Erdbeben erschütterte die kilometerdicke Eisscholle, in die sie eingegraben war, und nur der Weststurm heulte in gewohnter Wucht über die Köpfe hin, untermischt mit Schnee und Hagelschloßen. Es war fast, als habe sich der Wind ein wenig nach Süden gedreht, denn er schien wärmer zu sein, als vorher. Araton schüttelte den Kopf. Wind aus Süden gab es überhaupt nicht. Es mußte ein Irrtum sein! Außerdem war es so dunkel, daß eine einwandfreie Feststellung in dieser Hinsicht nicht möglich war.

„Es will nicht hell werden, Herr, obschon es inzwischen zweimal hätte hell und dunkel werden

müssen,“ sagte der Hauptmann betreten. „Dort im Süden steht es schwarz und dick wie eine undurchdringliche Wand, und statt des Lichtes der Sonne und des gläsernen Meeres hängt es am Himmel wie ein härener Sack. Ich bitte dich zu warten, bis sich die Finsternis verzogen hat; es kann ja nicht mehr lange dauern, obschon ich mir diese Erscheinung nicht erklären kann! Du weißt Herr, wir Nordmänner fürchten uns nicht vor Nacht und Sturm, aber der Anblick des schwarzen Himmels treibt mir das Grauen über den Rücken!“

„Noch viel sonderbarer scheint mir zu sein, daß das Erdbeben schweigt,“ entgegnete Araton. „Kommt das hier häufiger vor, oder ist auch dies neu?“

„Auch das ist noch nie gewesen, Herr.“ Araton sah verwundert und bedrückt in den nachtschwarzen Himmel. Pfeifende Laute zogen durch die unsichtige Luft wie Stimmen böser Geister, zischend glitt es vorüber wie pfeilschnelle, tödliche Geschosse. Hier und da schlug es mit grauenhafter Wucht ein, ohne daß man sehen konnte, was es war und wo der Einschlag erfolgte.

„Es find faustgroße Hagelstücke, Herr,“ erklärte der Hauptmann. „Ich habe soeben eins aufgelesen, das im Scheine der Fackeln niederfiel, zackig und mit scharfen Kanten, und so eiskalt, daß ich es sofort von mir geworfen habe, weil ich glaubte, ich mußte mir die Hände verbrennen.“

Araton schüttelte den Kopf. Faustgroße Hagelstücke? So etwas gab es doch nur in Ausnahmefällen, bei schweren tropischen Gewittern, soviel ihm bekannt war; im Norden dagegen nie! Heute aber schienen sie in großen

Mengen vom Himmel zu fallen, und ihre Geschwindigkeit ließ die finstere Luft stöhnen und winseln.

Mit surrendem Ton zuckte es dicht über die Männer hin, daß man den Luftdruck spüren konnte.

Den Lederschild über den Kopf erhoben ging der Fürst durch das Tor vor die Festung. Er sah ein, daß bei dieser Finsternis nicht daran zu denken war, seinen armen Soldaten entgegenzureiten. Eine quälende Sorge beschlich ihn im Gedanken an die vielen braven Männer, denen er nicht helfen konnte.

Zögernd folgten ihm die Krieger der Festungsbesatzung mit ihren Fackeln. Die Pferde blieben zurück und schnaubten vor Angst. Ein unsichtbares Geschloß schlug dumpf gegen den Leib eines Gaules, der sofort zusammensank und nicht wieder hochgebracht werden konnte. Sklaven führten die übrigen Tiere schnell in die Ställe von weißem Stein zurück.

Inzwischen wanderten die Männer mit erhobenen Schilden bei Fackelschein über gleißenden Schnee.

„Wo willst du hingehen, Herr?“ fragte der Hauptmann besorgt.

„Nach Süden, wo die niedrigen Hügel des festen Landes emporsteigen,“ erwiderte Araton. „Dorther müssen meine Soldaten kommen, wenn sie überhaupt kommen. Außerdem ist es nicht weit dahin und wir haben die Möglichkeit, schnell zurückzukehren, wenn der Hagel schlimmer wird. – Es ist so unheimlich still unter unseren Füßen, als sei die Erde ihres Tanzes endlich müde. Ich wollte fast, das Erdbeben setzte wieder ein, wie es gewesen ist.“

„So will ich dich führen, Herr,“ sagte der Hauptmann und setzte sich an die Spitze des kleinen Trupps. „Ich kenne den Weg auch bei dunkler Nacht. Doch glaube ich, wir müssen sehr, sehr vorsichtig sein, denn ich weiß nicht, was geschehen ist. – Ich fürchte fast, Herr ...“ Der Hauptmann beendete den Satz nicht.

„Was fürchtest du?“ fragte Araton und fühlte, wie ein Druck in seiner Kehle saß. Er merkte, daß er Angst hatte, einfach unmännliche fürchterliche Angst, wie er sie noch nie gekannt.

„Ich fürchte,“ fuhr der Hauptmann langsam fort, „wir werden das feste Land nicht mehr finden, Herr, denn es scheint mir, als ob wir auf dem Wasser treiben. Ich weiß nicht, warum ich das glaube, aber ich muß es sagen.“

„Auf dem Wasser treiben?“ wiederholte Araton und dachte mit Erschauern an die Weissagungen des Jochaan und an die Scherze, die er selbst beim Abschied mit der treibenden Eisscholle gemacht hatte. „Stehen wir nicht fest auf gefrorenem Inlandeis? Und wo sollte das Wasser herkommen, das eine solche Riesenscholle von weißem Stein emporhebt?“

„Ich weiß es nicht, Herr,“ entgegnete der Hauptmann mit schlagenden Zähnen. Auch ihn hatte die Angst gepackt. „Ich kann es mir nicht erklären, aber ich glaube sicher, wir treiben vor dem Sturm nach Osten, vielleicht gar nach Nordosten, wenn es nicht so dumm wäre, eine solche Richtung für denkbar zu halten. Wir treiben ab, wer weiß wohin?“

Schweigend hasteten die Männer vorwärts, geduckt,

die Schilde über den Köpfen erhoben und die glostenden Fackeln auf das Eis gesenkt.

Mit Sirenengeheul schnitt der furchtbare Ton des fallenden Hagels durch die Nacht, dumpf knallte es rings in den Schnee und übersprühte die Männer mit Eiskristallen. Schräg von Südwesten zogen die singenden Geschosse fast waagrecht heran und trafen hier und da auf ein Lederschild, daß es dumpf krachte und den Träger aus dem Gleichgewicht brachte und niederwarf.

„Festhalten die Bretter!“ schrie Araton, als wieder einer der Soldaten stürzte und sich nur mühsam wieder erhob. Sein Schild war zerbrochen wie eine dünne Schale. Die Hagelbrocken, so groß wie Männerköpfe, gezackt und aus trübem, glitzerndem Eis, rollten über den Schnee.

Eben wollte der Fürst die Rückkehr anordnen, als der Ton des luftzerpflügenden Hagels ferner klang und verstummte.

„Es geht vorüber, Männer,“ tröstete Araton die Soldaten. Weiter tasteten die Wanderer durch die Nacht.

Die rote Glut der Fackeln leuchtete nur eine kurze Wegestrecke, deshalb war jeder Schritt gespannt und voller Erwartung, was der nächste bringen werde.

Nichts als Eis, rot beleuchtetes Eis glomm den Männern in kristallinischem Flimmern entgegen, wirbelnd fiel der Schnee aus schwarzer Höhe. Schnaubend brach ein riesiges Tier mit hoch erhobenem Rüssel aus der Dunkelheit, rannte im Trab dicht an den erschrockenen Menschen vorüber und verschwand wie eine Geistererscheinung.

„Ein einzelnes Mammut!“ wunderte sich Araton. „Das ist mehr als sonderbar! Wo in aller Welt mögen die anderen Tiere seiner Herde sein?“

Niemand antwortete dem Fürsten. Aber das Grauen saß jedem im Nacken wie ein böser Alp. Hatte das Tier seine Herde verloren? Und warum? Diese Dickhäuter waren klug, fast so klug wie die Menschen und in manchen Dingen sogar klüger. Diese wollebedeckten Riesen verloren den Anschluß an die Ihren nicht ohne zwingenden Grund. Die Dunkelheit allein konnte nicht daran schuld sein, das wußten die Jäger und Soldaten ganz genau.

Es mußte einen anderen Grund haben, aber welchen?

Weiter, weiter! Wo waren die niedrigen Hügel des festen Landes? Waren sie irre gegangen? Hatten sie den Weg verfehlt?

Der Hauptmann hielt an und stieß einen Schrei aus. Seine Arme breitete er rückwärts, um die Männer ebenfalls zum Halten zu bringen. Sein braunes Gesicht war vor Angst und Grauen verzerrt.

„Ich höre die Stimme großer Wasser, wie das Rauschen eines Meeres!“ sagte er mit heiserer Stimme.

Atemlos, mit verkrampften Leibern, eng zusammengedrängt vor tödlichem Grauen lauschten die Menschen in den brausenden Sturm.

Araton nahm einem Soldaten die Fackel aus der Hand und ging zögernd weiter, Schritt vor Schritt, vorsichtig, tastend.

Wie ein Rauschen und Quirlen, Branden und Strömen klang es ihm unheimlich entgegen, doch schien es aus



großer Tiefe zu kommen, als grolle unter seinen Füßen ein gigantischer Brunnen.

Wieder hielt er inne und lauschte. Ja, aus der Tiefe kam das Klingen des Wassers! – Weiter tastete der Fürst mit weit vorgestreckter Fackel.

Plötzlich fiel ihr Feuerschein ins schwarze Nichts! Senkrecht ging ein Abgrund in unbekannte, grausige Tiefen.

Der Fürst schrie vor Entsetzen gellend auf. Die Fackel fiel aus seiner Hand und brannte einen nassen Fleck in den Schnee, ehe sie zischend erlosch.

„Jochaan, Jochaan!“ rief Araton verzweifelt.

Der Hauptmann sprang zu und hielt den wankenden Herrn mit den Armen umschlungen. Beide Hände krampfhaft vor das Gesicht gepreßt stand der junge Fürst und schluchzte fassungslos.

„Warum rufst du den Baumeister des Königs, Herr?“ fragte der Hauptmann erschüttert.

„Weil die Zeit erfüllt ist,“ entgegnete Araton. Seine Hände fielen herab. Seine Augen schauten weitgeöffnet in die Finsternis. Stand da nicht die helle Gestalt des Freundes und winkte mit der verkrüppelten Hand?

Der Hauptmann trat zögernd an den Abgrund und leuchtete mit einer anderen Fackel hinab.

In schwarzer, unergründlicher Tiefe, unsichtbar und schauervoll, gluckste das trübe Wasser um die schwimmende Riesenscholle von weißem Stein. Aus allen Spalten der Erde schoß das Grundwasser in schmutzigen Brunnen und Springquellen empor, rauschend brandeten unendliche Ströme aus der Nacht heran, unge-

heure Wasserfluten, doppelt unheimlich und furchtbar, weil man sie nicht sehen konnte. Wasser, endlos rinnendes Wasser stieg unaufhaltsam aus verborgenen Tiefen und hob die Riesentafel von Inlandeis vom Grundgebirge ab, daß sie schwamm wie ein Floß.

Wieder gellte ferner Sirenton grauenerregend durch den heulenden Südwestorkan, bald wie ein helles, seines Klingen, bald wie das tiefe Tuten einer Posaune, schwellend und verklingend.

„Woher sind diese Stimmen vom Himmel?“ fragte der Hauptmann und trat vom Abgrund zurück. Sein Kinn hing herab. Die Lippen waren grau.

Araton richtete sich auf. Seine verzerrten Züge glätteten sich, als fiel die Angst von ihnen ab. Hell glaubte er die Stimme seines Freundes zu hören!

„Die Stimmen vom Himmel sagen uns, daß die Zeit erfüllt ist,“ entgegnete er mit fester, fast freudiger Stimme. „Die letzten Tage des gläsernen Meeres sind gekommen. Es stürzt herab, es fällt auf die Menschen, auf die Tiere, es streut seinen Hagel über die ganze alte Erde, um sie neu zu machen. Wir müssen zurück Hauptmann, zurück, so schnell wir können. Meine Soldaten, die ich suchen wollte, sind dem Schicksal verfallen. Ich kann sie nicht mehr retten. Jochaan hat den zweiten Riegel vor die Heimat geschoben! Wir können nicht zu meinen Soldaten und sie nicht zu uns gelangen. Ob sie sich retten werden, weiß ich nicht. Wir aber wollen versuchen, uns selbst zu erhalten. Zurück also in Jochaaus sichere Festung auf dem weißen Stein! – Was sagte Jochaan, als er uns die Festungen baute, und lachte

dazu? ‚Ich will euch einen weißen Stein geben!‘, sagte er nicht so?“

Der Hauptmann konnte nicht mehr antworten, denn die Männer mußten nun um ihr Leben rennen. Hagelblöcke von Zentnerschwere prasselten mit furchtbarem bis zum Schlusse sich steigendem Heulen allenthalben krachend nieder. Schmutziger Schlammregen klatschte hier und da hoचाusspritzend in den weißen Schnee, daß eine Lache von Blut stehenblieb und langsam weiterfraß.

Vernichtend prallten einzelne Geschosse in die Gruppe der dahinlaufenden Männer und rissen Todesgassen in den Menschenrest der letzten Tage der alten Erde.

Kein erhobener Schild schützte mehr den, den der Tod packte.

Fünf Soldaten und der Hauptmann fehlten, als Araton mit den beiden letzten Soldaten mit ausgebrannten Lungen unter dem schützenden Eis der Festung in den Stollen lag. Das Krachen der aufprasselnden Hagelmassen scholl dumpf und schauerlich bis in die stillen Eishöhlen hinab, verstummte für kurze Zeit, um erneut mit verstärkter Wut zu beginnen. Selbst der nervenzermürende Sirenton der himmlischen Geschosse drang durch die dicke Decke des weißen Steins, daß die Haare sich vor Entsetzen sträubten und die Kinnladen aufeinanderschlugen.

Zusammengekauert saßen die Soldaten und ihre Weiber und Kinder in den kristallinen Unterständen und horchten auf die Stimmen der Sintflut, die unter

und über ihnen brandeten und heulten wie Stimmen wütender Teufel, wie das Gebrüll wilder, böser Geister, die nach Resten von lebendigen Wesen suchten, um sie zu vernichten.

Leise, majestätisch begann die kilometerstarke Eisscholle zu atmen wie ein Riesenschiff auf gigantischen Wogen. Steuerlos trieb das mächtige natürliche Fahrzeug auf der schneller und schneller steigenden Sintflut nach Nordosten.

Araton saß in den nächsten Tagen am Eingang des Stollens, der in die Eisfestung führte und blickte in die schwarze heulende Nacht. Eine Abteilung Soldaten arbeitete ununterbrochen mit Ablösung, um die gefrierenden roten Schlammmassen nach außen zu schaufeln, die hineinrieselten und den Gang und die Treppe zu verschütten drohten. Zehner von Metern hoch lagerte sich der Eisenschlamm des aufgelösten und zertrümmerten Mondes auf der Scholle von weißem Stein und bildete einen wachsenden Schutzpanzer über der Festung des Jochaan gegen die niederschmetternden Felsen und Erzblöcke aus dem Kern des zerrissenen gläsernen Meeres. Aber auch dieser Panzer hätte der Festung vielleicht wenig genutzt, wenn die himmlischen Geschosse nicht die Neigung gezeigt hatten, nahezu waagrecht niederzugehen und damit den größten Teil ihrer lebendigen Kraft für den senkrechten Durchschlag zu verlieren.

Von Stunde zu Stunde mußten neue Stufen in den gefrorenen Schlamm geschlagen werden, um in der Nähe der Oberfläche zu bleiben, von Stunde zu Stunde wuchs die Höhe der Stollentreppe. Unermüdlich wühlten die

Soldaten in Schlamm und Eis, am Eingang des Königsflügels, wie an dem der Mannschaftsunterstände, sie kämpften zäh und erbittert um Luft und Leben, um das Fortbestehen der menschlichen Rasse. In der Ferne glühte ein schwacher Feuerschein auf, der im Kreise um die Festung herumzulaufen schien und einmal stark und einmal schwach leuchtete.

„Ein Feuerberg ist es wie der Peri,“ dachte der Fürst mit Schauern. „Nur dieser hier dreht sich um sich selbst oder er läuft vielmehr in einem großen Kreis um uns herum! – Oder sollte sich die Eisscholle mitsamt meiner Festung drehen?“

Ungemessen und ungekannt glitt die Zeit in ewiger Dunkelheit dahin. Der Sturm heulte nun von Süden heran, statt von Westen, aber er war nicht mehr eisig kalt, sondern stieß warm und lind in den Stolleneingang um des Fürsten Kopf.

Seltener prasselte der zentnerschwere Hagel auf die Scholle nieder, dafür regnete es fast ausschließlich Schlamm und Dreck, der aussah wie Blut und Rost. Die ganze Festung war nun bergehoch damit überdeckt. Immer näher kam der Feuerberg und warf seinen matten Lichtschein durch die schlammerfüllte Luft. Mitunter konnte der Fürst die gewaltigen, blutigen Feuergarben erkennen, die aus dem Vulkan drangen. Von Stunde zu Stunde, vielleicht auch von Tag zu Tag – wer wußte es? – schien der Berg zu sinken, oder die kreisende Eisscholle zu steigen. Ganz nahe mußte sie an dem flammenden Berge sein, der jetzt nicht mehr als Berg erschien, sondern als flache Insel.

Donnernd stiegen die Feuersäulen bald aus der Meeresfläche hervor, geschäftig brandeten die Wasserfluten in den offenen Krater und fuhren unter unerhörten Explosionen als Dampf und kochender Schlamm wieder in die Nacht empor. In schweren Hieben krachte es von oben auf die Eisscholle. Die schwimmende Festung schaukelte und schwankte in langsamen atmen- den Bewegungen. Finstere Nacht war es wieder, seit der Vulkan ertrunken war, seit die Riesenflut des Welt- unterganges seine Glut ersäuft hatte. In undurchdring- licher Finsternis trieb der weiße Stein mit seiner lebenden Menschenlast nach Nordosten dahin, und der heulende Süd Sturm warf weiter unendlichen Schlamm- regen über Jochaans Festung, daß die Stolleneingänge kaum noch offengehalten werden konnten. Einmal gab es einen furchtbaren Ruck, der Araton in den Stollen zurückschleuderte, so daß er fast die ganze Eistreppe hinabrollte. Hinter und vor ihm her kollerten die braven Soldatentiere.

„Der weiße Stein sitzt fest,“ sagte Araton, als er wie- der auf den Beinen stand. „Haltet den Stolleneingang offen, bis ich wiederkomme.“

Er stieg vorsichtig mit schmerzenden Gliedern die Stufen hinauf und trat zögernd ins Freie. Der Schlamm- regen war dünner geworden, warm brauste der Süd- sturm um seine Ohren, fast heiß konnte man ihn nennen nach der furchtbaren Kälte, die er hatte ertragen müssen, als er nach Nordland ritt. Schwarz war die schreckliche Nacht, selbst die Vulkane der Erde schienen in den Wassermassen der unbegreiflichen Hochflut ertrunken

zu sein, die sich unaufhaltsam nach Norden über Länder ergoß, die noch keines Menschen Fuß betreten hatte, weil früher Luftmangel und Eiseskälte jedes Leben unmöglich gemacht hatte. Jetzt atmete der Fürst tief und gierig eine dichte, warme Lebensluft ein, und nur die orkanartige Geschwindigkeit, mit der sich die im Monduntergang losgelassenen Luftmassen vom Gleicher nach Norden ergossen, nahm ihm mitunter den Atem weg.

Die Eisscholle begann zu stoßen und zu schwanken. Irgendwo krachte es wie eine gewaltige brechende Glasplatte. Die riesige Scholle mußte geborsten sein!

„Gut, daß ich es nicht sehen kann,“ dachte der Fürst. „Vielleicht ist es ganz nahe, vielleicht aber auch sehr weit.“

Vergeblich suchte der einsame Wächter der Sintflut die undurchdringliche Dunkelheit zu meistern, Schlammregen rieselte an seinen Kleidern herab, Schmutzbäche, die im Gegensatz zu der warmen Luft eisig kalt waren. Trotzig, mit zusammengebissenen Zähnen stand der Fürst vor dem Stollen.

Da huschte ein feuriger Schein mit blauem, sprühendem Licht schräg durch die Schwärze, und ein unheimliches Heulen wie von Tausend und Abertausend Sirenen folgte dem grausigen Schein, lange nachdem er erloschen war. Fern dröhnte ein krachender Aufschlag durch die Nacht, als sei ein Berg vom Himmel gestürzt. Da packte den Fürsten ein nie gekanntes Grauen, er stieß einen gellenden Angstschrei aus und stürzte sich kopfüber in den Stolleneingang. Seine Sol-

daten halfen ihm, sich zu erheben. Sie wußten nicht, was der Fürst draußen gesehen hatte, aber den heulenden Ton des vom Himmel stürzenden Berges hatten auch sie wahrgenommen.

Stieren Auges wankte Araton mit schlotternden Knien an den Männern vorüber, stolperte die endlosen Stufen hinab und trat taumelnd in sein Wohnzimmer, dessen Wände schwankten und stießen, als sollten sie zerbrechen. Ein tiefes Aufstöhnen rann durch die Urscholle. – Dann war es totenstill.

„Die Festung treibt wieder!“ dachte Araton und sank fast besinnungslos auf seine Bärenfelle. „Sie hat irgendwo festgesessen. – Nun geht die tolle Reise weiter ... weiter!“

„Araton!“ rief die Stimme seiner jungen Frau und Fürstin aus dem Schlafraum. Den Namen des Gatten kannte sie schon.

Als niemand antwortete, erschien die Nordlandfrau in der Tür und blickte voller Staunen auf den schmutzbedeckten Mann, der wie leblos mit vor Entsetzen entstellten Zügen in der Ecke auf den Pelzen lag. Aratons Frau trug ein neues Kleid aus weißer Wolle, das sie sich aus den Beständen der Festung angefertigt hatte, um die Hüften hatte sie sich einen Ledergürtel ihres Mannes gebunden. Die weißen Füße steckten in warmen Pelzschuhen, und um den Kopf trug die junge Fürstin einen Schmuck von bunten Muscheln.

Während sie den Mann wusch und ihm die schmutzstarrenden Pelze vom Leibe zog, wurde Araton wach und sah verwundert auf seine Kameradin, die so



praktisch und ohne Zaudern an die Arbeit ging.

„Ich habe mir keine schlechte Königin ausgesucht,“ dachte der Fürst mit einem müden Lächeln. „Gleichgültig soll es mir sein, wie s draußen aussieht, wo die Sterne vom Himmel fallen, wo das gläserne Meer zertrümmert auf die Erde stürzt. Hier bei meiner jungen Frau ist es still und schön. Ich will nun unten bleiben und ausruhen, denn ich werde verrückt, wenn ich das Grauen mit Augen sehen muß. – Mag der Stollen zufrieden! Man muß blind, taub und stumpf sein, um das zu ertragen, was ich erlebt habe.“

Die Fürstin lächelte sorglos in seine Augen hinein, während sie mit triefenden Wolllappen den Kopf des Mannes säuberte, und sprach Worte, die er nicht verstehen konnte, die aber von nicht geringer Verliebtheit Kunde gaben, denn jede saubere Stelle des Gesichtes erhielt sorgsam seinen Kuß, als Siegel der endgültigen Reinigung. In dieser wunderlichen Stunde, als draußen die Sintflut über die gepeinigte Erde heulte und der alte Mond, von der Flutkraft der Erde in Fetzen zerrissen, niederstürzte, wo die Schleusen der tropischen Ringflut geöffnet waren und das weltumspannende Verderben über die Länder brauste, lernte die neue Zista die ersten Worte in abessischer Sprache.

Sie waren nicht schwer zu erlernen und hießen: Ich habe dich lieb. Und während sich die jungen Menschen küßten, trieb ihr mächtiges Floß aus hartem, kilometerdickem Eis auf gebirgshoher Flutwelle über die Kämme des Kaukasus und strudelte in atemloser Fahrt auf der Krone einer riesenhaften Woge in die Niederungen

Rußlands und Sibiriens, mit einer Schnelligkeit, gegen die die Geschwindigkeit moderner Schnellzüge ein schneckenhaftes Kriechen genannt werden muß.

Draußen war das Stauwehr der Sintflut aufgezogen; Erde, Meer und Luftozon drängten in gemeinsamer Fahrt gen Norden und Süden, jeder so weit, wie seine Eigenschaften es zuließen. Die Erde rückte zusammen wie ein Gewölbe, das sich setzt, nachdem die hemmenden Rüstungen weggenommen waren, das Meer brauste polwärts, zusammen mit der Luft, in erdumspannender Ringflut dahin, aber von der Drehung der Erde mitgenommen und nach Osten abgelenkt, so daß Aratons Scholle zum ersten Male hoch im östlichen Sibirien im tiefen Schlamm niedergesetzt wurde. Dies geschah etwa eine Woche, nachdem das steigende Grundwasser an den nördlichen Abessischen Inseln das Floß des Jochaan unmerklich vom Grundgebirge gelöst und emporgehoben hatte.

Als Araton den sanften schiebenden Ruck verspürte, wurde er seinem Vorsatz, dauernd bei seiner Frau im warmen Zimmer zu bleiben, untreu, und ging hinaus in den Stolleneingang, fand ihn aber verschlossen und mit rotem Eisenschlamm zugefroren, den der stürzende Mond in reicher Fülle hineingegossen hatte.

Die Soldaten mit ihren Weibern und Kindern hockten stumpfsinnig in den Eisunterständen und sangen eintönige Lieder aus ihrer Abessischen Heimat, die sie nicht wiedersehen sollten, weil das Wasser inzwischen viel zu tief geworden war und der Weg zu weit. Der Fürst holte mit Mühe einige Männer heraus und begann mit ihnen

den Eingang freizugraben. Zwei Tage schlugen Hacke und Spaten in den gefrorenen Schlamm, aber der Eingang wurde nicht frei, obschon man das Heulen des Sturmes schon deutlich hören konnte. Unermüdlich schaufelten die Männer, um wieder an die Himmelsluft zu gelangen. Aber ehe sie mit dieser mühevollen Arbeit fertig waren, horten die Erdbebenstöße auf und das Floß wurde wieder flott. Da hörten die Männer auf zu graben und sahen sich an. Die tolle Fahrt ging also weiter! Wollte sie denn gar nicht enden?

Die Ringwelle der Sintflut war an den Polen zusammengedrallt und kam zurück! Sie hob die Festung des Jochaan auf die Schulter und entführte sie abermals halb um den Erdenball herum, diesmal aber nach Südosten.

Als Araton merkte, daß die unfreiwillige Fahrt wieder begann, ließ er die Grabarbeiten eine Weile einstellen, obschon der langsam eintretende Luftmangel schon auf die Lungen drückte. Er ging zu seiner blonden Frau, die jung und unbekümmert im Wohnzimmer am Tisch saß und nähte. Dabei bewegte sie ständig die Lippen, denn sie lernte noch immer an der neuen Sprache. Ich habe dich lieb! Ausdruck und Betonung kannte sie auch schon, wie Araton sofort festzustellen Gelegenheit hatte.

„Dir ist unsere ganze Reise wohl gänzlich gleichgültig?“ fragte der Fürst, als er endlich den Mund frei hatte. Er setzte sich zu seiner Frau an den Tisch und sah ihr mit gutmütigem Lächeln zu, wie sie geschickt die beinerne Nadel führte.

Die blonde Frau schüttelte den Kopf und sagte:

„Ich habe dich lieb, Araton.“

Diese Antwort war in gewisser Weise richtig. Alles andere war ihr tatsächlich gleichgültig.

„Draußen geht die Welt unter, meine Zista!“ fuhr der Fürst in der sonderbaren Unterhaltung fort. „Das gläserne Meer ist zerbrochen und wir segeln in der Welt umher und wissen nicht, wo und ob wir irgendwo landen werden. Du kannst dir wohl gar nicht denken, daß das Verderben über die Erde geht und daß sie mit der scharfen Sichel geerntet wird, wie Jochaan mitunter gesagt hat. Das große Sterben ist da und die Zeit ist erfüllt. – Kümmert dich das alles nicht?“

„Ich habe dich lieb!“ lächelte die Frau.

Araton sah still vor sich hin. Wie recht hatte diese törichte fremde Nordlandsfrau! Sie hatte die eine sieghafte Klugheit, die neue Menschengeschlechter auf der Erde schafft, sie hatte ihn lieb. Die Liebe konnte das gläserne Meer nicht zertrümmern, die blieb als oberstes Gesetz in Untergang und Entsetzen.

Etwas wie ein ungeheures Entzücken bemächtigte sich der Seele des einsamen Fürsten, den nicht einmal seine eigene Frau verstand.

„Jochaan, Jochaan!“ rief er aus und barg das Gesicht in seinen Händen.

Etwas erschreckt griff die Frau nach Aratons Kopf und zog ihn zu sich herüber; mit weißen, harten Händen streichelte sie sein Haar, das in einer kurzen Woche grau geworden war wie das eines alten Mannes, als müsse sie ein Kind trösten, und redete unverständliche liebkosende Worte, die freundlich und gut an des Fürsten

Ohr klangen. Araton lag still an der Brust seiner Schicksalsgefährtin und dachte an den fernen Freund auf dem heiligen Berge, der ihm gesagt hatte, er werde nicht wiederkommen, daß es aber möglich sei, an anderer Stelle der Erde zu leben. Jetzt begann Araton zu ahnen, welch ein Geist dieser arme Baumeister des Königs gewesen war, nicht nur überragend an Klugheit und Verstandesschärfe, sondern auch ein Seher, der die Zukunft mit sicherer Hand ergriffen hatte, dem ein Höherer den Geist der Weissagung gegeben hatte, um Reste des menschlichen Lebens in die neue Zeit hinüberzuretten. – Hatte dieser Mann geahnt, daß auf dem weißen Stein die Erhaltung ganzer Geschlechter möglich wäre, hatte er gewußt, daß die Flut kommen müsse, wenn das gläserne Meer zerbrach und auf die Erde stürzte?

Du bist größer, als ich geglaubt habe, Jochaan! dachte der Fürst. Und ich war doch dein Freund und glaubte dich ganz zu kennen! Hoch in den Felsen bautest du die Höhlen, die gegen Erdbeben und den Sturz der Sterne sicher sind; auf dem weißen Stein aber legtest du die Festungen an, die als schwimmende Riesenschollen vor der losbrechenden Flut Schutz bieten! Ganze Menschengeschlechter danken dir, du armer Baumeister, Leben und Zukunft auf der neuen Erde. –

Inzwischen strudelte die Festung des Jochaan auf der rückkehrenden Flutwege südostwärts über Alaska in das Becken des Atlantischen Ozeans, mußte dort vor der abermals am Äquator zurückprallenden Woge erneut nach Nordosten segeln und glitt über die Pyrenäen

durch das französische Land nach Mitteldeutschland, wo die weltumspannende unfreiwillige Fahrt des Fürsten Araton und seines kleinen Volkes ein Ende hatte.

Aus Luftmangel hatten die Insassen der Festung schon früher die Stolleneingänge geöffnet. Auch hatten sie mitunter vorsichtig den Kopf in die freie Luft herausgesteckt, aber immer noch heulte der Sturm in rabenschwarzer Finsternis, nur schien es, als sitze ein tröstender Lichtschimmer hinter der undurchdringlichen Wand, ein Schimmer, der langsam wanderte und nicht schnell und voller Unrast, wie es das gläserne Meer getan hatte. Auch konnte man die Luft leicht atmen, obschon sie reichlich kalt war, aber es lag etwas zwischen Himmel und Erde, was nach Frühling roch, ein Ahnen, daß bessere Tage gekommen seien.

Als sich die tapfere Urscholle, zusammengeschmolzen und geborsten, über die Hügel des heutigen Thüringer Landes niederlegte und mit leisen Zuckungen die abklingenden Bewegungen der zerschütterten Erde mitmachte, kroch Araton als erster aus der Festung des Jochaan hinaus in das dämmernde Licht der neuen Zeit.

Graue Wolkenfetzen fegten hoch am Himmel, und man konnte Hunderte von Metern weit sehen, wie es der Fürst von den abessischen Inseln nicht für möglich gehalten hatte. Wohl sperrten dichte Nebelfetzen und Wolkenballen die Fernsicht, wohl trieben kalter Regen und Graupelschauer stoßweise von Süden heran, aber man konnte deutlich erkennen, daß es besser geworden war, soviel besser, daß Araton erschüttert auf die Knie

sank und zum erstenmal nach langer Zeit zu dem großen Geist des Jochaan betete.

Die Erdstöße, die die heutige Menschheit zum Wahnsinn gebracht haben würden, dünkten Araton wie ein neckisches Spiel gegenüber dem ununterbrochenen Beben, das er kurz vor dem Untergange des gläsernen Meeres erlebt hatte. Die Stürme, die noch immer um ihn brausten, kamen ihm wie lindes Säuseln vor, wenn er an die Tage dachte, die hinter ihm lagen. Mit Nerven, geschmiedet und gedehnt mit dem erbarmungslosen Hammer des Schicksals, trat er unter den neuen Himmel und auf die neue Erde, denn das erste war vergangen, und siehe, es war alles neu geworden!

Tief in den Schlamm gebohrt lag seine kleine zermürbte Eisinsel schräg an einem Berge, war in der Mitte durchgebrochen und reckte die andere Hälfte an der Lehne eines zweiten Hügels empor, dessen Gipfel in den ziehenden Wolken steckte. Im Tale rauschte trübes gelbes Wasser in hoher Brandung durch den Bruch der Scholle aus weißem Stein und spülte sich darin eine breite und tiefe Rinne. Eisbrocken tanzten auf dem reißenden Fluß und strudelten wild in das überschwemmte Tal; selbst ein dicker Baumstamm schwamm munter vorbei, der Blätter beraubt und mit zerbrochenen Ästen. Auch er mochte eine lange Reise gemacht haben, bis er endlich um die geborstene Eisscholle herumschwenkte und sich mit den Wurzeln tief in den Schlamm einbohrte.

Bald stand die ganze Festungsbesatzung mit Frauen und Kindern neben den Eingängen und schaute mit stillem Entzücken auf das nie gesehene Bild, das doch

wüst und öde war und ohne Baum und Strauch, ohne ein lebendes Wesen und scheinbar ohne die Möglichkeit, sich Nahrung zu verschaffen.

Mitten in die Freude mischte sich in des Fürsten Gedanken die schwere Sorge um die Zukunft. Auch in den vergrämten Gesichtern seiner Männer, in den leidvollen Augen der Frauen stand die stumme Frage, was nun geschehen solle! Aber zu müde und abgespannt, um zu denken, kroch die kleine Kolonie wieder in ihre Eishöhlen zurück und schlief, schlief zum erstenmal seit fast undenklicher Zeit fest und tief, schlief im Glücksgefühl der Rettung tagelang ohne Aufhören. Auch Araton machte keine Ausnahme. Seine Nerven folgten der plötzlichen Entspannung und sackten gleichsam in den Abgrund, in die Tiefe des Vergessens, in die unergründlichen Schluchten des traumlosen Schlafes.

Seine junge Frau saß still und zufrieden an seinem Lager und sprach ab und zu mit glücklichem Lächeln die wenigen Liebesworte, die sie gelernt hatte, dann plauderte sie mit dem schlafenden Manne in der Sprache ihres gestorbenen nordischen Volkes oder betrachtete des Fürsten gramzerpflühtes, weißes Gesicht, um das die Haare grau, fast weiß sich legten als Zeugen einer Zeit, die aus jungen Menschen in wenigen Tagen alte gemacht hatte.

Wenn die Eisscholle unter immer seltener werdenden Beben ruckte und stieß, bewegte sich der Fürst und murmelte Worte, die die Fürstin nicht verstand, aber immer kehrte das Wort Jochaan wieder, der Name des Freundes vom heiligen Berge, von dem Länder und



Meere den Schläfer für alle Zeiten trennten.

„Die Tauben! – Füttere die Tauben!“ murmelte Araton. Auf seinen Zügen erschien eine Unruhe. Sein Versprechen quält ihn im Traum, das er seinem Freunde gegeben hatte, Brieftauben zu senden, wenn alles vorübergegangen war, was Jochaan vorausgesagt und gehäht hatte. Die Fürstin streichelte den grauen Scheitel ihres jungen Gatten und stand auf, um seinen Willen zu erfüllen, denn das Wort „Taube“ kannte sie inzwischen, weil sie die Tiere zusammen mit Araton täglich gefüttert hatte.

Ab und zu steckte ein Mann oder eine Frau den Kopf in Aratons Zimmer und zog ihn auf den Wink der Fürstin wieder zurück. Wunderlich menschliche Laute tönnten dumpf und verworren durch die Stollen und Gänge in Jochaans Feste, anschwellend und verebbend, bald wie Jubelruf, bald wie ekstatisches Weinen.

Die Laute wollten nicht verstummen. Deutlich hörte die Nordlandfrau die Kinder jubeln, hörte scherzende Worte und fröhliches Frauenlachen vor der Tür. Ihre Neugierde erwachte. Was mochte das alles zu bedeuten haben? Seit sie in der Festung war, hatte sie kein Lachen gehört außer dem ihres Mannes, der dort in tiefer Betäubung schlief.

Eine Weile schwankte sie, ob sie Araton allein lassen solle. Dann aber stieg sie rasch zum Ausgang empor und trat ins Freie. Doch geblendet, mit einem Schrei des Entsetzens, kletterte sie wieder in das Dunkel der Eishöhle zurück und kauerte sich ängstlich am Eingang zu Aratons Schlafzimmer nieder.

Sie versuchte zu denken.

Was war denn Furchtbares geschehen? Warum war sie zurückgelaufen, statt draußen zu bleiben wie die anderen, die aus der düsteren Festung herausgestiegen waren in die wärmende, frische Himmelsluft.

Warum schrieten denn die anderen vor übermäßiger Freude, vor einem Entzücken, das sich nur in tollen, tanzenden Bewegungen entladen konnte? Warum hatte sie plötzlich auch das Bedürfnis, vor Wonne laut aufzujubeln?

Sie hatte ein überwältigendes helles Licht gesehen, das warm über sie hingestrahlt war wie das freundliche Streicheln einer lieben Hand, ein Licht von einer durchdringenden Helligkeit, daß sie dummerweise die Augen in plötzlichem Schreck geschlossen hatte und eiligst wieder in die Dunkelheit des kalten Stollens zurückgeflüchtet war.

Die blonde Fürstin sah vorsichtig in den Schlafraum.

Araton lag unbeweglich in den Kissen und rührte nicht einmal mehr die Lippen. Tiefe regelmäßige Atemzüge verrieten den bewußtlosen Schlaf. Da huschte die Fürstin in nie gekannter freudiger Erregung wieder durch den Stollen, kletterte stolpernd vor übermäßiger Eile die schmutzige, ausgetretene Eistreppe hinauf und stand einen Augenblick darauf in stummem Entzücken vor der Sonne, die steil und hoch am südlichen Himmel schwebte wie ein glühender Ball.

Sie, die Nomadentochter des Nordens, hatte die Sonne noch nie gesehen, kaum daß sie sie neben dem übermächtigen Schein des gläsernen Meeres hinter dich-

ten Wolkenmassen geahnt hatte. Nun waren die Wolken fast ganz verschwunden, das gläserne Meer war nicht mehr, und nur der leuchtende, wärmende Feuerball schwebte fern und still in unendlicher Höhe in der blauen Luft, die durchsichtig und klar war wie das Wasser einer reinen Quelle oder das Kristall des durchsichtigen Festlandeises, das bisher ihre Heimat gewesen war.

Weit über Berge und Hügel drang ihr entzückter Blick, und wenn die niedrige Gebirgskette am Horizont nicht gewesen wäre, hätte sie wahrscheinlich bis ans Ende der Welt sehen können.

Auf der schrägen Eisscholle wimmelte es allenthalben von schwarzen, pelzumnähten Gestalten. Kinder schrieten ihr Glück fassungslos in die warme Frühlingssonne, Männer und Frauen rissen sich in wilder Besessenheit die Pelze von den Leibern und badeten die nackten Glieder tanzend im Sonnenlicht.

Auf der Höhe des Hügels, an dem die Eisscholle lehnte, standen kleine menschliche Figuren und winkten und schrieten, als ob sie verrückt geworden wären, andere kletterten durch rissigen gelben Schlamm ebenfalls hinauf und schrieten, wenn sie oben waren, nicht weniger als die ersten.

Auch auf dem jenseitigen Berge wimmelte es schwarz in emsiger Geschäftigkeit durcheinander, und von dort scholl das Freudengebrüll geradezu beängstigend und besorgniserregend ins Tal hinab.

Da oben ist etwas ganz Besonderes geschehen, dachte die Fürstin. Ich will versuchen, Araton ans seinem end-

losen Schlaf zu wecken, denn das, was ich ihm zeigen werde, hat er sicher noch nicht gesehen. Aber sie konnte sich noch nicht losreißen von all dem Neuen, das ihre geblendeten Augen sahen. Zwei weiße Möwen strichen mit klagenden, hellen Rufen an den Schlammufeln des Flusses unten im Tal und suchten und fanden Nahrung an dem gestrandeten Volk von Seetieren, die von der Sintflut hierher gespült worden waren, an den Schnecken und Muscheln, die noch vor wenigen Wochen an tropischen Ufern ihr eintöniges Dasein gelebt hatten.

Die mageren Soldatenpferde, die die große Reise überstanden hatten, weideten inmitten von Haufen Tang und Algen, die sie aus bitterem Hunger fraßen, oder knabberten die Rinde herbeigestrudelter Äste ab, die hier und da aus dem Schlamm schauten, den das gläserne Meer über die ganze Erde ausgegossen hatte, um ihr einen neuen fruchtbaren Lehmmacker zu geben, den das neue Menschengeschlecht bebauen sollte.

Wolfshunde fraßen gierig an toten Fischen, die nun auf dem Lande lagen, weil sie den Anschluß an ihr nasches Reich versäumt hatten, und mehrere struppige Hühner scharrrten aufgeregt im trockenen Schlick nach Wurzeln und weichen Schnecken.

Wunderliche Reste südlicher Palmen steckten kreuz und quer in der Senke einer schmalen Schlucht, darunter aber stieg der blaue Rauch eines Feuers senkrecht empor, um erst hoch in der Luft im Winde zu zerflattern. Dort bereiteten sich die neuen Menschen ans Jochaans Vorräten ein Mittagmahl im Freien und schienen eifrig dabei zu sein, denn sie hatten seit Wochen kaum an

Essen gedacht und waren ausgehungert wie wilde Tiere, denen die Beute fehlt.

Die junge Fürstin saß, ohne es zu wissen, fast den ganzen Nachmittag vor dem Stolleneingang und wurde erst aus ihrem Staunen wach, als die Sonne tief im Westen stand. Araton war leise hinter sie getreten und legte seinen Arm um ihre Schultern. Sein Gesicht war ruhig und froh, denn er wußte schon, was die Menschen auf der Eisscholle oben auf dem Berge gefunden hatten und dabei so unsinnig vor Freude schrieten. Einer seiner Männer war durch den Stollen, der den Eingang für die Soldaten und ihre Frauen bildete, zu ihm gekommen, hatte ihn geweckt und ihm mitgeteilt, daß eine Herde von vielen, vielen Mammuten, Wollnashörnern, Hirschen und Bären die unheimliche Reise auf der Urscholle mitgemacht hatten und da oben nebeneinander im tiefen Eisschlamm eingefroren säßen, als Nahrung für lange Jahre, die nicht schlecht wurde und verfaulte, weil auch die warme Sonne Jahre brauchen wurde, um die dicken Eismassen aufzutauen, in denen die Tiere wie in einer ungeheueren gekühlten Vorratskammer lagen.

Araton blickte um sich.

Dort auf der flachen Ebene aus gelbem Schlamm wollte er so bald es möglich war, die Körnerfrucht aus den Vorratskammern des Jochaan aussäen. Die nächste Zukunft seines kleinen Volkes schien ihm gesichert, seit er die Vorräte an Fleisch kannte, die ein gütiges Geschick auf derselben Scholle mit ihm um den Erdball gestrudelt hatte.

Im Osten stiegen Wolken auf. Man sah den Regen

fallen in weiter, weiter Ferne wie seine graue Striche, und ein wunderbarer farbiger Bogen wölbte sich von der Erde in den Himmel und hinab zur Erde, daß alle Menschen im Tal und auf den Höhen schwiegen und das Wunder anstarrten, das sie nie gesehen hatten.

Da war es Araton, als umwehe ihn ein ferner Gruß des Freundes vom heiligen Berge!

Ich will tun, was ich dir versprochen habe, Jochaan. dachte der Fürst. Ich will dir eine Briefftaube senden! Vielleicht findet sie den Weg zu dir, vielleicht aber nicht, denn die Erde ist neu und fremd geworden, daß selbst die klugen Tauben die Straße nicht mehr erkennen, die sie fliegen müssen, um zu dir zu kommen. Aber ich will es tun, weil so viel möglich gewesen ist, ohne daß ich es zu glauben wagte und will daran glauben, daß auch dieses Wunder möglich wird!

Am Abend flatterte Aratons Taube in den dunklen, blauen Himmel, umkreiste suchend Berg und Eisscholle und flog pfeilschnell davon, nach Süden, um Jochaan zu suchen, den Baumeister der neuen Erde.

---

## DER FALLENDE STERN

Als Jochaan erwachte, war es dunkel um ihn.

Grauenhafte Erdstöße ließen seinen verwundeten Kopf auf harte Steine aufschlagen, so daß er sich vor unsäglichen Schmerzen aufrichtete und mit den verkrüppelten Händen umhertastete.

Unablässig stieß irgendein lebendiges Wesen unter Knurren und kläglichem Heulen gegen seinen Leib, aber er konnte nicht sehen, was für ein Tier es war, denn Jochaan war blind geworden von dem harten Wurf mit Galmons Streitaxt.

Der Gelehrte strich mit der Hand an dem Tier entlang und dachte: „Es ist Sperr, den Zista mir vom heiligen Berge geschickt hat. Wie bin ich nur hierher gekommen? Warum kann ich nicht sehen? Und warum jagen meine Pulse im Fieber, daß ich nicht mehr weiß, was mit mir geschehen ist?“

Der Hund heulte auf. Aufmerksam lauschte der Baumeister. Heulte eben nicht in weiter weiter Ferne ein Hund?

Dann faßte er vorsichtig nach dem ungebärdigen Sendboten der Königsschwester und ergriff ihn am Hals.

„Sperr, alter treuer Freund!“ sagte Jochaan traurig. „Bist du ganz allein bei dem armen Baumeister, um ihm den Weg nach seiner Wohnung auf dem heiligen Berge zu zeigen? Ist denn kein Mensch bei mir? Ich glaube mich zu entsinnen, daß eine große Menge Menschen um mich stand, als – ja als der dumpfe Schlag gegen meinen Kopf fuhr und mich niederwarf.“

Mit unsicherer Hand fühlte Jochaan umher. Dann versuchte er zu rufen, aber niemand hörte ihn. In seinen Ohren rauschte es wie brausendes Wasser, fern und dumpf scholl der Donner der Feuerberge und das Krachen der Explosionen unter der Kruste der Erde. Durch die Luft zog es gellend und nervenpeitschend wie heulendes Singen, obschon es dem zerstörten Gehör des Gelehrten klang wie leiser, weit entfernter Ton.

Da wußte Jochaan plötzlich, daß die Zeit erfüllt war und daß das gläserne Meer auf die Erde stürzen würde.

„Einmal habe ich mir gewünscht, das Schreckliche nicht mit Augen sehen zu müssen und mit Ohren zu hören, weil ich fürchtete, ich könne es nicht ertragen,“ dachte er traurig. „Nun ist der Wunsch in Erfüllung gegangen, denn irgendein Tor hat mir das Gehäuse zerschlagen, in dem die wachen Sinne saßen und rastlos arbeiteten. – Jochaan, du König der neuen Erde! Das Schicksal hat die Grenze gesetzt. Sehnsucht und Unrast war mein Leben; nun ist die Erfüllung verriegelt.“

Mühsam stand er auf und suchte wankend den Weg. Mit beiden Händen versuchte er die grauenhafte Dunkelheit von seinen geschwellenen, blutnassen Augen wegzuwischen, doch gelang es ihm nicht, so daß er die



verkrüppelten Arme sinken ließ und sich mutlos an die Felswand lehnte.

„Da es nicht anders ist, so will ich froh sein, daß mein Gehör ebenfalls fast ganz zerschlagen ist,“ lachte er bitter. „Das ergänzt sich glücklich zu meinen Augen, die nun blind sind. – Haben mich denn alle Menschen verlassen? – Araton, Araton, nun weiß ich erst, was Einsamkeit ist. Einsamkeit ist und bleibt schön und begehrenswert, aber öde ist die Verlassenheit, weil sie unerträglich ist. Ich habe nie geglaubt, daß der große Geist ein Gott der Güte sei, aber es scheint mir doch unkameradschaftlich zu sein, mich so gänzlich zu verlassen.“

Der Hund heulte angstvoll auf und stieß den Baumeister des Königs heftig und ungeduldig mit der Schnauze.

„Dennoch habe ich ihm unrecht getan,“ dachte der Zerstörte. „Ist der Hund nicht bei mir, das Sinnbild der Treue? Also hat der Meister der Welt dennoch Treue gehalten, und es tut mir leid, ihn unkameradschaftlich gescholten zu haben. Noch bin ich nicht tot, also will ich warten, ob er noch eine Freude für mich zurückbehalten hat, und will um diese Freude bis zum letzten Augenblick kämpfen! Und wenn du mich vernichtest, du Lenker der Welt, du Gesetz der lieblosen Liebe, so laß Araton, den Freund, zum Ziel gelangen, das du mir versperrt hast. Wenn du ein großer Baumeister bist, wie ich ein kleiner war, so hilf ihm die neue Erde aufbauen, weil ich es nicht mehr kann.“

Wieder meldete sich voll Ungestüm der Hund der

kleinen Königsschwester. Da ergriff Jochaan mit einem Lächeln das Halsband des treuen Tieres und ließ sich ziehen, obschon die Füße im grauenhaften Erdbeben strauchelten, und selbst Sperr öfters stürzte, weil ihn die Erde auf und nieder schleuderte. Gemeinsam standen Mensch und Tier wieder auf und krochen am Osthange des heiligen Berges empor, über dessen Felsenkanten hoch über ihnen die Trümmer des Mondes unter Höllengeöse in fast waagerechter Flugbahn dahinzogen, um weit unten im Tale unter Donnerkrachen niederzugehen.

Jochaan wußte nicht, daß die Felsen des heiligen Berges sich unter der Wucht der zugentlasteten Erde bogen und knirschten, merkte auch kaum, daß vor und hinter ihm Steinlawinen niederprasselten, sah nicht, wie riesige wilde Tiere in schrecklicher Furcht dicht neben ihm denselben Weg trabten, ohne daran zu denken, dem Baumeister des Königs oder dem treuen Sperr auch nur ein Haar zu krümmen. Erst als der Hund wütend nach einem tolpatschigen Bären schnappte, der den Gelehrten vom Wege abdrängen wollte, merkte Jochaan, daß er mit Sperr nicht allein war. Der Verwundete konnte nicht sehen, wie ein kleiner possierlicher Affe hinter ihm her tanzte und voll Vertrauen auf die sichere Führung des Hundes dieselbe Straße zur Rettung ging. Jochaan hätte sicher gelacht, wenn er es gewußt hätte, daß der große Geist hier einen bitteren Scherz machte und einen Affen, einen Hund und einen Baumeister der neuen Erde zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammengeführt hatte!

„Kommt mit mir, ihr armen Tiere der alten Erde,“ sagte der Zerschlagene voller Rührung, vom Fieber ge-

schüttelt und halb von Sinnen. „Auch für euch hat Jochaan Höhlen gebaut, wie ihm der große Geist befohlen hat, damit neue Geschlechter in seinem Königreich der neuen Erde blühen sollen. Kommt mit hinauf zum heiligen Berge, wo Zista wohnt, meine kleine Königsschwester, sie wird für euch sorgen, wenn ich schlafe, sie wird euch zu fressen geben, wenn ihr hungrig seid. – Wie der Schmerz in meinen Schläfen bohrt! Sonderbare bunte Kringel sehe ich, die da vor meinen Augen tanzen, obschon ich eigentlich gar nichts sehen kann! ... Schade, ich hätte es doch ganz gerne gesehen, wie das gläserne Meer auf die alte Erde und auf die Menschen herunterstürzt; nun ist alles schwarz, und ich höre nur ein fernes Summen und Heulen, das ich früher nicht gehört habe. Bin ich denn nie zufrieden? Habe ich es nicht besser als diese Tiere? Darf ich nicht neben Sperr hergehen, ohne zu fragen, wohin der Weg zur Rettung geht? ... Sonderbar, wie groß mein Kopf geworden ist, wie eine ungeheure Kugel, die sich um sich selbst dreht, voller heller Funken! ... Nicht so schnell, Sperr! Der Baumeister des Königs ist ein wenig alt geworden und ihm fehlt der große Weltenbaumeister, der ihn neu macht. – Vielleicht kommt das alles noch. Ist er nicht mein Bruder, der große Geist, ein Baumeister wie ich? Wenn ich an seiner Stelle wäre, ich – würde mich allerdings auch nicht um das Staubkorn Jochaan kümmern, wenn ich mit Mond und Erde Ball spielte! Der Mann hat ganz recht. Ich verlange zu viel ... Wie weich der Felsenboden ist, als lägen Teppiche unter meinen Sohlen oder Blumen, die in den Gärten der Kö-

nigin wachsen ... Sperr, führst du mich durch die weiche Luft oder über Schluchten und Tiefen der schönen Erde, die ich lieb hatte, je unwohnlicher sie war? ... Führst du mich zu Araton, dem Freund, nach Nordland durch weichen, stillen Schnee? ... Ob er die Tauben schicken wird, die ich ihm mitgegeben habe? So weit ist der Weg! ... Ich sehe ihren Flügelschlag, sehe, wie sie matt werden und zum Fürsten zurückfliegen, weil die Welt anders geworden ist!“

Wirr huschten die Fetzen der Gedanken durch des Gelehrten verwundetes Hirn, hierin und dorthin, ohne Grund und Halt zu finden, bunte schaukelnde Bilder zogen lieblich an ihm vorüber, blühende Wiesen und stille grüne Wälder, über denen weiße Wolken wanderten wie freundliche Erzählungen aus vergangener oder kommender Zeit; die kleine Königsschwester stand von ferne und winkte mit braunen, schlanken Armen, und die Edelsteine an den Ringen ihrer Hände blitzten im strahlenden Sonnenlicht.

Lachend winkte Jochaan zurück. Ja, warte nur, ich komme zu dir, du geschmeidiges, prachtvolles Menschentier, liebliche Königin meiner neuen Erde! Merkst du nicht, daß ich wieder sehen kann? Sieh meine hellen klaren Augen, Zista! Und schau, auch die verkrüppelten Hände sind gerade und glatt geworden, und die häßlichen Knochenwülste an den Armen sind auch verschwunden. Wie gut hast du deine Sache gemacht. Ich will nicht wieder über deine ärztliche Kunst lächeln, es hat nur seine Zeit gebraucht, bis alles wieder gut geworden ist. – Und es ist mir nun auch gleichgültig, ob die

Erde eine Kugel ist oder nicht. Seit ich dich habe, frage ich nicht mehr darnach, denn ich kann es nicht beweisen, und die roten Korke sind nicht wiedergekommen, die ich in der törichten Hoffnung in die See geworfen habe, sie könnten aus dem Westen zurückkommen, tanzend auf der ungeheuren Ringflut des Ozeans, der an meiner Heimat vorüberbraust wie hier an den Abesischen Inseln. Nun ist alles vorübergegangen, was mich bewegte, die Sehnsucht und alle Unrast, und ich will nun auch einmal leben, denn bisher habe ich nur gearbeitet und für andere gesorgt; von jetzt an will ich für mich sorgen und für dich, meine Zista, denn wenn ich noch lange warte, wird es zu spät sein und die Jugend dahin und alle Freude!

Der Berg duckte sich zusammen und sackte viele Meter in die Tiefe, so daß Mensch und Tiere zusammenbrachen und über die Felsen kollerten. Jochaan hielt die Hand fest in Sperr's Fell verkrampft, ohne zu wissen, daß er es tat, und entging dem Sturz in den Abgrund, der neben dem Bergweg gähnte.

Fluten von rotem Schlamm rannen von den Höhen nieder, dickflüssiger, eiskalter Teig, den das zerrissene gläserne Meer über den heiligen Berg schüttete. Der Wolfshund aber dachte nicht daran, den Kampf aufzugeben, weil der Baumeister halb vergraben in der häßlichen roten Brühe lag und nicht mehr aufstehen konnte. Sperr hatte erfaßt, was ihm die kleine Herrin aufgetragen hatte, den Gelehrten mitzubringen oder nicht wieder zu kommen.

Deshalb zog und zerrte er unermüdlich an dem

bewußtlosen Mann und schleifte ihn weiter. Nur langsam ging es vorwärts, mit kurzen Pausen, die der Hund mit klagendem Geheul füllte; aber es ging in dem Höllengetöse der Weltenwende unter wie ein Hauch. Wieder sank der heilige Berg in ruckender Bewegung nach unten. Die Sandsteinfelsen knirschten in ihren Schichtlagern, daß das helle Feuer aus den Spalten schlug. Majestätisch glitt ein Sandsteinmassiv am andern vorüber, rauschend glitt der riesige Berg auf zertrümmerter Gesteinsfalte, weil die Erdkruste im schwindenden Flutzuge des gläsernen Meeres stöhnend nachgab. Rings im Kreise brannten die Berge in schauderhafter Helle und spieen unerhörte Flammenkegel in die dichten Schlammwolken, die unbarmherzig, mit Gesteinstrümmern und Erzbrocken vermischt, in fast waagerechtem Zug von Westen nach Osten mit Donnergetöse niederstürzten. Doch im Sturmschatten der himmelhohen Ostwand des heiligen Berges fiel kein Hagel, kein Stein stürzte nieder außer den Schuttmassen, die ans dem zermürbten Massiv herabprasselten.

Sperr hatte keine Zeit, sich um den Untergang der alten Welt zu kümmern. In seinem einfachen Herzen lebte nur der eine Gedanke, den Auftrag seiner kleinen Herrin auszuführen. Schließlich aber stand er ratlos mit schlagenden Flanken neben dem unbeweglichen Leib des Gelehrten, unter tief geneigtem überhängenden Felsen, und klagte verzweifelt, über eine Aufgabe, die nun doch über die Kraft zu gehen schien.

Still lag Jochaan auf dem Rucken und wußte nichts

von dem Entsetzlichen, das geschah. Tiefe Ohnmacht umschattete den ruhelosen Geist und ließ ihn träumen von stillen Nächten und sternfunkelndem Himmel, von Glück und Liebe, von Gesundheit und brausender Lebensfreude, von werkschaffender, großer Arbeit auf der neuen Erde, deren König er war unter einem freien Volk.

Huschend klomm es bergab durch den fließenden, zähen Schlamm, dicht an den Felsen gedrückt, mit geschmeidigem Leib und schlanken, braunen Gliedern. Schwarze, scharfe Augen spähten den zertrümmerten Bergpfad hinab, maßen die Terrasse, die das Erdbeben in den gewohnten Weg geschlagen hatte.

Hurtig klomm es heran, wie ein kleiner flinker Panther, unermüdlich und furchtlos im Untergang der Welt, denn über eines hatte das gläserne Meer kein Macht, an einem zerschellte die Wut der zusammenbrechenden Welt, an der Liebe, die vom Meister der Sonnenkreisel als oberstes Gesetz über Raum und Zeit gesetzt worden ist, damit in Untergang und Not das Leben nicht verlösche, das die neue Erde aufbauen sollte.

So fand Zista den Baumeister des Königs.

Unkenntlich war er von Schlamm und Schmutz, von Blut und Wunden, aber sie wußte, daß es Jochaan war, den sie gefunden hatte, und das war ihr genug. Das Mädchen schrie vor Entzücken und Glück, als sie merkte, daß der Geliebte noch atmete.

„Jochaan! Deinen Korken habe ich gefunden, hörst du mich nicht? Deinen Korken, der von Westen schwamm

wie eine kleine Ente aus der hohen See. Nun mußt du mit mir kommen in unsere Heimat auf dem Berge! – Laß das Springen und Heulen!“ wehrte die Kleine Sperrs Ungestüm ab. „Faß lieber mit an, damit wir ihn hinauf bringen, denn es ist nicht mehr weit. – Steh auf Jochaan und komm mit mir! Ich bin nur die kleine Zista, ich bin deine Königsschwester, die dich lieb hat, du armer, kluger Mann!“

Jochaans Hand war noch immer in Sperrs dichtes Fell verkrampft und ließ nicht los. Zista faßte den Geliebten unter einen Arm und zog ihn empor, daß der blutige Kopf tief am Boden hing. Auch Sperr begann zu ziehen, was seine Kräfte noch hergeben wollten. Dumpfe, unverständliche Worte schien der Baumeister des heiligen Berges zu sprechen, aber sie gingen unter wie alle menschlichen und tierischen Laute.

Mechanisch begann er zu kriechen, weil er sich nicht mehr erheben konnte, langsam schleppten Hund und Mädchen den todwunden Mann bergauf nach den rettenden Höhlen.

Beherzte Sklaven standen oben und zogen den Baumeister des Königs die zertrümmerten Stufen empor.

Als Jochaan am Eingang der überfüllten Höhle lag, wurde er einen Augenblick wach. Er fühlte, daß er auf dichten, weichen Fellen ruhte und daß sein blutiger Kopf warm in den Schoß eines Mädchens gebettet war, damit er sich nicht an den harten Steinen stieße, wenn das ungeheure Erdbeben die letzten Menschen der alten Erde durcheinander schleuderte.

Zista beugte sich über den geliebten Mann und



schlang die Arme schützend um seinen Kopf. Da sah sie, wie ein glückliches Leuchten über die entstellten, blutigen Züge ging und wie sich seine Lippen bewegten. Ohne zu sehen, hatte er die kleine Königsschwester dennoch erkannt, denn sie flüsterte ihm törichte gute Worte ins Ohr, die er nicht hören konnte, deren Sinn ihm aber fast unbewußt klar wurde.

Er wußte es nun, das Königskind hatte ihn lieb, ihn, den armen Sklaven und Baumeister des Königs, hatte ihn selbst aus dem Verderben geholt und wieder gerettet, wie damals, als er mit dem Schiff aus dem fernen Amerika, seiner Heimat, an den Strand der Abessischen Inseln geworfen worden war.

In den Tiefen der Höhle wimmelte es schwarz von Menschen, die sich auf den heiligen Berg gerettet hatten, als der zentnerschwere Eishagel zu fallen begann, der sich von der Kruste des zerrissenen Mondes zuerst loslöste und in heulenden flachen Bögen aus Westen über die Erde krachte. Stumpfsinnig, mit irrem, schwarzem Auge, hockte der König am Boden, neben ihm ein fremdes Weib aus Tulma, das unablässig die welken Lippen bewegte, als bete es zu irgendeiner Macht, die es nicht kannte, um Errettung aus dieser Not. Galmon saß, in Pelze gehüllt, inmitten des Haufens seiner Soldatentiere und heulte ein wahnwütiges Lied. Schaum stand ihm vor Furcht vor dem alten vergrämten Gesicht, und seine Augen stierten blutunterlaufen nach dem Höhleneingang, an dem Jochaan und Zista ihr Fell-Lager aufgeschlagen hatten.

Blutiger Flammenschein zuckte durch die schmale

Spalte, die ins Freie führte und die unverschlossen geblieben war, und gab den Stimmen des Weltunterganges verworrene, schauerhafte Farbe, den Stimmen, die wie das wachsende, zermürbende Heulen niederstürzender Riesenbomben klangen und die ihr angstgequältes Echo in der Höhle fanden.

Mitten in dem schreienden Haufen der Soldatenweiber und ihrer Kinder lag still und bleich die Königin Aramut. Ihr Kopf war in Nephats Armen geborgen, der mit weit aufgerissenen Augen ins Leere starrte.

„Wo ist Jochaan?“ fragte die Fürstin zum hundertsten Male mit leiser Stimme. Qualvoll verdrehte der Oberpriester des heiligen Tieres seine Augen.

„Ich weiß es nicht, Herrin,“ erwiderte er mit schlotterndem, unsicherem Munde. „Als du zusammenbrachst und nicht mehr weiter gehen konntest, geschweige denn den Verwundeten tragen, habe ich ihn liegen lassen und dich gerettet. Mehr weiß ich nicht.“

„Gehe hinaus und suche ihn, Nephath!“ bat die Königin dringend und versuchte, die schwache Hand bittend zu erheben. „Warum hast du ihn liegen lassen? War er nicht zerschlagen und hilflos? Wie konntest du es über das Herz bringen, ihn zu verlassen und nur mich zu retten?“

Der Priester heulte auf wie ein gepeinigtes Tier.

Niemand außer den Sklaven, die am Eingang der Felsenwohnung gelegen hatten, wußten, daß Jochaan in der Höhle war. Kaum daß jemand beachtet hatte, wie der Eingang einen kurzen Augenblick um einen Schatten dunkler wurde, als der Gelehrte mit Zista und dem Hund hereinkrochen.

Krachend sackte der Berg in sich zusammen, schief stand der Boden der Höhle, daß die Menschen zusammenrutschten wie willenlose ohnmächtige Kadaver und unter gellenden Schreckensrufen aus dem wilden, trampelnden und zuckenden Gewühl von menschlichen Gliedern zu entkommen trachteten.

Dennoch hatte Jochaans Felsenhöhle im ganzen gehalten. Gemeinsam mit dem massiven Bergklotz sank die Wohnung der letzten Menschen der vorsintflutlichen Zeit unter grausigen Rucken tiefer und tiefer, je weiter die Auflösung des in Trümmer gerissenen gläsernen Meeres voranschritt und den hochgestauten Äquatorwulst aus der Gewalt seiner gigantischen Flutwirkung entließ.

Der König lag mit zerbrochenen Beinen unter der wühlenden Masse seiner Untertanen, ungehört verhallte sein wahnwitziges Gebrüll. Galmon war auf den Oberpriester des verwundeten Tieres gestürzt, der die Königin im Winkel des Herdes mit seinem Leibe deckte. Blut rieselte dem Götzenpriester aus Nase und Mund, aber er hielt die Königin, die die Zukunft des Abessischen Herrschergeschlechts trug, fest umschlungen und schützte sie vor Stößen und Tritten.

Zista stemmte die schmalen Füße gegen die Gewände der Eingangsspalte. Ihr brauner Rücken bog sich über den Mann, dem ihr Herz gehörte. Sie hielt ihn mit aller Kraft ihrer jungen Arme fest. An seinem Munde lag ihr Ohr und lauschte, was der Baumeister des Königs im Fieber sprach.

„Ich höre eine große Stimme,“ sagte Jochaan.

Zista nickte und sah einen Augenblick hinaus in das Toben des Untergangs der Erde, scheu und voller Grauen. Weit unten im Tal schlugen die Bruchstücke des Mondes mit unerträglichem Getöse schmetternd nieder; es war ein Hagel von brennenden Bergen und blutrotem Schlamm, der dort niederging, und die Luft strich heiß und rauchend durch den schmalen Spalt. Nur das Brausen der nahen Meeresbrandung fehlte in dem Getöse, als wenn das Wasser geheimnisvoll verschwunden wäre!

„Hörst du die Posaune, die die letzten Dinge kündigt, Zista?“ fragte der Gelehrte mit keuchender, versagender Stimme.

„Ich sehe einen Hagel mit Feuer und Blut gemengt, und fällt auf die Erde, und das dritte Teil der Bäume verbrennt und alles grüne Gras verbrennt. – Hörst du die Posaune, Zista?“

„Ja, Jochaan, ich höre,“ erwiderte das Kind und beugte sich wieder über den armen verstörten Geliebten, und die Tränen tropften warm auf seine blutige, zerschlagene Stirn.

„Horch, wie die Posaune dröhnt, Zista! Das ist das Ende der alten Erde, die geerntet wird. Die Sichel schneidet. Nur du und ich, wir werden bleiben, nur du und ich, werden überwinden und eingehen in die neue Herrlichkeit. – Sieh Zista! Der fallende Stern! Dort fällt der Stern des Jochaan! Er fährt wie ein großer Berg mit Feuer brennend ins Meer, und das dritte Teil des Meeres ist Blut. Es fällt ein großer Stern vom Himmel, siehst du ihn denn nicht, Zista? Er brennt wie eine Fackel und stürzt nieder auf die Wasserströme der Erde und über

die Wasserbrunnen. Und der Name des Sternes heißt Wermut, und das Wasser wird Wermut.“

Gellend schrie das Kind auf.

Hoch über ihr am schwarzen Himmel zog ein ungeheurer flammender Stern mit tiefem Heulen und Brausen herab zur Erde. Taghell leuchteten Tal und Bergwand unter dem unerträglich gleißenden Feuerchein auf; wie eine gigantische Fackel brannte der Stern in schneeweißem und bläulichem Licht, Funkengarben sprühten mit gellendem Zischen ans dem dahinbrausenden Meteor, dessen furchtbare Größe in Windeseile zunahm und dessen Flammenbündel über den ganzen Himmel zuckten wie feurige Zungen. Das Heulen des fallenden Sternes steigerte sich zu einem Höllenorkan von einer Wucht und tosenden Gewalt, daß das Gebrüll in der Höhle für kurze Zeit verstummte. Krallende Hände klammerten sich in Wahnsinnsangst in den Leib des Nachbarn, irrsinnig kreisten verhetzte, tolle Augen in die Runde.

Da dröhnte der schmetternde Schluß.

Wie ein Spielball sprang der heilige Berg in die Höhe und sackte zusammen. Pressender Luftdruck schoß knallend in die Höhlenspalte, und in den festen Lagerfugen des uralten Gesteins stöhnte es dumpf und verzweifelt auf.

Weit weit draußen, wo früher das Meer gewesen war, mußte der Stern niedergefallen sein, viele tausend Meter von den unglücklichen Menschen entfernt, denn es stand ein langsam wachsender blutiger Schein in der schwarzen Grauensnacht, als habe der Stern weit

draußen im Becken des gewesenen Ozeans die Kruste der Erde durchschlagen wie eine dünne Schale, und als quölle nun das flammende Blut der Erde aus der gräßlichen Wunde empor und leuchtete wie ein Fanal über dem Riesengrab des Sternbrockens aus dem eisernen Kern des in Stücke gerissenen alten Erdenmondes.

Die Menschen schriean nicht mehr. Stumm und stumpf hockten und lagen sie an den Stellen, an die sie die wilden Erdstöße warfen, blutend, zerfetzt, mit zerbrochenen Gliedern, wahnsinnig die einen vor Grauen und Leid, ohnmächtig die anderen vor Angst und Entsetzen.

Zwischen Würgen und Erbrechen sang der König ein tolles lustiges Lied; junge Frauen wiegten den Oberkörper in tanzenden Bewegungen, wenn sie die Bruchstücke des unheimlichen Tanzliedes vernahmen. Nur Galmon schrie und brüllte wie besessen nach Jochaan.

„Wo ist der Baumeister des Königs? – Jochaan, komm und hilf uns! – Wie kommt das Blut an meine Streitaxt? König, König! Siehst du sie fliegen gegen die Stirn des Heiligen? Aber ich habe es nicht getan, Jochaan! Wie kannst du glauben, daß der alte Galmon dich mit der Art erschlägt, der dein Freund gewesen ist, seit er dich kennt? Wer erschlägt denn seinen Freund mit der Axt? – Jochaan, Jochaan, ich bin es nicht gewesen, der dich schlug. Wolltest du nicht mit mir schmausen und trinken, wenn die letzten Dinge kommen, wenn die Zeit erfüllt ist? Jochaan, wenn du bei mir wärest, wir holten den Schlegel der Bergziege aus deinen Vorratskammern und setzten uns mit Araton, dem guten Fürsten zu

Tisch. Wenn die Welt in Stücke ginge, dann tafelten wir wie die Könige und ließen die Becher nicht leer werden, ehe ein Stärkerer kommt! – Aber Jochaan, Jochaan! Warum antwortest du deinem Freunde nicht mehr?“

„Halte dein Maul!“ brüllte Nephath in schäumender Wut und schlug den alten Feldherrn mit der Faust ins Gesicht, daß er zu Boden sank und stöhnend und lallend im Erdbeben hin und herkugelte.

Wimmernd klang die Stimme der kranken Königin, ungehört und unverstanden von den Männern.

„Wo ist Jochaan? Helft mir Jochaan suchen!“

Der Oberpriester neigte sein Ohr zu Aramut. Aber nur der Hauch einer unverständlichen Klage schlug an sein Ohr: Jochaan!

„Sprich nicht mehr von Jochaan!“ brüllte er verzweifelt auf. „Den Baumeister hat das Meer verschlungen oder er ist von Steinen vollends erschlagen worden. Er ist tot, weg von der Erde! Frage mich nicht nach dem Mann, Königin, sonst würge ich dich!“ Weißer Schaum stand auf den Lippen des Priesters. Unerträglich war ihm der wehe Schrei, der nach Jochaan rief, unerträglich die Zeichen der Liebe, die diesem Manne im Toben des Weltunterganges entgegenleuchteten.

„Ich höre Stimmen und Donner und Blitze,“ flüsterte Jochaan in Zistas geneigtes Ohr. „Und es ist ein großes Erdbeben, wie solches nicht gewesen ist, seit Menschen auf der Erde gewesen sind, solch Erdbeben also groß! – Und alle Inseln entfliehen und keine Berge werden erfunden und es ist alles, alles neu geworden. Nun ist er gekommen, der neue Himmel über der neuen Erde,

denn der erste Himmel und die erste Erde verging, und das Meer ist nicht mehr. – Siehst du die große Stadt? Viereckig ist sie und ihre Länge ist so groß wie ihre Breite. Dort wollen wir wohnen, meine geliebte Königin! Der Bau der Mauern ist von Jaspis und die Stadt von lauterem Golde gleich dem reinen Glase. Und die Grundsteine der Mauern um die Stadt sind geschmückt mit allerlei Edgestein, und die Tore sind reine Perlen und die Gassen der Stadt sind Gold. Keinen Tempel wollen wir dort bauen, meine Geliebte, denn der große, allmächtige Geist, der mich auf dieser Erde gelenkt hat, soll unser Tempel sein.“

Kaum hörte die kleine Königsschwester, was Jochaan sprach, denn seine Stimme war leise und dünn und übertont von den Stimmen der Natur aus der blutigen Nacht des Untergangs.

Zista drückte den feinen Kindermund zärtlich auf des Gelehrten eingefallene Wange, hielt mit sorgenden weichen Händen den verwundeten Kopf umfassen und wehrte unermüdlich die harten Stöße der Erde von ihm ab.

Tagelang hockte sie zusammengekauert über dem Baumeister des Königs und lauschte in seinen Mund hinein, fühlte verzückt die unruhigen, stoßenden Atemzüge gegen ihren Arm schwellen, der weich und gut über des Mannes breiter Brust gespannt war; Zista lauschte nur aus das Leben, das sie in den Armen hielt, nicht auf das Toben und Zerschellen des gläsernen Meeres.

Röchelnd gingen die Lungen des gequälten Mannes.



Einmal wurde er ganz wach.

„Es ist dunkel, Zista,“ sagte er leise in ihr Ohr. „Nimm das Tuch von meinen Augen, damit ich sehen kann, was geschehen ist. Hast du auch meine Ohren zugebunden, Zista? Ich höre nur ein leises fernes Rauschen.“

Das Kind schluchzte in bitterem Jammer auf.

„Du kannst nichts sehen, Jochaan, weil ich deine Augen an meine Brust drücke, damit du keinen Schaden nimmst. Schlafe weiter, Jochaan. Deine kleine Zista wacht für dich.“

Der Gelehrte schüttelte den Kopf und verzog schmerzlich das blutige Gesicht bei dieser Bewegung. Er spürte mit seiner Backe, die an des Kindes Brust lag, wie Zista sprach, konnte aber nicht verstehen, was sie zu ihm sagte.

„Gib mir zu trinken. Ich verschmachte.“

„Ich habe nichts, Jochaan.“

Murmelnd bewegte sich der wunde Mann in ihren Armen und sprach von seiner Heimat, die er hatte verlassen müssen und von den klaren Quellen, die dort ans den Bergen sprängen.

Wie soll ich Wasser bekommen? dachte Zista voller Angst. Die Höhle ist vollgepfropft mit heulenden, wahnsinnigen Menschen, und die Vorräte an Eis liegen in der anderen Höhle, deren Eingang von tollen Menschen verstopft ist.

Wenn ich nur ein Stückchen Eis hätte für Jochaan!

Er ist wieder eingeschlafen, dachte das Kind voller Freude. Aber ich kann ihn nicht loslassen, um Eis zu holen, denn die Erdstöße zerschlagen sonst seinen

lieben, armen Kopf, der so klug und gut ist und den ich schützen muß, damit er wieder wird, wie er gewesen ist.

Sie wandte sich an einen Sklaven, der in ihrer Nähe lag, und bat ihn, durch die Menge zu kriechen und Eis zu holen; es läge in den hinteren Höhlen in den Vorratskammern des Jochaan.

Der Mann stierte sie verständnislos an und schwieg. So sehr ihn selbst der Durst plagte, er rührte sich nicht, durch den dichten gedrängten Haufen von verzweifelten, wahnwitzigen Menschen zu kriechen, um das ersehnte Labsal zu holen.

Deshalb beugte sich Zista, so weit sie konnte, aus dem Höhleneingang hinaus und brach ein Stück Eisschlamm von den Steinen los; aber es schmeckte scheußlich und bitter wie Wermut, so daß sie es schnell wieder ausspuckte.

Nein, das war nichts für Jochaan! Wenn er nur nicht so bald wieder wach wurde und um Wasser bat! Wie sollte sie Wasser herbekommen, wo alle Vernunft von den Menschen abgefallen war wie eine Kalktünche?

Wieder sackte der Berg in die Tiefe, und im Bauche der Erde klangen verworrenes Stöhnen und Brausen. Schaukelnd senkte sich die Höhle in noch schrägere Lage. Von der massiven Decke löste sich ein zermalmter Fels und stürzte dröhnend herab, mitten in das Gewühl lebendigen Elends. Keine Hand rührte sich, der eingeklemmten Frau zu helfen, die darunter lag, und, den Tod im wächsernen Angesicht, die irren, schwarzen Augen rollte. Zista schielte nach dem schrecklichen

Gesicht und atmete auf, als die Frau den Kopf sinken ließ und starb.

Tiefer beugte sich die Königsschwester über den geliebten Mann und hielt ihn mit verkrampften Armen fest. Mit den Füßen stemmte sie sich gegen den Sturz des steinernen Tores, das jetzt fast waagrecht lag. Die Südwand der Höhle war zum Fußboden geworden, und der massive Herd, auf dem das Feuer längst verloschen war, hing wunderlich an der Wand, die früher Fußboden gewesen war. Hoch oben schwebte, hinter den Herd gepreßt, der Priester des heiligen Tieres und hielt die Königin mit verbissener Treue fest in den Armen. Galmon war weiter gerollt und lag röchelnd unter seinen Soldaten.

Einmal wurde ein Stück Eis aus der hinteren Höhle nach vorn gereicht, doch zerrann das Wenige unter den gierigen Händen der Menschen, die in der Nähe lagen oder hockten. Zu Zista und Jochaan kam es nicht, so sehr das Kind schrie und flehte. Ihre kleine Stimme verhallte im Angstgeschrei der unglücklichen Menschen und im Toben des Unterganges des gläsernen Meeres.

Die Königsschwester versuchte Sperr zu wecken, der neben ihr schlief, doch es gelang ihr nicht, denn der treue Helfer in der Not schlief einen Schlaf, ans dem ihn niemand mehr wecken konnte.

In furchtbarer Qual verrannen die Stunden und Tage.

Jochaan murmelte im Fieber und stöhnte vor Schmerzen.

„Warum gibst du mir nichts zu trinken, Zista?“ fragte er einmal ganz deutlich, als sei er wach und gesund.

„Ich habe nichts,“ erwiderte die Königsschwester gequält. Heiseres Röcheln drang aus dem Munde Jochaans.

„Hinten in den Höhlen liegt Eis, Zista,“ flüsterte er. „Warum holst du es nicht? Es sind nur wenige Schritte! Wenn es nicht so dunkel wäre, ich holte es selbst. Auch die anderen müssen trinken, Zista! Dafür habe ich das reine Eis gesammelt und aufgestapelt, damit wir in Zeiten der Not zu trinken haben. Man braucht es nur am Feuer zu schmelzen. Muß ich euch denn das Einfachste sagen? – Rufe Araton, er soll es übernehmen, denn ich kann es augenblicklich nicht, obschon ich nicht weiß, was mit mir geschehen ist, daß ich es nicht kann. Araton ist vernünftig und weiß in meiner Wohnung Bescheid. Er soll meine Arbeit noch einmal übernehmen, dann mag er nach Nordland reiten. Vergiß auch nicht ihm zu sagen, er soll mir die Taube senden, die er mir versprochen hat. Aber die Taube wird nicht wiederkommen, wie die Korkstücke nicht wiedergekommen sind. – Weißt du, Zista, ich kann es ja nicht beweisen, daß die Erde eine Kugel ist wie das gläserne Meer, aber trotzdem glaube ich bestimmt, daß es so ist, wie ich dir sage. Was liegt daran, wenn die Menschen es nicht glauben? Deshalb ist es doch so! Und die Erde dreht sich doch! – Zista, ich bin nicht toll, du darfst das den Menschen nicht glauben, die das sagen. Sieh, wie die Brandung gegen die Felsen läuft, schmutzig und trübe vom Wirbel des reißenen Meeresstromes, der um den großen Ball Erde läuft! Einmal spielte ich selbst den Korken, aber den zog ein liebliches braunes Kind an die Ufer seiner Heimat, und die Reise des lebendigen

Korkens war vorbei. Nichts wußte ich nun, weil ich gefangen war und ein Knecht und Baumeister des Königs. – Dann habe ich andere Korkstücke ausgesandt, die mir Nachricht bringen sollten, viele, viele Sendboten, die um die Erde schwimmen in reißender Fahrt, die nicht in der Brandung zerbrechen wie ich! Nichts durfte ich sehen, um meinem Glauben Gewißheit zu verschaffen, keiner der roten Korken kam wieder, nur die Sehnsucht nach der Gewißheit blieb, die ewig unerfüllte. Aber die Taube des Araton wird wiederkommen, meinst du nicht auch, Zista? So grausam kann der große Geist nicht sein, daß er meines Glaubens und meiner Arbeit gänzlich spottet.“

Die Königsschwester weinte, als Jochaan sprach. Ihre Tränen tropften auf seine Lippen, so daß er gierig das salzige Naß schlürfte.

„Wenig gibst du mir zu trinken, mein Kind,“ fuhr Jochaan leise fort. „Es schmeckt wie salzige Tränen, warm und nicht übel, doch werde ich mich wohl wieder irren, denn warum solltest du weinen? Es schmeckt fast wie warmes Blut, was du mir zu trinken gibst, Zista! Aber ich sehe ein, du hast selber nicht mehr, und ich will zufrieden sein, obschon ich verbrenne. Wie salziger roter Kork schmeckten die Tropfen, Zista, als ob das kleine Siegelnapfchen der Trinkbecher gewesen sei, genug für eine Taube, aber zu wenig für den König der neuen Erde. – Weißt du, Kind, ich werde einen kostbaren Preis aussetzen für den, der mir den Korken bringt, denn ich bin ja der König und Herr und kann den Reichtum der Erde aufbieten, den Finder zu belohnen. Welchen Preis

soll ich ausloben, kleine Zista? Hilf mir nachdenken, Königin, was soll der Finder bekommen?“

„Der Kork ist gefunden, Jochaan!“ schluchzte das Mädchen fassungslos, aber der Gelehrte konnte ihre Stimme nicht hören, weil Galmons Beil zu hart gewesen war.

Jochaan lachte leise, daß seine breite Brust gegen die seiner kleinen Geliebten schütterte.

„Weißt du noch, Zista, was ich dir versprach, Wenn jemand käme und mir den Korken brächte? – Ich wollte dich küssen, so oft du es willst! – Nun bist du längst meine Königin und hast mich so oft geküßt, daß mein Versprechen hundertfach abgegolten wäre, deine Kinder spielen im Blumengarten unseres Hofes, aber den Korken hat niemand gebracht.“

Da drückte Zista ihre zuckenden Lippen auf den Mund des Mannes. Wieder lachte der Baumeister des Königs, leise und voller Glück.

„Ich weiß es schon, Frau! du willst mich trösten, weil ich so schrecklich dumm bin und solche törichte Hoffnungen habe. Nun, wo die Erde still geworden ist und der neue Himmel blau und voller Sonne, wird der Korken nicht wiederkommen können, denn Himmel und Erde sind fremd und anders als früher, und das Meer ist nicht mehr! Dennoch habe ich recht, Zista – nur, ich kann es nicht beweisen. Das ist der Schmerz meines Lebens gewesen, aber ich weiß nicht, ob du ihn verstehst.“

Die Königsschwester nestelte das sorgsam gehütete rote Rindenstückchen aus dem Hüfttuch und drückte es Jochaan in die verkrümmte Hand. Sie merkte, wie der

Gelehrte mit vorsichtigen Fingern das Korkstückchen betastete.

Ein leiser Seufzer klang an ihr Ohr.

„Ja, Zista, so ähnlich haben meine Korken sich angefühlt,“ sagte er leise und traurig. „Gib sie unseren Buben zum spielen. Es ist ein ernsteres Spielzeug, als sie wissen. Viele viele Menschenalter werden nun vergehen müssen, ehe wieder ein Mann kommt und den Menschen sagt, die Erde sei eine Kugel. Einmal aber wird der Tag kommen, da man so einem Manne glaubt! – Mir hat niemand geglaubt, selbst die nicht, die mich lieb hatten. Ich glaube, mir hat die Zeit gefehlt, sonst hatte ich es doch noch erreicht. Zeit ist nicht alles, aber viel! – Schließlich ist es gleichgültig. Ich habe dich und die Kinder und herrsche über ein freies glückliches Volk. Du sieht, Zista, es geht auch ohne Sklaven. – Es ist genug, daß ich dich und viele durch den Zusammenbruch in eine bessere Zeit geführt habe. Reiche Gnade hat mir der große Geist gegeben, daß ich wenigstens das noch erleben durfte. Es gab eine Zeit, da hatte ich Grund zur Annahme, er werde mir alles verweigern. – Du vergißt doch nicht, was ich dir gesagt habe, Zista? Achte auf jede Brieftaube, die durch den Garten flattert. Das ist wichtig – wichtig! Ich will den Glauben an das Unwahrscheinliche nicht verlieren. Es ist so vieles wahr geworden, was wir nicht glaubten, und was wir heute wie eine unwahrscheinliche Sage empfinden. Werde nicht müde, Frau! Noch hat dein König eine törichte Hoffnung, Wenn auch alles andere zerronnen ist, wie ein flüchtiger Nebel. Araton – – Araton!“

Der rote Korkeu fiel aus der verkrampften Hand des Gelehrten und rollte ins Freie, auf geneigter Bahn. Zista versuchte nicht nach ihm zu greifen und ihn zu halten. Eine tiefe Traurigkeit war über sie gekommen. Stumm hielt sie den Geliebten mit den schlanken, braunen Armen fest, ohne Hoffnung – ohne Hoffnung. Jochaan bewegte unhörbar die Lippen. Die Königsschwester neigte das Ohr und lauschte angespannt.

„Wasser! – Wasser!“ hörte sie wie aus weiter Ferne.

Irr und verzweifelt wanderten die Augen des Kindes zu dem Menschenknäuel in der dunkelen Höhle. Sollte sie aufstehen und versuchen, das Eis selbst zu holen? Anders würde sie das Labsal für den verwundeten Mann wohl nie bekommen!

Aber wenn Jochaan auf dem schrägen Felsen des Eingangs ohne Schutz und Halt liegen blieb? Wenn er aus der Höhle hinausgerollt war, wenn sie wiederkam?

„Bringe mir ein Stückchen Eis!“ kreischte sie dem stumpfsinnigen Sklaven verzweifelt ins Ohr. Verständnisloses, wahnsinniges Grinsen fletschte ihr entgegen. Er hatte wohl die Worte, nicht aber ihren Sinn verstanden, denn sein Geist war in dem schrecklichen Geschehen verstört und faßte keinen Sinn mehr.

„Schicke doch unsere Buben an die Quelle und lasse mir Wasser holen, Zista!“ bat Jochaan und hob die verkrüppelte Hand, um das Kind zu streicheln. „Das kann nicht so schwer sein, Frau, und ist nur eine geringe Bitte, die die Kinder gerne erfüllen Werden. Nachher mögen sie weiter spielen, die Kleinen. Nur einen Trunk Wasser sollen sie für den Vater holen; ist das zuviel verlangt?“



„Ich habe nur warmes Blut, Jochaan,“ flüsterte Zista in sein Ohr, obschon sie wußte, er werde sie nicht verstehen.

„Willst du mein Blut trinken, Jochaan?“

Nur ein fernes unverständliches Rauschen war an des Gelehrten zerstörtes Ohr gedrungen, dennoch glaubte er die Königsschwester verstanden zu haben und nickte leicht mit dem schmerzenden brennenden Kopf.

Da nestelte das Kind sein scharfes Steinmesser aus dem Hüfttuch, zog es vorsichtig aus der Lederscheide und stach sich in den Arm.

Aber in diesem Augenblick tat die Höhle einen scharfen Ruck nach unten, die Spitze des Messers drang tief in das weiche Fleisch, daß ein heller Blutstrom wie eine purpurne Quelle hervorsprang und über Jochaans bleiches Gesicht rieselte.

Schnell drückte das Kind die sprudelnde Quelle an den Mund des geliebten Mannes und ließ ihn trinken.

Und Jochaan trank wie ein Verschwachtender, trank wild und gierig das Blut seiner kleinen Königin, bis er satt und glücklich zurücksank und das müde zerfurchte Gesicht an ihrer Brust barg wie ein zufriedenes Kind.

Zista lächelte froh auf die entspannten Züge herab.

„Warum bin ich eigentlich nicht früher auf diesen einfachen Gedanken gekommen?“ dachte sie mit einem glücklichen Lachen im Herzen. „So viel Blut, um einen lieben Mann trinken zu lassen, habe ich schließlich doch noch! Und allzuviel hat er ja nicht getrunken. Schade, daß das Blut immer noch fließt. Aber es wird schon aufhören, das ist weiter nicht schlimm. Ich habe etwas

zu tief gestochen. Später steche ich noch einmal in den Arm, wenn er aufwacht und trinken will. – Siehst du, Jochaan, nun haben deine Buben dir Wasser von der Quelle geholt und dürfen in unserem Garten weiter spielen. Und auf die Briefftaube Aratons will ich gut aufpassen, wenn sie aus Nordland kommt und dir Nachricht bringt. wie es droben aussteht auf dem weißen Stein, in deinen Festungen, du Baumeister der neuen Erde, du lieber, guter König und Mann!“

Müde sank der feine Kopf der Königsschwester gegen Jochaans Wange. Fernes leises Rauschen klang durch das Heulen des Weltunterganges, aber das Heulen wurde schwächer und ganz gedämpft, und das feine Rauschen in ihren Ohren wurde deutlicher und klang wie liebliche Musik und helles klingendes Kinderlachen.

„Nun will auch ich ein wenig schlafen, mein Jochaan,“ dachte Zista, obschon die Gedanken nicht mehr gehorchen wollten und wirr und müde geworden waren. „Ich will mich, während du schläfst, unter den Bäumen in der Sonne niederlegen, damit ich munter bin, wenn du wach wirst und wieder trinken willst. – Ich habe nicht gewußt, wie schön es ist, deine Königin zu sein und die Mutter deiner Kinder. – Siehst du, es ist alles gut geworden, und wir dachten, es würde immer böse bleiben! Auch deine Augen werden wieder sehen, Jochaan, wir müssen nur eine kleine Zeit warten und Geduld haben. – – Wenn wir wach werden, wird vieles vieles besser sein.“

Stiller rieselte das warme rote Blut der kleinen Königsschwester über Jochaans Brust, leise gingen die

Atemzüge des jungen Königspaares der neuen Erde, fern jubelte das selige Lachen der Kinder unter dem neuen sonnenstrahlenden Frühlingshimmel, und sie lächelten beide, weil es lustig und lebensfroh klang, ganz ohne Sorge und Schmerz, wie Kinder ohne Grund lachen und jubeln, nur weil das Leben schön und voller Glück ist.

„Kommt da nicht eine Taube geflattert, Jochaan?“ fragte Zista im Traum. „Setze dich hierher, kleiner Sendbote des Fürsten Araton. – Sieh doch, Jochaan! Sie trägt einen Brief am roten Fuß, ein feines, glattes Lederstreifchen! Wo habe ich solch Lederstreifchen schon einmal gesehen? – Nun mußt du schon lesen, du kluger Baumeister der neuen Erde, denn deine dumme Frau will es erst lernen. Lache mich nicht aus, Jochaan, sonst werde ich böse! Ich will es wirklich lernen! Meinst du, ich sei so eine bequeme Frau, die sich alles von dir gefallen läßt? Da konnte dir Araton ein nettes Liedchen von dem Dickkopf deiner Königin vorsingen, denn ich bin ihm ja weggelaufen, damit ich zu dir kommen konnte. Es war gewiß schlecht von mir, daß ich weggelaufen bin, aber er hat auch gesagt, er wolle dafür sorgen, daß es kein Unrecht sei! Ein Unrecht war es doch, so klug bin ich auch, das zu wissen, aber es soll auch mein letztes Unrecht sein, Jochaan. Dir laufe ich ganz gewiß nicht weg! Und wenn ich schon einmal böse auf dich wäre, so bliebe ich, weil die Kinder da sind, weil du gar nichts von Kindererziehung verstehst. Die sollen nicht merken, daß sich der König mit der Königin zankt. – Weißt du noch, als das gläserne Meer zerbrach und auf die Erde

fiel? Weißt du noch, wie sich die Höhle fast auf den Kopf stellte? Wie lange ist das her, und keiner glaubt es mehr. Und wenn wir es unseren Buben erzählen, so sehen sie uns verwundert an. Ich denke fast, Jochaan, es ist ein böser dummer Traum gewesen ... Ja, ja, die Erde ist eine Kugel wie mein Kopf, Jochaan, nur eine Kleinigkeit größer, aber nicht viel härter ... ich will dir nicht widersprechen ... Du bist ein dummer Mann, daß du den schönen, roten Korken weggeworfen hast. Kein Mensch wird es dir nun glauben, daß er um den Erdball herumgeschwommen ist! Seit ich deine Frau bin, weiß ich, daß solch gelehrte Leute wie du, eigentlich recht dumm sind. Doch ich werde mich schön hüten, es irgendeinem Menschen zu erzählen. So etwas behält eine kluge Frau für sich. Ich strahle ja mit von deinem Ruhm und sage allen Leuten, daß ich täglich eine Stunde lang vor dir auf den Knien liege vor Hochachtung und stummer Anbetung, obschon es in Wirklichkeit anders gewesen ist. Ja? Eigentlich soll ein so kluger Gelehrter wie du unverheiratet bleiben, dann ist sein Ruhm ungeschmälert. Weißt du, eine Frau merkt zu viel! Aber wir können beide daran nichts mehr ändern. – Komm mit an den blauen Fluß, der aus dem heiligen Berge stürzt und in die Ebene fließt wie ein Strom von klaren, durchsichtigen Edelsteinen ... komm mit mir in die kühlen Wälder am Ufer ... Weißt du noch, wie du solchen Durst hattest, ... daß du mein Blut trinken mußttest, weil ich nichts anderes hatte? Sonderbar, wie lang das her ist ... Heute trinken wir klares, kühles Wasser und Wein, der auf den Bergen wächst... Du meinst, mein Blut habe

viel, viel besser geschmeckt als der köstlichste Wein der Erde? Nun wird der alte König mit seinen grauen Haaren noch liebenswürdig zu seiner verblühten Frau! ... Jochaan, es ist doch schön, wenn man seinen Mann so gut kennt, daß ...“

Still und glücklich verschwand der Traum im Nebel des Nichts. Der kleine schwarze Kopf der Königschwester sank tiefer auf den Geliebten herab, und die leisen Atemzüge stockten.

Langsam rieselte noch das rote Blut in einem zögernden Bächlein aus dem braunen Arm, dann versiegte der Quell.

Zista war eingeschlafen, ohne zu wissen, daß sie nicht wieder wach werden würde. Dennoch hob und senkte sich ihr Rücken ganz ganz leicht unter den Atemzügen des todwunden Mannes. Fest umklammerten die schützenden Arme den zerschlagenen Kopf, und starr und steif stemmten sich die kleinen Füßchen in die schmale Spalte des Höhleneinganges.

Krachend schlugen draußen die brennenden Sterne aus dem Leib des gläsernen Meeres in die zuckende Erde, schaurig heulten die himmlischen Geschosse hoch über die Schroffen des heiligen Berges nach Osten, blutig brannten die Feuerberge nah und fern in den lodern den Glutwolken zerstiebender Metallblöcke, aber die junge Königin der neuen Erde schlief, und auf dem geneigten, seinen Gesicht war ein gutes Lächeln eingefroren.

Jochaan sprach im Fieberwahn mit seiner toten Freundin, wenn er in seltenen Augenblicken zur Besinnung

kam, doch seine Bitte um Wasser verhallte ungehört.

Suchend glitt seine verkrüppelte Hand über die kalte starre Wange und die kühlen Arme des Kindes; keine Bewegung verriet dem Kranken, daß seine Königin ihn hörte. Stöhnend bewegte sich der Baumeister und versuchte den Kopf aus dem kühlenden Schoß der Geliebten zu heben. Fest und trotzig hielt die kleine Frau ihn umfassen, und die Arme umschlossen seine breite Brust wie gespannte kalte Fesseln.

Seine Lippen murmelten unverstandene Worte in die tote flache Ohrmuschel, die sich über seinen Mund beugte, wie seit vielen vielen unendlich langen Tagen. Dann lag Jochaan wieder still und vergaß in wirren Fieberträumen die plötzlich aufkeimende Angst, daß Zista so still und starr über ihm läge mit gebeugtem Rücken und daß ihre Haut so unheimlich kalt war, die sich früher warm an seinen zerschlagenen Kopf gelegt hatte.

Endlos rauschte die Zeit dahin, die keine Zeit war, in grausiger Dunkelheit und mit würgendem Schnecken-schritt. Stiller wurde der Atem des Mannes vom heiligen Berge. Nur leises Röcheln klang aus dem geöffneten Munde. Jochaan aber wußte nicht, daß auch er geerntet werden sollte, wie Zista geerntet war von der Sichel des grausamen gläsernen Meeres, denn der Wurf mit Galmons schwerer Streitaxt war die Schuld des zerbrechenden Mondes, und der Stich, der zu tief in Zistas Arm gefahren, war die Schuld des Bebens gewesen, das der stürzende Mond in ungemessenen Schauern über die alte Erde jagte.

Bunte lockende Bilder der glücklichen Erdenzeit, eines ewigen Frühlings zogen durch die Seele des zerschlagenen Mannes, Bilder, die er oft im Geiste gesehen, und die nun bald Wirklichkeit werden sollten, ohne daß er sie mit Augen sehen durfte.

An einem Altar stand er mit Zista und den Kindern, die sie ihm geboren hatte, mit Männern und Frauen des geretteten Geschlechtes der alten Erde, die vergangen war, und betete mit ihnen zu dem großen Geiste, den er allein als Gottheit anerkannt hatte, dessen harte Hand er hinter dem furchtbaren Geschehen der Sintflut ahnte, ohne ihr Gesetz zu kennen, das nur zerstört, um neu zu schaffen.

Wieder prasselte Eishagel aus den schwarzen Wolken, doch wurden die tollen Bewegungen der Erde gelinder. Seltener heulte es in der Luft von fallenden Bergen und Steinen.

Der zermürbte Haufen armer Menschentiere hob ungläubig die zottigen, zerschrammten Köpfe; die Armen starrten auf die enge Felsspalte des Eingangs, und es schien, als leuchte ab und zu eine milde kleine Helligkeit in die Höhle, die nicht die schaurige Helligkeit brennender Berge war.

Vorsichtig wagte der eine oder andere sich zu bewegen, entsann sich, daß der Durst teuflisch in den Eingeweiden brannte und drängte sich nach Jochaans Vorratskammern, um Eis zu holen. Auch Nephath entging die Veränderung nicht. Mit zarten Händen half er der Königin Aramat vom hohen Sitz des sonderbar hängenden Herdes herab und stieg selbst über die steile

Wandplatte auf den neuen Boden, steif und zerschlagen, mit verquollenen Augen und blutschaumigen Lippen.

„Wo ist Jochaan?“ fragte die Königin ihre ewige Frage.

Der Priester des heiligen Berges verstand sie nicht, sondern starrte sie ängstlich an.

„Hier am Eingang liegt der Baumeister mit Zista, der Schwester des Königs,“ sagte einer der Sklaven, der die Frage verstanden hatte.

Wankend und stolpernd bahnte sich Aramut den Weg zum Ausgang. Sie faßte Zista an der Schulter, um sie aufzurichten und fand, daß der Rücken des Kindes steif war.

Sklaven halfen der Königin, den Gelehrten aus der Umklammerung des toten Mädchens zu befreien und legten den leblosen verkrümmten Leib der kleinen schönen Königsschwester auf ein Pantherfell. Willig machten die Leute Platz.

Tastend fuhren die verkrüppelten Arme des Gelehrten in die Luft und suchten seine Freundin.

„Zista - Zista!“ murmelte er voller Angst. „Warum gehst du fort? - Laß mich nicht allein, ich habe dir noch viel zu sagen.“ Da sah Aramut, daß der Baumeister des Königs blind war und daß die Tage seines reichen Lebens voller Arbeit und Qual bald zu Ende sein würden. Schweigend, mit zerrissenem, wehem Lächeln, setzte sie sich an die Stelle der kleinen Königsschwester und beugte sich über des Sterbenden schmalen Mund. Sie hörte die Worte der Liebe mit bitterem Schmerz, Worte, die nicht ihr galten, sondern der Königin der neuen Erde, der Geliebten, die nicht mehr war.



Du sollst es nicht wissen, dachte die Königin und lauschte auf Jochaans abgerissene Worte. Sie hörte ihn von seinen und Zistas Kindern sprechen, von der neuen Erde und dem neuen Himmel, dem neuen Königreich des Sklaven und vernahm undeutlich die gehauchten Worte, die um seine Gedanken vom irdischen Glück taumelten.

„Denke an Aratons Taube,“ sagte er immer wieder. Dieser Gedanke schien ihn am meisten zu bewegen.

Kleine Eisstücke steckte die Königin dem fieberheißen Mann zwischen die Lippen. Ein Lächeln erschien auf den zertrümmerten Zügen Jochaans.

„Dein Blut, kleine liebe Frau, hat besser geschmeckt,“ flüsterte er mit einem Hauch gutmütigen Humors.

Mütterlich schlang Aramut die Arme um den sterbenden Mann, den sie lieb hatte, seit sie ihn kannte. Gut und still lag der zerschlagene Kopf an ihrer Brust. Jochaan aber dachte, es sei Zista, die bei ihm wäre und lachte leise und zufrieden.

„Sieh da, die Hütte des großen Geistes bei den Menschen!“ sagte er laut und deutlich, und seine verkrüppelten Arme wiesen in die Ferne, in die aufhellende Dämmerung des neuen Himmels. „Er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein, und er wird abwischen alle Tränen aus ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen. Er wird den Durstigen von dem Brunnen des lebendigen Wassers geben, und wer überwindet, wird das alles ererben.“

Still, langausgestreckt lag Jochaan in den Armen der Königin Aramut und sprach nicht mehr.

Langsam schlichen die Stunden; noch immer lebte der Baumeister der neuen Erde.

Als zum erstenmal die Sonne der neuen Zeit einen matten Strahl in den Eingang der Höhle schoß, daß die Hoffnung aufwallte wie ein überwältigender Strom der Freude, starb Jochaan. Der matte Sonnenstrahl hatte seine blutige Stirn getroffen, und er fühlte die Wärme.

Ein Lächeln lag auf dem eingefallenen alten Gesicht wie das eines Siegers.

Ungesehen trat der große Geist zu Jochaan, der sein Freund gewesen war von Anbeginn, darum, daß er ihn hatte leiden lassen, und nahm seine Seele in beide Hände.

Er hob sie empor in das Licht des kommenden Tages wie eine seltene kostbare Perle.

„Sieh Jochaan, das ist deine Erde,“ sagte er. „Gerne wollte ich dich nun behalten, stolzer Baumeister, der du reich gewesen bist, wie keiner auf meinem alten Stern. Du hast mir einen Strich durch die Rechnung gemacht, weil du aus eigener Kraft mehr geworden bist, als selbst ich wußte. Deshalb habe ich eine Schuld an die Erde, die ich gerne tilgen will. Ich will dich hinfließen lassen über den neuen Lehmacker der Erde als köstlichen Samen für die, die nach dir kommen werden. Ich habe nicht geglaubt, daß mir einmal ein Mensch Hochachtung abnötigen konnte; du aber hast es fertig gebracht, daß ich es eingestehen muß. – Ich lasse dich frei, Jochaan, denn dich und deinesgleichen kann ich nicht halten, weil du

die Unruhe und Sehnsucht der Erde hist. Höheres kann auch ich ihr nicht geben.“

Mit diesen Worten ließ der große Geist die Seele des Jochaan dahinfließen und lächelte, wie eifrig sie war, die ganze Erde zu umspannen. Aber nicht genug damit, sie stieg wie ein farbiger Bogen aus ferner Dunstschicht zum Himmel empor, als die Sonne tief im Westen stand und es Nacht werden wollte.

„Er greift hinaus in die Weiten meines Raumes!“ nickte der große Geist und lächelte mit freundlichem Humor. „Ich liebe die Unersättlichen. Wenn ich wiederkomme, wirst du größer sein.“

Da setzte er den Fuß auf den Ring des Saturns und stieg über den Sirius hinaus in Weiten, die nur er kannte, weil nur er in Ewigkeitsbegriffen denken konnte und die Zeit für ihn ohne Wesen war.

Ende



---

# Nachwort

von Hans Wolfgang Behm

Daß vorstehendem Roman mehr zugrunde liegt als das Walten freier Phantasie, dürfte dem aufmerksamen Leser bestimmt nicht entgangen sein. Es ist ein glückliches Zusammentreffen, daß ein literarischer Gestalter wie Edmund Kiß sich auch als Forschungsreisender in glazialkosmogonischen Dingen besten Rufes erfreut, und so zum Beispiel das südamerikanische Andengebiet bereiste. Füge ich weiter hinzu, daß Glazialkosmogonie und Welteislehre<sup>1</sup> sich deckende Begriffe sind, hinter dem Fremdwort sich eine Weltanschauung verbirgt, von der jedermann schon wenigstens gelegentlich hörte, so darf ich wohl gern auf besonderes Interesse für die hier noch zu gebenden kurzen Ausführungen rechnen.

Daß die Prophetie des Romanhelden Jochaan an diejenige der neutestamentlichen „Offenbarung des Johannes“ (Apokalypse) knüpft, ist kein billiger Zufall, sondern ankert in der Ausdeutung altüberlieferter Texte und Mythen im Sinne der Welteislehre. Erblickt doch

---

<sup>1</sup> Vgl. Behm, Welteis und Weltentwicklung, gewährt auf 48 Seiten eine kurzgefaßte Übersicht der gesamten Welteislehre. (Zur Zeit dritte Auflage. V. Hase & Koheler, Verlag, Leipzig.)

der Schöpfer dieser Lehre, der 1931 in Mauer bei Wien verstorbene Ingenieur Hanns Hörbiger<sup>1</sup>, gerade in der Apokalypse urältestes Wissen von Kosmos und Erde verwoben, das, wenn auch mitunter in symbolischer Verbrämung und weniger durchsichtig gestaltet, doch zwangsläufig erkennen läßt, welche erschütternden Gewalten eine Menschheit recht alter Tage schon ausgesetzt war. Ereignisse, wie sie im Rahmen wissenschaftlich-glazialkosmogonischer Erkenntnisse sich auf Erden dereinst tatsächlich abgespielt haben müssen, lassen sich mit anderen Worten auch unschwer in den Aufzeichnungen des apokalyptischen Bearbeiters entdecken. Wobei diese Entdeckung wohlverstanden als nachträglicher Nebengewinn längst fundierter Welteisperspektiven (und nicht umgekehrt) zu buchen ist.

Kein Wunder deshalb, daß vorliegendem Roman der Apokalypse nahezu unverändert entnommene Textstellen eingegliedert sind, und Naturabspiele von katastrophaler Gewalt und außergewöhnlicher Härte für alles lebendig Regsames auf Erden eine Schilderung erfahren. Ist es doch eine zwingende Forderung der Welteislehre, den Werdegang der Erde und ihres Lebens der gangbaren Meinung eines stetig und allmählich wirkenden erdgeschichtlichen Gleichgeschehens zu entreißen, und einer periodisch sich wiederholenden Großkatastrophenzeit auf Erden das Wort zu reden. Wobei die auslösende Urfache hierfür in kosmischen Vor-

---

<sup>1</sup> Vgl. Behm, Hörbiger, ein Schicksal. Das ca. 350 Seiten starke und mit 16 Bildtafeln ausgestattete Werk stellt den ersten Versuch einer Biographie des Schöpfers der Welteislehre dar. (v. Hase & Koehler, Verlag, Leipzig.)

gängen zu erblicken ist, die wiederum mit der ganzen Werdensgeschichte unseres Sonnensystems engstens verknüpft erscheinen.

Um dies einzusehen, müssen wir uns vor allem mit dem Ausblick befreunden, daß die Zahl der unsere Sonne umlaufenden Planeten einst zahlreicher war und jenseits der Erde (der Marsbahn zu) ebenfalls weitere Planeten sich bewegten. Jeder dieser Planeten kam schließlich der Erdbahn bei unentwegter Bahnschrumpfung bedenklich nahe. Ein Umstand, der darin begründet liegt, daß der Weltraum als nicht völlig leer zu betrachten ist und jedem Himmelskörper einen entsprechenden Widerstand entgegensetzt. War solch ein kleinerer Planet einmal in den Schwerebereich der Erde geraten, dann war es mit seinem Wandelstern-dasein vorbei. Er war gezwungen, nun nicht mehr als Planet die Sonne, sondern als Mond die Erde zu umlaufen, dieser ständig näher zu kommen, um sich ihr schließlich anzugliedern. Dieser Angliederungsvorgang ist der allgewaltige Schlußakt einer Mondtragödie, er ist die wirkliche Ursache einer Sintflut auf Erden, und er bewirkt, daß die Erde nunmehr geraume Zeit keinen Mond besitzt oder mit anderen Worten die Epoche einer mondlosen Zeit erlebt.

Lediglich im Zeichen eines sie umschwingenden und sich ihr ständig nähernden Mondes erfährt die Erde ihre geologischen Großkatastrophen. So hat der mutmaßlich etwas kleinere Vorläufer des Jetztmondes zunächst einen ganz ähnlichen Einfluß auf die Erde ausgeübt, wie der gegenwärtige Mond. Bei etwa noch sechzig Erdhalb-

messer Entfernung löst ein Mond rings um den Erdball jenes gewaltige Pulsen des Meeres ans, das wir als Flut und Ebbe mit dem Namen Gezeiten bezeichnen. Weit mehr als die feste Erdoberfläche folgt vorläufig die bewegliche Wasserhülle infolge der leichten Verschiebbarkeit ihrer Teilchen der auf sie einwirkenden Kraft. Im Maße aber, als sich ein Mond der Erde langsam nähert und sich dann mit kürzerer Umlaufzeit bewegt, werden die Zugkräfte nach und nach eine ganz ungeheure Steigerung erfahren und ihre Einwirkung auch auf die Festlandmasse und nicht zum wenigsten auf die Luft-hülle geltend machen.

Es werden die Wasser der Erde äquatorwärts zu einer Gürtelflut zusammengesaugt, die Polgebiete und höheren Breiten ganz entwässert. Umläuft schließlich der bis auf wenige Erdhalbmesser angenäherte Mond im Zeitraum eines Tages die Erde, so ist das feuchte Element der Erde in zwei riesenhaften Flutbergen über Afrika einesteils und über den Stillen Ozean andernteils verankert. Nur in zwei schmalen, zwischen den Flutbergen liegenden, äquatoriellen Tropengebieten herrscht ein dem Leben zuträgliches Klima, während über alle anderen Gefilde der Erde infolge der mondbewirkten Luftabsaugung und Luftverdünnung eine Eiszeit starrt. Und die eigentümliche Stellung der Erdachse zur Ebene der Mondbahn bewirkt, daß täglich urgewaltige Wassermengen der beiden Flutberge nord- und südwärts über die Erdoberfläche geworfen werden, so ungeheuerlich, daß Gebirge von beispielsweise Kaukasushöhe spielend überlaufen werden. Die Erde erlebt eine große Gebirgs-



bauzeit. Die weithin pendelnden Flutbergausschläge scheren Ozeanboden ab, knicken Wälder buchstäblich zusammen, tragen das Rodungsmaterial fort und lagern es in den Ebbegebieten schichtbauend ab. Und diesen Höllentanz der Flutgewalten begleiten da und dort die Feuerschlünde der Vulkane.

Nach Überholung dieser Gebirgsbauzeit, bei weiterer Annäherung des Mondes und seiner dann schnelleren Umlaufzeit als die Drehungszeit der Erde, treten die vordem verankerten Flutberge wieder eine, nun gegensätzliche, Längenwanderung an. Eine zweite, rings den Äquator umspannende Gürtelflut ist das Endergebnis. In wildem Aufruhr befindet sich die regengetrübte Atmosphäre. Es wird nie recht Tag, und angesichts der nun riesenhaft erscheinenden und außerordentlich leuchtkräftigen Mondscheibe nie recht Nacht. Mehrmals täglich erleben unsere mitteleuropäischen Breiten eine totale Sonnenfinsternis und mehrmals eine ebensolche Mondfinsternis.

Bald naht der große Schlußakt, da der Mond sich auflöst und in Trümmer geht. Da im Sinne der Welteislehre jeder Mond über einem festen Kern einen erheblich dicken Panzer von Eis trägt, zieht anfänglich ein kometenschweifähnlicher Schwarm von Eisetrümmer zur Erde. Jeder Schwarmbestandteil liefert eine Hagelwolke, die spiralig zur Erde gleitet. Selbst gletscherblockartig stürzt Mondeis in die Lufthülle. Wolkenbrüche und Riesenhagel von unbeschreiblicher Heftigkeit, kosmische Stürme und elektrische Entladungen größten Ausmaßes bestürmen die Erde. Das zur Erde gleitende reine Mond-

krusteneis wird weiterhin mit Schlamm aus dem Mondkern untermischt. Schließlich zersplittert auch der Rest des Mondkernes, stiebt auseinander und bewirft die Erde mit einem Gesteins- und Eisenschlackenhagel. Da nun keine Kraft des Mondes mehr auf die Erde einwirkt, endet jener Zwang, der den Erdkörper (übertrieben gesagt) eiförmig und die Gesteinshülle zu einem gewölbten Tropenwulst verzogen hatte und der vor allem die Wasser der Erde zu einem gewaltigen Reservoir dem Gleicher entlang gestaut hatte.

Jetzt wird die Erde in ihre Kugelform zurückversetzt. Es stöhnt und faucht und poltert und ächzt da und dort ganz fürchterlich auf Erden. Schollensenkungen, Grabenbrüche, Verwerfungen werden ausgelöst. Dem Ozeanwasser ist vielfach Gelegenheit geboten, an die feindliche innerirdische Glut heranzukommen. Entsprechende Magmaergüsse fluten gleich feurigen Schlangen über weite Gefilde. Aber die Stauungsentfesselung des äquatornahen Wasserreservoirs ist ebenfalls eingetreten. Die aufzugsbereiten Schleusen sind geöffnet und eine Sintflut kommt zum Ausbruch. Zwei riesige Ringflutwellen stürmen nördlich und südlich von den Tropen her gegen die höheren Breiten zu und ebbten in wiederholten Pendelschlägen hin und zurück. Sie laufen auch erheblich polwärts, da der breite Strom, je weiter nördlich und südlich er flutet, auf immer schmaler werdende Kugelkalotten sich ergießen muß. Noch steht die Erde im Zeichen der Nachwehen einer Mondeiszeit, um aber schließlich zur Ruhe zu kommen und in das Zeitalter einer mondlosen Zeit einzutreten, die dann erst wieder

beim Einfang eines neuen Erdmondes ihr Ende findet. So wechselten schon mehrmals auf Erden Mondeiszeiten mit mondlosen Zeiten ab, diese mit Großkatastrophen, jene mit einer Art ewigen Frühling einhergehend. Was das alles für das Leben bedeutet, habe ich in zwei entsprechenden Buchwerken niederlegt und darin zugleich auch das Abspiel einer Mondeiszeit des näheren geschildert.<sup>1</sup>

Schauplatz vorstehenden Romanes ist nun das abessinische Hochgebirge zur Zeit der vom Vorgänger unseres Jetztmondes (dem sogenannten Känomond) verschuldeten Erdkatastrophe. Und zwar hat sich dieser Mond schon bedenklich der Erde genähert, steht mittelbar vor seiner Zertrümmerung und seinem Niederbruch, der schließlich auch erfolgt, die Sintflut auslöst und Aratons Driftfahrt verstehen läßt. Wir haben genügend Gründe zu vermuten, daß unmittelbar vor Auslösung dieser letzten irdischen Sintflut einige tropische Hochlandgefilde über die den Äquator umlaufende Gürtelflut hinausragten. Dem abessinischen Hochlande ähnlich situierte Erhebungen ragten als tropisch kulturfähige Menschenasyle über Wasser und gleichfalls schoben sich die massigen West- und Ostkordilleren Südamerikas mit ihrem Zwischenplateau von Süden herauf (und viel-

---

<sup>1</sup> Behm, Von Sintflut zu Sintflut. 365 Seiten, mit 85 Abbildungen im Text, 4 farbigen, 16 einfarbigen Tafeln und 3 Tabellen. (v. Hase & Koehler, Verlag, Leipzig.)

Behm, Schöpfung des Menschen. Revolution um Charles Darwin und sein Erbe. 248 Seiten und 54 Abbildungen. (v. Hase & Koehler, Verlag, Leipzig.)

leicht das mexikanische Hochplateau von Norden her) als kulturfähige Halbinseln vom vereisten Hinterlande her in den Tropenozeangürtel vor. Dagegen waren damals die Landenge von Panama, das ganze heutige Brasilien, die Niederungen Boliviens und Ecuadors, sowie auch ganz Zentralafrika tief unter Wasser gesetzt. Wasserfrei war damals das Hochlandgebiet des heutigen Titikakasees, das ehemalige Reich Tihuanaku, dessen Geheimnisse ebenfalls erst durch Perspektiven der Welt-eislehre verständlich werden.

An diesem Orte weilte Kiß selbst und läßt seinen Romanhelden Jochaan auch von Tihuanaku nach Abessinien gelangen. Wobei angenommen ist, daß die Gürtelhochflut nicht genau parallel zum Gleicher lief, sondern ihn mit wechselnder Strömungsrichtung in einem sehr spitzen Winkel kreuzte. Ausgangspunkt der Fahrt des Jochaan mag die Küste des Reiches Tihuanaku bei etwa 10 Grad südlicher Breite – seine Landung aus den abessinischen Inseln bei etwa 10 Grad nördlicher Breite gewesen sein. Schreiben wir es dem Roman zugute, daß eine solche Überfahrt auf einem Einbaum möglich war, bezw. glatt gelingen konnte, so dürfen wir für die Überfahrtszeit an sich nur wenige Tage ansetzen – etwa mit heutiger Schnelldampfergeschwindigkeit von etwa 30 Seemeilen pro Stunde in der Kernlinie der Gürtelströmung und etwa 10 Seemeilen in den Randströmungen. Glazialkosmogonische Einsicht macht eine solche Geschwindigkeit wahrscheinlich.

Der geschilderte Versuch Jochaans, zur Feststellung der Erdform Korkstücke der zusammenhängenden

Ringflut anzuvertrauen, kann insofern nicht als völlig aussichtslos bezeichnet werden, als die Rückkehr eines oder des anderen Korkens von der Westseite her im Bereiche der Möglichkeit liegt.

Zur genaueren Fixierung des Schauplatzes sei folgendes hervorgehoben: Bis etwa 20 Grad nördlicher und südlicher Breite vom Äquator strömt die Gürtelflut. Aus ihr ragen als die heutigen Gipfel der Berge (etwa um den 4620 Meter hohen Ras Daschan) zwischen dem 15. und 18. Grad nördlicher Breite die Inseln der Abessen hervor. Hier liegen im Sinne des Romanes die Berge Peri und Heiliger Berg, wie die Stadt Tulma. Das Klima ist tropischer Art und starke sommerliche Regenfälle bestürmen die Gebiete. Alle südlich gelegenen Gebirgsteile des heutigen Abessinien sind mit Wasser bedeckt anzunehmen, wie auch der knapp unter dem Gleicher aufragende Kenia. Nordwärts über den 20. Breitengrad hinaus grenzt teilweise vereistes Festland an die Gürtelflut. Es ist von zahlreichen Meeresarmen und Meeresbuchten zerfurcht, welche die im Roman erwähnte Schifffahrt der Abessen möglich machten. Dieses „Nordland“ des abessischen Reiches von gemäßigttem bis kaltem Klima und teilweise deutlich ausgeprägtem Wechsel von Sommer und Winter reicht etwa bis zum 23. Grad nördlicher Breite, demnach nahe dem Wendekreis des Krebses. Dort liegen auch die Festungen des Jochaan auf dem „weißen Stein“, d. h. dem Inlandeis, das entsprechenden Einsichten der Welteislehre zufolge mit etwa zwei Kilometer Dicke anzunehmen ist.

Wiederum nordwärts der abessischen Reichsgrenze,

zwischen dem 23. und 30. Grad nördlicher Breite liegend, ist das Nomadenland der „Nordmänner“ angenommen, das seinen Bewohnern gerade noch ein dürftiges Leben ermöglicht und bei etwa 30 Grad nördlicher Breite an die Gefilde ständiger Vereisung, wie diese der mondbedingte „Kataklysmus“ der Welteislehre fordert, grenzt. Von Kälte und Hunger getrieben versuchen Volksstämme dieser Nomaden wiederholt in südlich wärmere Gegenden vorzustoßen, d. h. in Gebiete des abessischen Reiches vorzudringen. Wie der Roman ausführt, sind derartige Versuche auch wiederholt gelungen, war doch ein Vorfahre Aratons der Führer eines ehemaligen Nordmannstammes, dessen Einbruch von Erfolg gekrönt gewesen war. Um sich aber selbst vor Übervölkerung zu schützen und sich angesichts des spärlichen Lebensraumes und der nicht übermäßig zur Verfügung stehenden Nahrung behaupten zu können, waren die Herrscher des abessischen Reiches zu wiederholten Abwehrfeldzügen gezwungen. Wenn im Roman demnach wiederholt von Nordlandzügen die Rede ist, so darf nicht übersehen werden, daß es sich hierbei um Gebiete handelt, die zum mindesten noch südlich des 30. Grades nördlicher Breite liegen, andernfalls eine geographische Orientierung zu völlig falschen Vorstellungen führen würde. Was wir heute etwa als Nordgebiete bezeichnen, lag damals tief unter kilometerdicken Eisschichten begraben und verwehrte jedem lebendigen Dasein seine Existenz.

Mit unleugbarem Geschick hat der Verfasser versucht, alle dem Roman zugrundeliegenden Naturabspiele

möglichst den Forderungen der Welteislehre anzupassen. Der Versuch erscheint auch gelungen, und es ist dem Laien gegeben, sich eine Vorstellung zu bilden über die ungeheuren Nöte, denen eine damalige Menschheit vor sicherlich schon Jahrmillionen ausgesetzt war. Greifen wir einige besondere Eigenheiten der Darstellung heraus, die utopisch klingen könnten, so gewinnen diese auch an Wahrscheinlichkeit, sobald man sie unter dem Gesichtswinkel der von Hörbiger begründeten Erdkatastrophenlehre betrachtet. Die beispielsweise im Zistakapitel beschriebenen Flutwellen werden an sich leicht verständlich, da es am Ende einer Mondzeit sich mehrfach ereignen mußte, daß Wassermassen sich mit solchen des Magmas berührten. Wir können ähnliche Vorgänge auch im gegenwärtigen Erdgeschehen, wenn auch in kleinerem Maßstabe, verzeichnen. Flutwellen, wie wir sie im Kapitel von der Sichel oder vom weißen Stein beschrieben finden, sind wiederum nichts Außergewöhnliches für die damalige Zeit. Sie werden insbesondere durch Dehnung der Exzentrizität des kurz vor seiner Zertrümmerung stehenden Tertiärmondes bewirkt, wie wir unmittelbar vor seinem gänzlichen Zerfall mit allenthalben erhöhter Flutwirkung auf Erden zu rechnen haben.

Wenn im Roman die Rede ist, daß bei Aratons Ritt dem Nordland zu sich eine schnell zunehmende Kälte und entsprechende Luftverdünnung bemerkbar machen, so hängt dies mit der Absaugung der Luftmassen durch den bis auf wenige Erdradien sich genäherten Tertiärmond zusammen. Als Folge der Flutwirkung auf den

Luftmantel der Erde muß eben die Luftbegrenzungskurve vom Äquatorluftwulst nach Norden und Süden jäh abfallen. Die spiralige Annäherungskurve des Trabanten muß kurz vor seinem Niederbruch sehr steil werden, woraus die im letzten Jahre des Nordlandfeldzuges einsetzende erhöhte ungewöhnliche Kälte und Luftverdünnung durch letztmalige erhöhte Abfangung durch den Flutzug des Trabanten erklärbar werden. Daß während eines Mondniederbruches vor allem alle Ostwände hoher Berge und Gebirge wie Unterstände gegen schweres Flachbahnfeuer wirken, geht aus dem welteislich abzuleitenden Einschußspiel der Mondtrümmer und ihrer Fallbahnen hervor. An östlichen Gebirgshängen konnte sich somit damals noch am ehesten das Leben und damit der Mensch behaupten. Um vor niedergehenden Mondtrümmern auf jeden Fall geschützt zu sein, mußte er natürliche Höhlen aufsuchen oder sich entsprechend „bombensichere“ Unterstände künstlich schaffen.

Auch die ausgesprochene Rettung der Gruppe Araton auf kilometerdicker mit mehr als Schnellzugsgeschwindigkeit treibender Eisscholle ist nichts Ungewöhnliches. Aus den Berichten unserer Polarreisenden geht wiederholt hervor, wie sie monatelang auf treibender Eisscholle ihr Leben fristeten. Wiederum wird die Eisscholle der Aratonleute von viel größerem Ausmaß gewesen sein, als unsere üblichen Eisberge auf heutigem Ozean. Auch in solches Eis gegrabene Unterschlupfe schützen vor dem fast waagrecht einschlagenden Flachfeuer der Trabantbruchstücke, da ihre senkrechte Durchschlags-



komponente nur sehr gering sein konnte. Die geschilderte Reise einer solchen Eisscholle um die halbe Nordkugel der Erde ist ebenfalls denkbar, ja sogar wahrscheinlich, wie wohl auch eisverschüttete Mammutherden mitdriften konnten. daß eiskonservierte Tierreste späterhin den Lebensunterhalt der wenigen dem Katastrophenschicksal entgangenen Menschen bestritten, ist als ziemlich sicher anzunehmen.

Selbstredend haben sich alle im Roman berührten Naturvorgänge nicht im Zeitraum etwa eines Menschenalters abgespielt. Das Geschehen mußte schon mit Rücksicht auf die handelnden Personen sozusagen zusammengedrängt und der Zeitfaktor allenthalben gestrichen werden. Aber um wenigstens einen Teil der Gedankenwelt der Welteislehre in möglichst vereinfachter Form weiteren Kreisen näherzubringen, mußte schon dieser Weg gewählt werden.

Es bleibt nun noch übrig, an einigen markanten Beispielen zu zeigen, wie aus jener der religionswissenschaftlichen Forschung noch höchst schleierhaft gebliebenen Offenbarung des Johannes schlechterdings der Verlauf einer mondbewirkten Katastrophenzeit auf Erden mit dem gigantischen Abschluß einer Sintflut herauszulesen ist. Hat doch Kiß, wie erwähnt, sich diese Perspektive für seinen Roman ebenfalls zunutze gemacht.

Als zweifellos hochbegabter Denker und Forscher hat der Verfasser der Apokalypse aus entsprechenden Überlieferungsquellen geschöpft und aus Vergangenen zugleich eine Prophetie des Zukünftigen gemalt. Was

nebenbei erwähnt für unser zukünftiges Erdenschicksal bedeutsam erscheinen könnte, da ja auch unser Jetztmond sich dereinst der Erde angliedern wird. Er spricht vom „Gläsernen Meer“ und vom „Weißen Stein“, und die Deutung ist durchaus nicht erzwungen, dahinter zunächst den vereisten Tertiärmond und zum andern das Binneneis der Erde zu vermuten. Galt doch ursprünglich das griechische Kristallos für Eis, ein Begriff, der dann erst nachträglich auch für Kunstkristall, bezw. für Glas verwendet wurde. Wenn deshalb Johannes ein „Gläsernes Meer gleich dem Kristall“ erwähnt, so deckt sich damit (und an Einzelheiten wird dies noch durchsichtiger) das Vorhandensein eines im reflektierten Sonnenlicht stark leuchtenden vereisten Mondes. Ohne Zweifel hat der Apokalyptiker vielfach in versteckten Rätseln gesprochen, um seiner Bildmalerei von der Erneuerung und dem Endgericht gewisses Pathos zu verleihen und wiederum erscheint bei ihm die Reihenfolge der Gesichte, denen wirkliche Naturbegebenheiten zugrunde liegen, mehr oder minder gestört.

Wir befinden uns in unmittelbar vorsintflutlicher Zeit, d. h. vor dem Niederbruch des Tertiärmondes. Der Mensch der Tropen konnte damals diesen Mond allenfalls als Sichelgestalt sehen, bei der großen Erdnähe allerdings von riesenhaftem Ausmaß. Eine Schau als Vollmond war vergeblich angesichts des 90 Grad im Diameter messenden Erdschattens und der nahe äquatorangeschmiegtten Mondbahnebene. Es ist deshalb auch folgerichtig in der „Offenbarung“ von einer großen scharfen Sichel oder Hippe die Rede. „Schlag mit deiner

Sichel und ernte; denn die Zeit zu ernten ist gekommen, denn die Ernte der Erde ist dürr geworden!“ (Offenb. 14, V. 15.) Oder. „Schlag an mit deiner scharfen Hippe und schneide die Trauben am Weinstock der Erde; denn seine Beeren sind reif.“ (Offenb. 14, V. 18.)

Wenn es heißt (Offenb. 8. V. 12.). „Und es ward geschlagen das dritte Teil der Sonne und das dritte Teil des Mondes und das dritte Teil der Sterne, daß ihr drittes Teil verfinstert war, und der Tag das dritte Teil nicht schien und die Nacht desgleichen“, – so dürfte sich hinter diesem Bilde des vierten posaunenden Engels die unmittelbar vorsintflutliche Zeit mit den täglich mehrmaligen Sonnen- und Mondfinsternissen (infolge des die Erde rasend umstürmenden Mondes) verbergen.

„Und ein großer Hagel (Offenb. 16, V. 21) wie ein Zentner fiel vom Himmel auf die Menschen; und die Menschen lästerten Gott über die Plage des Hagels, denn seine Plage ist sehr groß.“ Die Mondauflösung hat begonnen und die ersten Eistrümmer der Mondschale erreichen auf Spiralwegen tangential die Atmosphäre. Die summarische Wirkung vieler von West nach Ost den Tropengürtel umziehenden Hagelstürme ist bisweilen ungeheuer. Auch dürfte die Einschußgeschwindigkeit einzelner Eisblöcke durchaus unter acht Kilometer in der Sekunde bleiben. Aus diesem Grunde wird auch die Zersplitterung des Eises nicht bis zu so kleinem Korne gedeihen wie bei einem heutigen Hagelschlag und es wird somit plausibel, daß auch zentnergroße Eistrümmer den Erdboden erreichen. Daher auch die vermeldete Plage des wochenlangen großen Hagels.

„Und siehe, (Offenb. 6, V. 12 - 16) da ward ein großes Erdbeben, und die Sonne ward schwarz wie ein härener Sack, und der Mond ward wie Blut und die Sterne des Himmels fielen auf die Erde, gleich wie ein Feigenbaum seine Feigen abwirft, wenn er von großem Wind bewegt wird. Und der Himmel entwich wie ein zusammengerolltes Buch; und alle Berge und Inseln wurden bewegt aus ihren Örtern. Und die Könige auf Erden und die Großen und die Reichen und die Hauptleute und die Gewaltigen und alle Knechte und alle Freien verbargen sich in den Klüften und Felsen an den Bergen, und sprachen zu den Bergen und Felsen. Fallet über uns und verberget uns vor dem Angesichte des, der auf dem Stuhle sitzt, und vor dem Zorn des Lammes!“ Diese Worte würden die Mondauflösung kennzeichnen, indem die zur Erde fallenden Sterne den Mondeistrümmern entsprechen und die Schwärze der Sonne eine allgemeine Verfinsterung widerspiegelt. Das große Erdbeben resultierte in den Erschütterungen, die im Maße der Mondauflösung insbesondere in Äquatorgebieten der Erde vor sich gehen.

„Und der Engel nahm das Räucherfaß (Offenb. 8, V. 7 bis 11) und füllte es mit Feuer vom Altar und schüttete es auf die Erde. Und da geschahen Stimmen und Donner und Blitze und Erdbeben ... und es ward ein Hagel und Feuer mit Blut gemengt, und fiel auf die Erde; und das dritte Teil der Bäume verbrannte, und alles grüne Gras verbrannte ... und es fuhr wie ein großer Berg mit Feuer brennend ins Meer, und das dritte Teil des Meeres ward Blut, und das dritte Teil der lebendigen Kreaturen im

Meer starben, und das dritte Teil der Schiffe wurden verderbt ... und es fiel ein großer Stern vom Himmel, der brannte wie eine Fackel und fiel auf das dritte Teil der Wasserströme und über die Wasserbrunnen. Und der Name des Sterns heißt Wermut. Und das dritte Teil der Wasser ward Wermut; und viele Menschen starben von den Wassern, weil sie waren so bitter geworden.“ Was können wir herauslesen? Offenbar das Ereignis, daß der Mondeishagel schon allmählich in einen Schlammhagel und schließlich in einen Eisenberghagel übergeht. Die Atmosphäre ist bereits stark erhitzt und setzt Bäume in Brand. Bei dem brennend ins Meer fahrenden Berge oder dem wie eine Fackel brennenden Stern handelt es sich allenthalben um größere niederbrechende Bruchstücke der sich auflösenden Mondkernmasse, die selbstredend in Reibungsglut geraten waren. Das hierbei entstehende Eisenoxyd und auch der eisenhaltige Teil des Schlammes mußten naturgemäß seichte und küstennahe Meeresteile rot färben, sozusagen in Blut verwandeln. Daß das Leben in den Gewässern hierbei massenhaft zugrunde gehen mußte, ist ganz fraglos. Des weiteren barg der niederbrechende Schlamm allenthalben Natriumverbindungen, Alkalien, Salze, Sulfate, Basen, so daß die fließenden Gewässer ungenießbar und giftig, d. h. bitter, wurden.

„Und der andere Engel goß aus seiner Schale ins Meer; und es ward Blut wie eines Toten, und alle lebendigen Seelen starben in dem Meer. Und der dritte Engel goß aus seiner Schale in die Wasserströme und in die Wasserbrunnen; und es ward Blut.“ Noch deutlicher

erscheint hier (Offenb. 16, V. 3 und 4) die allgemeine Verpestung durch Mondtrümmer ausgesprochen.

„Und der vierte Engel (Offenb. 16, V. 8. 9, und 11) goß aus seiner Schale in die Sonne, und ihm ward gegeben, den Menschen heiß zu machen mit Feuer. Und den Menschen ward heiß vor großer Hitze ... und lästerten Gott im Himmel vor ihren Schmerzen und vor ihren Drüsen.“ Bei abnehmender Mondmasse und den durch Verwerfungen indirekt bewirkten Gasentwicklungen ist allmählich mit einer ungewohnten Zunahme des Luftdruckes und somit auch der mittleren Tagestemperatur zu rechnen. Ferner finden Heißgas-Ausstoßungen infolge innerirdisch-seismischer Vorgänge statt, da ja da die infolge der Mondhubkräfte verzerrte Gesteinshülle der Erde bei sich steigernder Abnahme der Mondmasse sich allmählich wieder in ihre ursprüngliche Gestalt zurückzusetzen drängt. Auch an anderen Stellen der Offenbarung, wie etwa 9, V. 17 und 18, 18, V. 17, oder 20, V. 9, finden sich Anspielungen auf vulkanische Paroxysmen, Erdbeben und dgl. mehr. Es befremdet auch nicht, daß von schmerzhafter Drüsenbildung der Menschen die Rede ist, was angesichts der auf die Menschheit einwirkenden Ereignisse selbstverständlich erscheint. Wir erinnern uns, wie Kieß auch diese Erscheinung seinem Romanwerk eingeflochten hat.

„Und der fünfte Engel posaunte. und ich sah (Offenb. 9, V. 1 und 2) einen Stern, gefallen vom Himmel auf die Erde; und ihm ward der Schlüssel zum Brunnen des Abgrundes gegeben. Und er tat den Brunnen des Abgrundes auf; und es ging auf ein Rauch aus dem Brunnen wie

ein Rauch eines großen Ofens, und es ward verfinstert die Sonne und die Luft von dem Rauch des Brunnens.“ Im Sinne Hörbigers könnten wir hier etwa das Bild eines sich neu bildenden, vielleicht sogar submarinen Vulkanes, vor uns haben, weil von einem rauchenden Brunnen des Abgrundes gesprochen wird – ein Ereignis, das sich in jener kurzen Zeit der Mondauflösung wohl hundertfach abgespielt haben mag. Die Veranlassung zum Auftun eines solchen Brunnen des Abgrundes konnte sehr wohl ein niederbrechender Riesenschlackenbrocken des Mondkerns gegeben haben. Wenn wir im zehnten Kapitel der Offenbarung (V. 5 und 6) lesen, daß „hinfort keine Zeit mehr sein soll“, so wurde dies darauf hinweisen, daß der Mensch der unmittelbar vorsintflutlichen Zeit tatsächlich einen Maßstab für die Zeit verloren hatte. Fehlte ihm doch schlechterdings jetzt der zeitmessende Wechsel von Tag und Nacht, Sommer und Winter. Alles war ja in Aufruhr, und der sich nunmehr rasch nähernde und verhältnismäßig rasch zerfallende Mond hatte jedes Zeitgefühl im Keime erstickt. Schon weiterhin interessant ist dann die Feststellung, daß der Apokalyptiker nach Schilderung all der Grauen und all des Elends, das allenthalben über die Erde geht und sozusagen als Strafgericht zu werten ist, schließlich von einem neuen Himmel und einer neuen Erde spricht. „Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde verging und das Meer ist nicht mehr,“ heißt es einleitend im einundzwanzigsten Kapitel.

Dies ist gemäß den Folgerungen der Welteislehre

durchaus einleuchtend. Wie ermahnt standen dem Verfasser der Apokalypse vorwiegend tropische Überlieferungsquellen zur Verfügung. Sie alle sprechen von den ungeheuren Schicksalsschlägen der auf Tropenasyle versprengten Menschenreste während des Mondniederbruches. Diese Menschenreste saßen allenthalben buchstäblich im Meere, inmitten der sie umbrausenden Gürtelflut. Mit dieser umbrausenden Gürtelflut war es aber in dem Augenblick vorbei, als der Mond verschwunden, d. h. seine Masse derjenigen der Erde einverleibt hatte. Als Sintflut floß die Gürtelflut ab, den Tropenbewohnern galt dies als ein Zurückweichen des sie umbrandenden Meeres. Wurden doch jetzt insbesondere die Äquatorgebiete wieder entwässert und vor dem noch von den Fluten bespülte Landteile tauchten auf. Die Sintflut als solche spielt deshalb auch in den Darlegungen des Johannes eigentlich gar keine Rolle, das tropische Überlieferungsgut hat eben wohlweislich die Gürtelflut, hat das hauptsächlich äquatorwärts vor sich gehende Mondniederbruchs-Schauspiel im Auge.

Schon daß Johannes von einem entschwundenen Meere spricht, rechtfertigt umgekehrt wieder die Behauptung, daß er eben aus tropischen Überlieferungen schöpfte. Das Äquatormeer war wirklich nicht mehr, obwohl infolge des Mondniederbruches der absolute Wassergehalt der Erde in wenigen Wochen um ein Beträchtliches zugenommen hatte. Eine vollständig neue Lagerung der Wassermassen der Erde hatte Platz gegriffen. Und in mehrfacher Hinsicht war tatsächlich eine ganz neue Erde entstanden. Nicht nur die Uferlinien der



unmittelbar vorsintflutlichen Zeit hatten sich total verändert, sondern das neue Land selbst war mit einer neuen, mächtigen Schicht von Lehm und Löß (Mondkerntrümmer!) bedeckt. Nach all den furchtbaren Schrecknissen des Mondkataklysmus, den riesenhaften Vereisungen von Norden und Süden her, den tausendfachen täglichen Gefahren für Menschen und Tiere, mußte nun diese Erdumgestaltung wie eine Art Erlösung wirken, wenn auch die Nachwehen der Schreckenszeiten noch Jahrtausende sich bemerkbar machten. Es war wirklich schon eine „Neue Erde“ geworden, der nicht allein in den Tropen, sondern recht eigentlich auch auf allen gemäßigten Breiten ein ewiger Frühling winkte. War doch der Jahreszeitenwechsel vorläufig so gut wie ausgelöscht, was in der nunmehrigen Stellung der Erdachse (zur Ekliptik) begründet liegt.

Auch der bisherige Himmel war vergangen, wie Johannes ganz richtig folgert, denn die Erde besitzt jetzt für eine Weile keinen Mond mehr, ist in das Zeichen einer mondlosen Zeit, einer geologisch ruhigen Spanne, eingetreten. Es war dies die letzte mondlose Zeit vor unserer Gegenwart. Inzwischen hat unsere Erde wieder ihren Mond, den sie aber erst vor einigen Jahrtausenden zu sich fesselte und ihn zwang, sein Dasein als selbständiger Planet aufzugeben. Als unser heutiges „Gläsernes Meer“ steht er am Himmel und wird der-einst im verstärktem Masse nur wiederholen, was sein Vorgänger, das gläserne Meer des Johannes, der Erde an Schicksalen und Schrecknissen aufbereitete. Doch bis

dahin hat es noch gute Weile. Studieren wir deshalb einstweilen lieber in den Runen der Vergangenheit, die noch niemand bislang allgewaltiger zu entziffern sich bemühte als eben jener Schöpfer der Welteislehre, dem auch der Verfasser vorstehenden Werkes den Stoff dafür verdankt.

Im Juni 1930.

Auf eine volkstümliche und schmissige „Einführung in Hörbigers Welteislehre“ vom Verfasser dieses Romanes Edmund Kiß sei hier noch besonders hingewiesen. Mit 13 Aufnahmen ausgestattet kostet der 116 Seiten starke Band, schmuck kartoniert, nur 2 RM. (v. Hase & Koehler, Verlag, Leipzig.)

Die Abwanderung ganzer Rassen aus dem hohen Norden deutet ein weiteres Buch von Edmund Kiß. „Die kosmischen Ursachen der Völkerwanderungen.“ (Im gleichen Verlag erschienen. Steif kartoniert 2 RM.)